Bibliothek für das deutsche Volk.

Eine Sammlung
der Schätze aus den Meisterwerken aller Nationen,
vorzüglich Deutschlands.
Mit Bildnissen und Lebensbeschreibungen.

Herausgegeben von
Ferdinand Schmidt.

Zweiter Band.

Das Buch der Märchen

Mit Ludwig Tiecks Portrait.

Berlin.
Verlag von Carl Barthol.





Ludwig Tieck.

Das Buch

der



Herausgegeben

von

Ferdinand Schmidt.

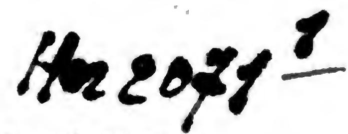
> Mondbeglänzte Zaubernacht,
> Die den Sinn gefangen hält,
> Wundervolle Märchenwelt,
> Steig' auf in der alten Pracht!
>
> L. Tieck.

Mit Ludwig Tiecks Portrait.



Berlin.

Verlag von Carl Barthol.



Joh. Carl August Musäus,

geboren 1735 zu Jena, starb als Prof. 1787 zu Weimar.

Musäus wandte sich, als er mit einigen, allein für die gebildeten Stände berechneten Werken Fiasco gemacht hatte, an den frischen, ewig sprudelnden Quell der Volksdichtung, und ließ sich von alten Soldaten, alten Frauen und Handwerksburschen Märchen erzählen, die er aufschrieb und unter dem Titel „Volksmärchen der Deutschen" herausgab. Zu bedauern ist es, daß er die Märchen nicht schlicht und treu wieder gab, wie er sie aus Volksmund empfing. Dennoch sind sie eine Fundgrube von Witz und Laune, weswegen sie auch eine große Ausbreitung gefunden haben.

Volksmärchen der Deutschen, Gotha 5 Th. 1782 — 86. spätere Ausg. von Wieland, dann durch Jacobs besorgt, darnach in 6 Th. Leipz. 1842 herausgegeben. v. Fülleborn. — Neuerdings hat Gustav Mayer in Leipzig eine Prachtausgabe (mit Holzschnitten von Ludw. Richter) veranstaltet. —

Clemens Brentano,

geboren 1777 zu Frankfurt am Main, starb 1842 in Aschaffenburg.

Reich begabt, aber oft dem Phantastischen und Mystischen sich hinneigend.

Ein großes Verdienst erwarb sich Brentano dadurch, daß er (im Verein mit Achim von Arnim) eine Sammlung der vorzüglichsten deutschen Volkslieder veranstaltete. Sie führt den

Titel „Des Knaben Wunderhorn." Als besonders bemerkenswerthen und reich an [illegible] gelungenen Parthien sind unter seinen Märchen zu nennen: „Der Schulmeister Klopfstock und seine fünf Söhne" und „Gockel, Hinkel und Gackeleia." Auch einige seiner Novellen machen einen wahrhaft poetischen Eindruck, namentlich die „mehreren Wehmüller" und die ergreifende Geschichte „vom schönen Annerl und braven Kasperl." Letztere Geschichte ist in einer billigen Ausgabe erschienen.

Joh. Heinrich Jung, genannt Stilling,

geboren 1740 zu Grund im Nassau'schen, gest. 1817 zu Carlsruhe.

Ein edler Mensch voll hingebender Liebe und lauterer Frömmigkeit, der äußeren Lebensstellung nach Arzt und Finanzmann, als Schriftsteller aber den Theologen beizuzählen.

Die Selbstbiographie „Heinrich Stillings Leben" gehört, namentlich in den ersten Theilen, zu den sinnigsten, gemüthreichsten Darstellungen, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Einen unangenehmen Eindruck macht die Einmischung und Begünstigung des Sectenwesens seiner Zeit.

Der Evang. Bücher-Verein in Berlin hat kürzlich eine billige Ausgabe von Heinrich Stillings Leben veranstaltet.

Christ. Ernst Freiherr von Houwald,

geboren 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz, landständischer Syndikus, starb 1845 zu Neuhaus bei Lübben.

Ein gemüthreicher Dichter, von nicht unbedeutendem Talente für das Lyrische und die Erzählung.

Fürst von Pückler-Muskau,

geboren 1785. Fürst Pückler hat uns in einer Reihe von Werken in geistreicher Weise, mit Reflexionen aller Art, die Sitten und Gebräuche der verschiedensten Völker geschildert.

Wilhelm Hauff,

geboren 1802 zu Stuttgart, starb daselbst 1827.

Beachtungswerth durch vortreffliche Schilderungen der ältern und neueren Volkszustände seines engeren Vaterlandes. Durch seinen „Lichtenstein“ hat er sich den Namen des Schwäbischen Walter Scott erworben. Seine Märchen sind reich an volksthümlichen Motiven. „Das kalte Herz,“ das unsre Sammlung bringt, gehört zu den schönsten Erzeugnissen der deutschen Literatur.

Sämmtliche Schriften. Mit des Dichters Leben v. G. Schwab. Stuttgart 1840. Die Märchen sind in einer billigen Schulausgabe erschienen.

Die Brüder Grimm.

Jacob Grimm, geboren 1785 zu Hanau, Wilhelm Grimm, geboren 1786 ebendaselbst. Beide Brüder leben als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Beide Brüder haben auf dem Gebiete der deutschen Alterthumskunde Vorzügliches geleistet. Nicht nur die Wissenschaft bereicherten sie durch ihre tief eingehenden Forschungen, sondern sie erschlossen auch durch die Sammlungen ihrer Märchen und Sagen dem Volke den frischen Born volksthümlicher Dichtung. Die meisten ihrer Werke wurden von ihnen, die fast immer beisammen lebten, gemeinsam gearbeitet, und jetzt sind sie eben dabei, ein Nationalwerk herauszugeben, das große deutsche Wörterbuch, das den unendlichen Reichthum der deutschen Sprache von Luther bis Goethe in sich begreifen und alle Wörter mit ihren Bedeutungen, alle Sprüchwörter und Redensarten aus den Quellen belegen soll. Möge das edle Brüderpaar dem deutschen Volke noch lange erhalten bleiben!

Kinder- und Hausmärchen 1812. Sie sind jetzt in einer billigen Ausgabe erschienen. — Die altdeutschen Wälder, 1813—16. — Die beiden ältesten Gedichte, das Lied von Hildebrand und Hadebrand und das Weißenbrunner Gebet, 1812. — Der arme Heinrich. — Lieder der alten Edda. — Deutschen Sagen, 1816—18. — Irische Elfenmärchen, 1826. — Der Rosengarten, 1836. — Die Deutsche Heldensage, 1829. — Die Sprüche Freydanks, 1834. — Das Rolandslied, 1838. — Die goldne Schmiede, 1840. — Sylvester oder Conrad von Würzburg, 1841. — ꝛc

---

Carl Immermann,

geboren 1796 zu Magdeburg, starb als Landgerichtsrath in Düsseldorf 1840.

Ein geistvoller Dichter, der sich besonders als Satyriker hervorthat. („Die Epigonen 1836, der Münchhausen 1838") Immermann lieferte auch einen höchst beachtungswerthen Beitrag zur Volksliteratur. Aus der dürren Haide der Speculation

und Kritik führte ihn ein guter Genius in die Geist und Gemüth erfrischende Oase des Natur- und Landlebens zurück, und er gab uns in „Oswald und Liesbeth" eine Dorfgeschichte, die ganze Ballen ähnlicher Erzeugnisse aufwiegt. Sie führt uns das Volksleben ohne Vertuschung, ohne Geßnersche Schminke vor, und es paßt auf sie ganz das Wort, das der östereichische Dichter Schuselka bei einer Gelegenheit aussprach: „Einige Dichter, sagte er, heben das Ehrwürdige und Ehrenhafte des Volkslebens hervor, ohne deswegen die Schwächen und Uebel desselben leugnen oder beschönigen zu wollen. Sie erkennen und zeigen, daß im eigentlichen Volke noch immer der alte Kern, die allernährende Wurzel der Gesellschaft ist; sie zeigen, daß das Herz des eigentlichen Volkes noch immer ein heiliger Tempel aller menschlichen, bürgerlichen und religiösen Tugenden ist." Die Geschichte „Liesbeth und Oswald" ist vorläufig dem Volke nicht zugänglich, denn sie ist im „Münchhausen," einem mehrbändigen Romane enthalten, durch den sie sich wie eine duftende Guirlande zieht. Außer der genannten Geschichte enthält der „Münchhausen" auch noch das vortreffliche Märchen: „Der junge Münchhausen," eine Perle der Märchenliteratur. Immermann hat sich endlich auch als lyrischer und epischer Dichter hervorgethan.

Gesammelte Schriften. Düsseldorf. 1835—41. 13 Bde.

Jeremias Gotthelf,

geb. 1797 in Murten, lebt als Pfarrer in Lützelflüh im Kanton Bern. Sein wirklicher Name ist Albert Bitzius.

Im Jahre 1835 schrieb Jeremias Gotthelf sein erstes Volksbuch: „Der Bauerspiegel."

Da ihm unter den Volksschriftstellern der erste Preis gebührt, möchte eine etwas genauer eingehende Besprechung seiner Thätigkeit an der Stelle sein. Erst bei Kenntnißnahme seiner beiden ersten Werke: „Der Bauerspiegel“ und „Uli, der Knecht“ wurde uns die Aufgabe des Volksschriftstellers vollkommen klar. In den Sitten, Gebräuchen, Ausdrucksweisen, Sprüchwörtern, Märchen, Sagen und Liedern eines Volkes liegen die Goldadern seines Werthes. Sie muß der Volksschriftsteller, indem er sich mit beschaulichem Sinne tief in den Volksgeist versenkt und ihn in sich aufnimmt, klar erkennen und sie dem Leser vors Auge halten; er muß vor den Augen des Lesers die Befreiung des Gesunden von dem Kranken, des Ewiggültigen von dem Zufälligen oder Abgelebten in überzeugender Weise vornehmen. Er darf aber nicht als Moralprediger auftreten. Das, was er darlegen will, muß sich aus der Entwickelung der Charactere in seinen Erzählungen, aus den eintretenden Situationen naturgemäß ergeben. Er muß ein Herzenskundiger und ein Herzenskündiger sein. Er muß im Besitz des Zauberstabes sein, der die Brust der Personen, die er uns vorführt, gleichsam vor den Augen des Lesers aufschließt, so daß derselbe hineinsehen kann in die tiefsten Werkstätten der Gedanken. Der Leser muß es sehen, wie die Gedanken und Gefühle sich äußern in Wort und That, so natürlich, wie die Säfte des Baumes in Blüthen und Früchten sich äußerlich kund geben. Der wahre Volksschriftsteller giebt sich nicht dazu her, irgend eine religiöse oder politische Partei zu vertreten. Die Volksschrift hat es so wenig wie die Kanzel und die Volksschule mit Parteibestrebungen zu thun. Nicht für ein besonderes Bekenntniß, sondern allein im Interesse wahrer Sittlichkeit hat ein Volksbuch zu wirken. Dann streut es keinen Hader und Zwist aus, sondern ist für Alle ein Lebenstrank, der schlumernde Tugenden weckt und die schon vorhandenen kräftigt, dagegen

Leidenschaften bei Freund und Feind zügelt und sänftigt. Eine klare Sonne soll die Volksschrift sein, die da wärmt und leuchtet durch die Lande, gleich beseligend und erquickend für den Fürsten wie für den Bettler.

Das Volksbuch muß endlich mit tausend Wurzeln haften im wirklichen Leben, aus diesem muß es den Saft, den reinen, holen, um ihn durch einen kräftigen, starken Stamm heraufzuführen und zu einer blühenden, fruchtreichen Krone zu verarbeiten. Das ist das Zeichen des wahrhaft Großen, daß es nicht nach Regeln entsteht, sondern daß nach ihm Regeln aufgestellt werden, da es das Maaß der Vollendung in sich trägt. So verhält es sich mit einer Reihe von Schriften Gotthelfs. Betrachten wir eine derselben, den „Uli." Die Anlage der Geschichte ist so einfach; aber welche Wunderwelt vermag das Genie im einfachsten aufzudecken! Das ist das Hohe, das Unvergängliche in dem Werke, daß es rein menschliche Seelen- und Herzenszustände zeigt, die sich in verschiedenen Lagen und auf verschiedenen Lebensstufen wohl in ihrer Besonderheit äußern, aber alle in ihrem Grundton etwas Gleiches haben. Darum klingt es auch in jeder Brust an, darum werden auch für Jeden, er mag in der Hütte oder im Palast geboren sein, Seelenzustände geschildert, in denen er zu seinem Erstaunen sich selbst findet. Menschen treten in dem Buche auf, Menschen mit Fleisch und Bein, nicht Puppen, nicht Carricaturen, nicht Engel, nicht Teufel. Menschen sind es mit Fehlern und Tugenden, die im Kampfe des Lebens stehn. Der Verfasser ist auch, wie Eugen Sue, herabgestiegen in die untersten Schichten der Gesellschaft, aber seine Feder ist dennoch rein und keusch geblieben; er kennt die Thorheiten, die Schwächen, die Leidenschaften der Menschen, er kämpft gegen sie, aber nicht mit einem Herzen voll Haß und Bitterkeit, nicht mit einer Feder voll Gift, sondern mit dem Sonnenblicke der Liebe, die über Böse und Gute scheint. Die

Wahrheit des Lebens ist ergreifend und überwältigend, und das Ganze wird doch durchweht von einem poetischen Hauche, der so mild und würzig ist, wie Alpenduft. —

Nicht über alle Schriften Gotthelfs können wir ein so günstiges Urtheil fällen. Gotthelf hat mehr und mehr den früheren Standpunkt verlassen, ist ein religiöser und politischer Eiferer geworden und hat die Volksschrift zum Schemel seiner Parteibestrebungen erniedrigt.

Wie unbedingt nachtheilig Volksschriften wirken, die im Sinne einer Partei geschrieben sind, läßt sich unschwer nachweisen. Die Geistesschlachten zwischen den Parteien werden Tag für Tag geschlagen; ihre Schlachtfelder sind die Tagesblätter, die Zeitungen. Hier knattert das Kleingewehrfeuer des Parteikampfes unaufhörlich, und einem Jeden steht es frei, als Zuschauer oder Theilnehmer des Kampfes aufzutreten. Meint Jemand reich an Munition zu sein, nun, so steht es ihm ja frei, schweres Geschütz aufzufahren und seine Ladungen in Streitschriften erdröhnen zu lassen. Zwischen Streitschriften und Volksbüchern soll aber stets — die Natur der Sache erfordert dies — eine breite Kluft unterhalten werden. Das Volksbuch hat eine durchaus friedliche Mission, und es ist Pflicht jedes aufrichtigen Volksfreundes, eindringlich dafür zu sprechen, daß ihm diese Mission nicht verkümmert werde. Es soll in der Stille des Hauses die tiefsten Lebenskeime der Sittlichkeit in den Gemüthern der Leser entwickeln und fördern. Diesen Anforderungen entsprechen nun eben die letzteren Schriften Gotthelfs nicht. Es thut uns wahrlich leid, nicht ein unbedingtes Lob über alle Werke Gotthelfs aussprechen zu können. Doch der Wahrheit gebührt allezeit die Ehre, und wir haben uns bemüht, sie auszusprechen, so weit es uns möglich war, dieselbe zu erkennen.

Das Märchen
von dem
Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen.

Von

Clemens Brentano.

Es war einmal ein Mann, der hieß Klopfstock und hatte fünf Söhne: der erste hieß Gripsgraps, der zweite hieß Pitschpatsch, der dritte hieß Piffpaff, der vierte hieß Pinkepank, der fünfte hieß Trilltrall.

Der gute Klopfstock hatte seine Söhne sehr lieb und wollte sie gerne etwas Recht's lernen lassen; aber bei ihm war Noth in allen Ecken, das Dorf, wo er Schulmeister war, war abgebrannt und die Schule auch und die Bauern auch und die Schuljungen auch; er war mit seinen fünf Söhnen allein übrig geblieben.

Er setzte sich also auf einen Stein mitten in dem abgebrannten Dorf, und seine fünf Söhne traten um ihn her, und er sprach zu ihnen: „Herzliebe Jungen! ich bin plötzlich ein armer Mann geworden, und so gern ich euch auch zu gelehrten Leuten aufziehen wollte, fehlen mir doch alle Mittel dazu; denn erstens kann ein leerer Magen nicht viel Gelehrtes sagen, und zweitens sind mir alle meine ABC-Bücher in der Schule verbrannt. Ich muß euch daher in alle Welt schicken, daß ihr

euch selbst etwas versucht; ihr seid schon große Bursche und müßt sehen, wo ihr Herren findet, denen ihr dienen und bei denen ihr etwas lernen könnt. So lebet denn wohl, ein jeder folge seinem Beruf, und nach einem Jahr besucht mich wieder, da will ich euch examiniren, ob ihr etwas gelernt habt. Bis dahin will ich sehen, ob ich aus dem herumliegenden Holz mir wieder eine Hütte zusammengebaut habe, damit ich euch beherbergen kann." — Da sagten die Söhne: „Wir wollen treulich thun, was du uns befohlen, aber du hast gesprochen, ein jeder folge seinem Beruf: was ist denn nun der Beruf?" Da wußte der Schulmeister nicht gleich, was er sagen sollte, was Beruf sei, und rieb sich lange die Stirne. Endlich sagte er: „Beruf kommt her von rufen; was euch ruft, das ist euer Beruf." — Da fragten die Söhne wieder: „Aber, Vater! was ruft uns denn?" und der Schulmeister sagte: „Euer Namen ruft euch." — Da sagten die Söhne wieder: „Ihr, Vater, heißt Klopfstock, euer Name ist Klopfstock, was ist nun euer Beruf?" Da wurde der Vater ungeduldig und sagte: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn gelehrte Leute beantworten können; ja, mein Name ist Klopfstock und mein Beruf ist Klopfstock, nämlich ich soll so dumme Narren mit dem Stocke recht ausklopfen," — und da nahm er seinen Stock und wollte seinen Söhnen einen Denkzettel mitgeben; aber sie nahmen die Beine auf die Schultern und liefen, so schnell sie konnten, davon.

Als sie ein Stück Wegs zurückgelegt hatten, war es Abend, und sie legten sich in einem Walde nieder, und redeten davon, was doch jeder für einen Beruf haben möchte. Da hörten sie auf einmal Leute sprechen, die vorbeigingen. Einer sagte zum Andern: „Viele Mühe hat es gekostet, bis wir hinauf kamen, dann ging es aber auch lustig, gripsgraps." — Kaum hatte Gripsgraps seinen Namen nennen hören, als er von seinen Brüdern aufsprang und zu ihnen sagte: „Gripsgraps heiß

ich, Gripsgraps ruft's mich, Gripsgraps ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf; über's Jahr sehen wir uns wieder beim Vater." Da sagten sie sich Lebewohl, und er eilte den Leuten nach, die von Gripsgraps gesprochen hatten.

Gegen Morgen hörte der jüngste Bruder Trilltrall die Vögel im Wald so trillern und trallern, da sagte er zu den andern: „Lebt wohl, lieben Brüder! Trilltrall heiß ich, Trilltrall ruft's mich, Trilltrall ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf." Und da nahm er Abschied und lief tiefer in den Wald.

Als sie noch weiter kamen, gingen sie auf eine Wiese, da stand eine Menge Volks und schoß mit der Büchse nach der Scheibe, und das ging immer: piff paff. Da sagte der eine Bruder: „Piffpaff heiß ich, Piffpaff ruft's mich, Piffpaff ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf." Und da nahm er auch Abschied und ging zu den Schützen.

Die zwei Andern gingen durch die Stadt, da hörten sie auf einmal pinke pank, pinke pank klingen, und guckten sich um, da stand ein Apotheker und stieß im Mörser pinke pank, pinke pank.

Da nahm der eine Bruder Abschied vom andern mit den Worten: „Pinkepank heiß ich, Pinkepank ruft's mich, Pinkepank ist mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf," und ging zum Apotheker.

Da war nun der Bruder Pitschpatsch allein, und da kam er an einen Fluß und wollte überfahren und rief den Schiffsleuten jenseits zu: „Hol über! hol über!" Die setzten sich in den Kahn und die Ruder gingen pitsch patsch, pitsch patsch, und da sprang er freudig in den Kahn und sagte: „Pitschpatsch heiß ich, Pitschpatsch ruft's mich, Pitschpatsch ist

mein Beruf, zu dem mich Gott im Himmel schuf," und blieb bei den Schiffsleuten.

Als das Jahr herum war, hatte sich der Schulmeister Klopfstock seine Hütte bereits wieder aufgebaut bei einem großen schattigen Baum, und als der Tag herankam, an welchem seine Söhne wieder aus der Fremde kommen sollten, setzte er eine Schüssel voll Kartoffeln auf den Tisch und Bänke d'rum herum; da pochte es an der Thüre, und vier seiner Söhne kamen anständig und wohlgekleidet herein, nur Trilltrall fehlte noch.

Klopfstock umarmte sie alle vier und fragte, wo denn Trilltrall sei. Da sprachen sie: „Der steht vor der Thür und schämt sich, weil er so häßlich aussteht." Da ging der Vater hinaus und sah den Trilltrall unter einem Baum stehen. Er sah ganz wild und lumpig aus, die Haare waren ihm so lang gewachsen und er war ganz braun im Gesicht und redete kein Wort als st! st! still! horch! still! wozu er den Finger auf den Mund legte. Da sagte der Vater: „Laßt den armen Schelm stehen, er ist ein Narr geworden, wir wollen ihm hernach ein Paar Kartoffeln hinausbringen, kommt und eßt." Da setzten sie sich zu Tisch und aßen und der Vater fragte den Aeltesten: „Gripsgraps! was hast du gelernt in der Fremde?" Da sagte dieser:

„Gripsgraps heiß ich,
Gripsgraps rief's mich,
Gripsgraps ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

Vater! ich habe gelernt Gripsgraps machen und bin ein so geschickter Dieb, daß ich Alles zu stehlen weiß und läge es unter hundert Schlössern verschlossen! Auch kann ich mit zwei Dolchen an einem steilen Thurm hinaufklettern, wie auf einer Leiter!"

„O! du unglücklicher Sohn!" rief der Vater aus, „was für eine gottlose Kunst hast du gelernt, ich bitte dich um Gottes-

willen, lege dich bei Zeiten auf etwas Anderes, sonst mußt du lernen, ohne deine zwei Dolche an den lichten Galgen hinaufsteigen!" — „Aber was hast du gelernt?" sagte er zu dem Zweiten, und dieser sagte:

„Piffpaff heiß ich,
Piffpaff rief's mich,
Piffpaff ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

Ich bin zu den Schützen gekommen und habe so vortrefflich schießen gelernt, daß ich einer fliegenden Schwalbe das Auge aus dem Kopf heraus schießen kann." —

„Das läßt sich hören," sagte der Vater, „das ist ein herrliches Handwerk, da kannst du uns manchen Braten auf der Jagd schießen; Gott segne dich dafür." Dann sagte er zu dem Dritten: „Was hast du denn erlernt?" Der antwortete:

„Pinkepank heiß ich,
Pinkepank rief's mich,
Pinkepank ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

Ich habe den Apotheker hören im Mörser pinkepank stoßen und bin ein Apotheker geworden und kenne ein Kräutchen Steh auf! — damit kann ich die Todten lebendig machen."

„Gelobt sei der Herr!" sagte der Vater, „du hast etwas Herrliches gelernt; du kannst uns allen helfen, und wenn dein Kräutchen Steh auf! Wort hält, sehen wir einem Aufstand entgegen, der uns zu den reichsten Leuten auf der Welt machen wird." — Nun fragte er den Vierten: „Was hast du denn gelernt?" Der sagte:

„Pitschpatsch heiß ich,
Pitschpatsch rief's mich,
Pitschpatsch ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf.

Ich habe die Ruder der Schiffsleute hören pitschpatsch im Wasser machen, und da bin ich ein Schiffer und Schiffsbaumeister geworden, und habe gelernt, ein Schifflein zu bauen, welches so geschwind fährt, wie eine Schwalbe, die über das Wasser hinstreicht."

„Vortrefflich!" sagte der Schulmeister, „du hast eine ehrbare gute Kunst gelernt, und wir können einmal auf deinem Schiffe um die ganze alte Welt herumreisen und eine ganz neue Welt entdecken."

Nun rief der Schulmeister zur Thüre hinaus: „Trilltrall! komm herein und esse, und erzähle, was du Gutes in der Fremde gelernt hast. Ich glaube schier, du hast dich auf die Bärenhäuterei gelegt, weil du so wild und zottig aussiehst."

Der gute Trilltrall aber sagte nichts und winkte immer mit der Hand, st! st! sie sollten kein Geräusch machen. Darüber ärgerte sich der Vater und sagte zu seinen andern Söhnen: „Wir wollen nur fertig essen, der närrische Kerl weiß nicht, was er will." — Nun aßen sie lustig auf, was da war, und erzählten sich, was sie Alles mit ihren Künsten erringen wollten. Da patschte Trilltrall unter dem Baum auf einmal in die Hände und schrie aus: „Juchheisa! Viktoria! nun ist Alles richtig," — und kam vergnügt in die Stube gesprungen.

„Was ist richtig? ich glaube, in deinem Kopf ist es nicht richtig," sagte der alte Klopfstock. „Pfui! wie siehst du aus, wie die Erde so schwarz, man könnte auf dir ackern und säen, zu essen ist auch nichts mehr da, warum bist du nicht gekommen, als ich dich gerufen?" — „Seid nicht böse, Vater," erwiederte Trilltrall, „aber es ist doch Alles richtig." — „Nun, womit ist es denn richtig?" fragte der Schulmeister ungeduldig. „Das will ich euch hernach erzählen," erwiederte Trilltrall, „erst muß ich essen; aber ich sehe, es ist nichts mehr da; nun muß ich mich selbst umsehen." — Da lief er zur Thüre hinaus in des

Schulmeisters Garten und kam mit einem großen Kohlkopf wieder, in den er wie in einen Apfel biß.

Der Vater und die Brüder mußten recht über ihn lachen, daß ihm der rohe Kohl so schmeckte. „Ja du, mein Gott!“ sprach Trilltrall, „man muß viel lernen auf der Welt, ländlich, sittlich,“ und auf einmal schnappte er mit dem Maule so heftig nach einer dicken Fliege, die durch die Stube schnurrte, daß er beinahe den Tisch umgestoßen hätte. „Delikat!“ sprach er, „es war eine spanische, die erhitzt mir den Magen; da kann ich den Kohl besser vertragen; habt ihr denn gar keine Spinnen hier, Vater?“

„O, du Abscheu!“ sprach der Schulmeister, „willst du gar Spinnen essen!“ — „Ihr wißt nicht, was gut ist, lieber Vater! weil ihr es noch nicht versucht habt. Hat der heilige Johannes Heuschrecken in der Wüste gegessen, so wüßte ich nicht, warum ich so stolz sein sollte, die Spinnen zu verschmähen.“ Da sprach Klopfstock: „Nun, ich bin recht begierig, was du magst erlernt haben, ich glaube gar das Einsiedlerhandwerk.“

„Du hast es beinahe getroffen, lieber Vater!“ erwiederte Trilltrall, „aber das lernt sich sehr leicht; nun höre: Du sagtest, wir sollten unserm Beruf nachgehen, und ich fragte, was der sei, da sagtest du, was euch ruft, das ist euer Beruf. Wie ich nun durch den Wald ging und die tausend Vögel so trillern und trallern hörte, dachte ich:

Trilltrall heiß ich,
Trilltrall ruft's mich,
Trilltrall ist mein Beruf,
Zu dem mich Gott im Himmel schuf,

und ging dem Gesang der Vögel immer weiter nach bis in den tiefen, tiefen Wald; und je dunkler und dichter der Wald ward und je höher die Felsen, je lauter rief es mich und je stärker ward mein Beruf; denn die Vögel trillerten und trallerten

immer lebendiger und so kam ich endlich an einen ganz einsamen stillen Fleck, und da war ein hoher Fels und ein schöner Quell und ein recht angenehmer Rasenplatz und ringsum standen die schönsten Eichen, Buchen, Birken, Linden, Tannen und Fichten durcheinander; und da es schon Abend war und die Sonne unterging, setzte ich mich an einen Eichenstamm dem Felsen gegenüber und zog das Stück Brod aus der Tasche, welches ich noch von dem übrig hatte, das ihr jedem von uns mitgegeben, und aß.

Nun kamen auf einmal eine ganz erstaunliche Menge Vögel schaarenweise von allen Seiten angeflogen und nahmen von den großen Bäumen Besitz und fingen ein solches Trillern und Trallern an, daß man hätte denken sollen, jedes Blättchen auf allen Bäumen fange an zu singen. Auf einmal geschah ein lautes Pfeifen dazwischen, und alle waren so plötzlich still, als wäre ihnen die Pfeiferei allen vor dem Schnabel auf einmal mit einem scharfen Messer abgeschnitten, gerade so, als wenn du sonst in der Schule mit dem Bakel auf den Tisch schlugst und silentium! riefst, liebster Vater! Und nun fing einer allein an zu pfeifen und dann alle mit; aber gar nicht durcheinander, sondern alle das Nämliche und sehr schön im Takt und nach den verschiedenen Stimmen pfiffen sie die Melodie des Abendliedes: „Nun ruhen alle Wälder," worüber ich in das größte Erstaunen gerieth und endlich leise anfing mitzupfeifen. Da sie den letzten Vers ausgepfiffen hatten, waren sie ein Paar Minuten still, als beteten sie für sich, und dann war wieder ein ganz außerordentliches Gezwitscher durcheinander, als wünschten sich die Vögel gute Nacht, worauf sie auseinander in die verschiedenen Bäume nach ihren Nestern flogen.

Ich war durch diese wunderschöne und verständige Musik der Vögel ganz nachdenklich geworden und faßte schon den Entschluß dort wohnen zu bleiben, bis ich ihren Gesang recht

verstehen gelernt. Weil aber die Gegend sehr wild war, so wollte ich doch die Nacht nicht an der Erde zubringen, denn ich hörte es manchmal in den Büschen rasseln, als wenn allerlei wilde Thiere da herumstreiften. Kaum war ich nun auf den Baum gestiegen, als ich von einem benachbarten Baume ein großes Thier herunter kommen sah, welches ich aber wegen der Nacht nicht recht erkennen konnte, es kroch auf allen Vieren nach der Quelle und trank. Nun kam auch noch ein großes wildes Schwein, welches ich an seinem Grunzen erkannte, an das Wasser, und da es sich in den Bach wälzen wollte, ärgerte sich das andere Thier und grunzte auch ein wenig, gerade als wenn es mit ihm zanke, daß es ihm das Bächlein trübe mache. Das Schwein aber ließ sich nicht stören, da gab ihm das andere Thier eine ganz gewaltige Ohrfeige, so daß das Schwein mit großem Klagegeschrei in den Wald fortlief.

Mit großem Erstaunen hatte ich das angesehen und war nicht wenig erschrocken, als das Thier gegen meinen Baum herkam und auf ihn herauf zu klettern begann. Ich zitterte am ganzen Leibe und dachte: Ach, du mein lieber Gott! was wird es mir erst für Ohrfeigen geben! In dieser Angst fing ich an höher im Baum hinaufzuklettern; als das Thier nun meine Bewegung hörte, begann es zu bellen wie ein Hund und kroch immer hinter mir drein. Das Thier schien die Zweige besser zu kennen als ich; denn es that keinen Fehltritt und bellte immer hinter mir drein; ich aber kam auf immer dünnere Zweige und auf einmal sah ich vor mir ein Paar großer feuriger Augen; es knappte eine Eule mit ihrem Schnabel gegen mich und schlug mit den Flügeln, und dicht hinter mir war das große bellende Thier. Ich wußte nicht mehr wohin, um mich zu retten; der Ast brach unter mir, und plumps fiel ich mit großem Geprassel von Zweig zu Zweig hinab an die Erde.

Zum guten Glück hatte ich mir keinen besonderen Schaden

gethan; aber meine Angst war ganz entsetzlich und ich hatte den Muth nicht, mich im mindesten zu rühren oder einen Laut von mir zu geben. Ich blieb ruhig liegen, wo ich hingefallen war, und lauerte ganz scharf, ob das schreckliche Thier mir nachkommen würde. Es kam aber nicht, bellte nur noch eine Zeitlang hinter mir her und wurde hernach ganz ruhig. Da aber durch das Herumkriechen in dem Baume die Vögel aufrührerisch geworden waren, so hörte ich hie und da ein Gepfeife in den Bäumen und einen, der sehr seltsam pfiff, wie ich noch nie etwas gehört. Sodann wurden sie alle nach und nach stille.

Ich rührte mich nicht und hörte nach einer Weile ein ganz entsetzliches Schnarchen, als wenn man Holz säge. Ach, dachte ich, was muß das Thier für ein abscheuliches Maul haben, daß es so gewaltig schnarchen kann! Nun ging der Mond über dem Walde auf und goß seinen wunderbaren Glanz durch die Bäume; da blickte ich mit Angst in das Gelaube des Baumes hinein, von dem ich gefallen war, um etwa zu erkennen, wie das Thier aussähe, weil ich in meinem Leben nichts von einem Thiere gehört hatte, das einem Wildschweine eine Ohrfeige geben und dann wie ein Hund bellend in den Bäumen herumlaufen könne. Bald sah ich seinen schwarzen Schatten in einem Astwinkel liegen, wo es schnarchte; aber es wehten so lange Haare herum, daß ich es nicht erkennen konnte. Indem ich so hinaufsah, hatte ich einen neuen Schrecken: das Thier streckte sich und gähnte ganz entsetzlich uah, uah, und nieste so heftig, daß die Eicheln wie ein Hagelwetter mir auf die Nase rasselten. Aber ich wagte nicht, mich zu rühren, und wie groß war mein Erstaunen, als ich das Thier auf einmal mit lauter und heller Stimme folgendes schöne Lied singen hörte:

„Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall!
Laß deine Stimm' mit Freudenschall
Auf's Lieblichste erklingen;

Komm, komm und lob' den Schöpfer dein,
Weil and're Vöglein schlafen sein
Und nicht mehr mögen singen;
Laß dein Stimmlein laut erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Obschon ist hin der Sonnenschein,
Und wir im Finstern müssen sein,
So können wir doch singen
Von Gottes Güt' und seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht,
Sein Lobe zu vollbringen:
D'rum dein Stimmlein laß erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Echo, der wilde Wiederhall,
Will sein bei diesem Freudenschall,
Und lässet sich auch hören;
Verweist uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben alle Zeit,
Lehrt uns den Schlaf bethören;
D'rum dein Stimmlein laß erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Die Sterne, die am Himmel steh'n,
Sich lassen zum Lobe Gottes seh'n,
Und Ehre ihm beweisen;
Die Eul' auch, die nicht singen kann,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß sie Gott auch thu' preisen;

D'rum dein Stimmlein laß erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Nur her, mein liebstes Vögelein;
Wir wollen nicht die Faulsten sein
Und schlafend liegen bleiben;
Vielmehr, bis daß die Morgenröth'
Erfreuet diese Wälder öd',
In Gottes Lob vertreiben;
Laß dein Stimmlein laut erschallen,
Denn vor Allen
Kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben."

„Ei, das war sein Lebtag kein wildes Thier, welches dieses Lied sang!" rief der Schulmeister Klopfstock aus und Trilltrall sagte: „Ihr habt gut reden, lieber Vater! ihr habt es nicht gesehen auf allen Vieren an's Wasser kriechen, dem Wildschweine die Ohrfeige geben und dann auf dem Baum herumbellen; freilich, als es das schöne fromme Lied so recht aus Herzensgrund durch den Baum sang, in welchen der Mond hineinschien, wie in eine schöne Kirche, und als Echo, der wilde Wiederhall, und die liebe Frau Nachtigall auch sangen zu diesem Freudenschall, und der Quell lieblicher rauschte und der Wald andächtiger lauschte, da zogen die Wölkchen am Himmel nicht mehr so schnell, und der Mond ward noch einmal so hell und alle meine Angst besänftigte sich. Meine Seele, welche gewesen war wie ein Meer, in welches ein großer Felsen hineinstürzte, verwirrt und betrübt voll niederschlagender Wellen, wurde nach dem ersten Verse schon wie ein See, in den ein Fisch, den ein Geier herausgeraubt, frisch und gesund wieder hineinfällt; und nach dem zweiten Vers wie ein See, auf welchen ein singender Schwan

niederfliegt und schimmernde Gleise zieht; und nach dem dritten Vers wie ein See, in welchen eine vorüberreisende Taube ein Zweiglein von dem friedlichen Oelbaum fallen läßt; und nach dem vierten Vers wie ein See, in den ein vorüberziehendes Lüftlein ein Rosenblatt weht; und nach dem fünften Vers war es mir, als sei ich wie ein müdes Bienlein, das über den See fliegen wollte und gar nicht weiter konnte und in großer Angst war, da es zum Wasser herabfiel, auf dieses Rosenblatt gefallen, und als schiffe ich sicher und ruhig auf dem Rosenblättlein hinüber und lande jenseits in einem blumenvollen Garten, aus dem mir die Nachtigallen entgegenschmetterten; mein Herz war so ruhig wie ein Spiegel, in dem sich der Mond anschaut und vor dem der Friede sang:

„Ach, hört das süße Lallen
Der kleinen Nachtigallen!“

Nach diesen Worten sagte Gripsgraps: „Du bist doch ein recht närrischer Kerl, mein lieber Trilltrall! Du siehst so zottig aus wie ein Zeiselbär und sprichst dabei wie Honig so süß; warum sagst du nicht, es sei dir so ängstlich gewesen als mir, da ich zum ersten mal Gripsgrabs machte.“ — „So war es mir nicht,“ sagte Trilltrall, „denn ich hatte nichts Böses gethan; ach, lieber Gripsgraps! du hast ein schlimmes Handwerk; aber ich hoffe, wir werden es bald nicht mehr nöthig haben.“ — „Gott geb' es!“ sagte Gripsgraps und ward ganz ernsthaft.

„Ich kann mir nicht denken,“ sagte Piffpaff, „wie dir am Anfange bange war; es war dir gewiß so wie mir damals, als ich mich verschworen hatte, einem schlafenden Kind einen Apfel aus der Hand zu schießen, den ihm seine Mutter geschenkt hatte. Der Apfel hatte so rothe Bäckchen wie es selbst, und es hatte ihn darum an sein Herz gedrückt. Ach, wie war ich in Aengsten! aber ich konnte es nicht lassen, ich mußte schießen; ich zitterte am ganzen Leibe; ich drückte los — paff — da lag das Kind und ich stürzte auch mit dem Bogen zusammen. Es war mir,

als falle ein Berg auf mich; aber wie war mir, da das Kind mich an den Locken zupfte und vor mir stand und weinend sagte: „Nun mußt du mir einen andern Apfel geben, du hast meinem Apfel einen Pfeil durch die rothen Bäckchen geschossen; ach, mein Apfel! mein Apfel!“ — O! so selig war da Niemand als ich, als es mir den von dem Pfeil durchspießten Apfel reichte! Seht, da trag ich ihn zum ewigen Andenken in meinem Köcher.“ Piffpaff zog den Apfel mit dem Pfeile aus dem Köcher, und die Thränen standen ihm dabei in den Augen. Trilltrall umarmte ihn und sprach: „Es freut mich sehr, lieber Bruder, daß deine frevelhafte Kühnheit dich so reut; aber es war mir nicht wie dir damals, denn du hattest dich zu einem abscheulichen Wagnisse entschlossen. Ach! du treibst ein sehr gefährliches Handwerk, wenn du solchen bösen Gelüsten nachgiebst; aber ich hoffe, du wirst es bald nicht mehr nöthig haben.“ Da wurde Piffpaff ganz roth und sprach: „Ich will so etwas nie wieder thun, darum trage ich diesen Pfeil mit dem Apfel immer in meinem Köcher,“ und nun schob er diesen Pfeil wieder zu den andern Pfeilen.

„Ich kann mir deine Angst recht denken,“ sagte Pinkepank, „es muß dir gerade gewesen sein, wie mir in der Apotheke. Da sollte ich einmal Pillen machen für eine kranke Mutter, deren Kind zu mir kam und sprach: „Ach! lieber Herr Subjekt, gebe er mir etwas recht Gutes und Süßes für die Mutter, das ihr gut schmeckt und sie recht bald gesund macht; denn wenn sie nicht bald gesund wird, so kann sie nicht spinnen, und wenn sie nicht spinnt, kriegt sie kein Garn, und wenn sie kein Garn kriegt, kann ich und die Schwestern keine Strümpfe stricken, und können wir keine Strümpfe stricken, so können wir keine Strümpfe verkaufen, und können wir keine Strümpfe verkaufen, so kriegen wir kein Geld, und kriegen wir kein Geld, so kann die Mutter kein Brot kaufen und müssen wir alle verhungern. Da wollte ich dem Kinde etwas recht Gutes geben und griff

unter den Arzneibüchsen hin und her und holte weißen Zucker aus einer Büchse, in dem rollte ich die Pillen hin und her und gab sie dem Kind, und ließ es selbst eine Messerspitze voll ablecken, worauf es sagte: Ach, das ist süß, das wird der Mutter sehr gut schmecken. Wenn sie gesund wird, Herr Subjekt, will ich ihm ein paar Strümpfe mit Blumenzwickeln und oben einen Sternenrand darum stricken," worauf es fröhlich die Apotheke hinauslief. Als ich die Büchsen wieder an ihre Stellen ordnen wollte: o du allmächtiger Gott! in welches Elend kam ich! ich las, daß auf der Büchse, aus der ich geglaubt hatte, weißen Zucker zu nehmen, mit großen Buchstaben stand, „Bleizucker," welcher ein weißes Gift ist, das ganz wie Zucker aussieht. Wie ein Rasender stürzte ich die Thüre hinaus und rannte durch alle Straßen nach dem Kinde, und fragte überall nach dem Kinde, denn ich wußte nicht, wo es wohnte, ach! und Niemand hatte es gesehen; ich konnte es nicht finden. Jetzt wird die Mutter die Pillen schon gegessen haben und gestorben sein von dem Gift, dachte ich, und das Kind wird auch gestorben sein, dem ich eine Messerspitze voll davon gab. In solcher Verzweiflung rannte ich zur Thüre hinaus und kam an eine kleine verfallene Kapelle. Allerlei wilde Kräuter wuchsen um den kleinen zerbrochenen Altar, der drin vor einem Kreuze stand; wie ein Verzweifelter kniete ich da nieder und rang die Hände und betete zu Gott, er möge sich meiner erbarmen, und möge die arme Mutter und das Kind am Leben erhalten. Indem ich so betete, raschelte neben mir etwas in den Kräutern, und ich sah da eine Eidechse, die auf einem Stein lag und sich hin und her wand, als habe sie große Schmerzen, und andere kleine Eidechschen saßen um sie herum, als wären sie sehr traurig; ach! da fiel mir die Mutter mit den Kindern wieder recht in die Seele, nnd als die kranke Eidechse auf einmal ganz still wurde und todt von dem Stein herabfiel, schrie ich: weh! weh!

jetzt ist sie todt, ach! die gute Mutter, der ich aus Unachtsamkeit Gift statt Zucker geschickt, — ist jetzt gewiß todt! und da betete ich wieder recht innig zu Gott. Sieh'! da raschelte es an der andern Seite, und ich sah die kleinen Eidechschen Blätter von einem Kraute abbeißen, welches da in großer Menge wuchs, und sah, daß sie mit den Blättern zu der todten Eidechse hinliefen und ihr Saft davon in den Mund flößten, und sah, daß die todte Eidechse davon wieder lebendig wurde und frisch und gesund davon lief und die Jugend hinter ihr drein. Wie ein Blitz lief's mir durch die Seele, ich wollte die Mutter aufsuchen und wenn sie auch schon begraben wäre, so wollte ich sie mit diesem Kraut lebendig machen. Ich nahm viel von dem Kraut und lief schnell in die Stadt zurück und fragte von Haus zu Haus, konnte sie aber nirgend finden. Als ich am andern Thor endlich bei dem Thorwärter fragte, sagte er mir, daß heute Morgen ein solches Kind, wie ich gesagt, vom Lande in die Stadt gekommen und ihn nach der Apotheke gefragt habe, daß es auch bald wieder hinausgegangen sei, aber daß er nicht wisse, wohin. Da war meine Angst wieder so groß als vorher, und ich lief nach der Apotheke zurück und wollte nun auch von dem nämlichen Gifte essen, um zu sterben. Ich stürzte nach der Büchse hin und riß sie auf und aß in der Verzweiflung alles, was darin war. Aber auf einmal kam der Apotheker heraus mit einer großen Süßholzwurzel in der Hand und kriegte mich beim Schopfe zu fassen, und prügelte mich ganz abscheulich und rief immer dabei: „O! du naschhafter Zuckerschlecker! da hast du auch Süßholz dazu, du Bengel! erst läufst du den ganzen Tag auf der Straße herum und kömmst Abends zu Haus und schleckst mir noch dazu die Zuckerbüchse aus, da nimm Süßholz, Süßholz dazu;“ und dabei prügelte er immer darauf los. Ich aber rief immer dazu: „O! Herr Principal! schlagen sie mich todt, um Gotteswillen, schlagen sie mich todt, wenn das Gift

mich nicht schon umbringt.“ — Der Herr Principal aber war schon ganz müd' und sprach: „Was redest du von Gift, du Narr!“ — „Ei!“ sagte ich, „war denn kein Bleizucker in der Büchse, es steht ja darauf geschrieben?“ — „Nein, es war Zucker darin,“ sagte der Principal, „ich werde dir Bleizucker dahin stellen, du unachtsames Naschmaul! daß du mir die Leute vergiftest; ich habe alle solche Sachen unter Schloß und Riegel liegen, damit kein Unglück geschieht, und in allen Büchsen, wo hier Gift darauf geschrieben steht, ist nichts als weißer Zucker, damit ihr mir das Naschen sein lasset.“

Ihr könnt euch mein Entzücken denken bei dieser Nachricht; ich kriegte meinen Principal bei den Ohren zu fassen und küßte und drückte ihn viel tausendmal, und tanzte wie ein Narr mit ihm in der Apotheke herum, so daß er anfing um Hülfe zu rufen, weil er glaubte, ich sei rasend geworden. Da kam die Apothekerin herzugelaufen und schlug die Hände über dem Kopf zusammen über den Spektakel, und der Mann schrie zu ihr: „O Quassia! liebe Quassia! gieb ihm Süßholz.“ — Da nahm die Frau Quassia die Süßholzwurzel wieder und prügelte auf mich los ganz erbärmlich, daß ich den Principal fahren ließ, und in der Apotheke herumsprang, daß alle Büchsen auf den Brettern tanzten und die Mörser zu klingen anfingen. Bratsch, fiel eine große Flasche mit Jalap auf die Erde und eine andere mit Oxymel simplex hinten nach; sie ließen mich los und eilten, ferneres Unglück zu verhüten. Ich aber rannte so gegen die Thür, daß ich alle Fenster einstieß, und der König Salomon, der als Schild an der Thüre stand, über den Haufen fiel. Wie unsinnig flog ich zu der Stadt hinaus nach der kleinen Kapelle, und kniete nieder vor dem kleinen Altar und betete die ganze Nacht, bis ich vor Müdigkeit einschlief.

Am andern Morgen konnte ich von dem vielen genossenen Süßholz meinen Rücken kaum bewegen, da nahm ich von dem

Kraut, was neben mir wuchs, und rieb mir den Rücken damit, und auf einmal war ich frisch und gesund. Da betrachtete ich das Kraut sehr genau, und nahm mir Saamen davon mit und spazierte fort, in die Welt hinein.

Als ich einige Tage fortgezogen war, kam ich in einen Wald, da hörte ich ein Kind außerordentlich weinen, ich ging nach der Gegend hin, und da sah ich dasselbe kleine Mägdlein an der Erde sitzen und an einem großen Strumpfe stricken und immer dazu weinen. Ich trat näher und sah, daß es einen kleinen Hund im Schooße liegen hatte, und bitterlich auf ihn nieder weinte. „Liebes Kind,“ sagte ich, „ach die Mutter ist gewiß gestorben, weil du so weinst?“ Da sprang aber das Mägdlein auf und sprach: „Ach nein, lieber Herr Subjekt! die Mutter ist frisch und gesund von seinen guten Pillen, und die Strümpfe für ihn sind auch gleich fertig; ich habe Tag und Nacht gestrickt; seh er die schönen rothen Zwickel!“ — und da breitete sie einen schönen fertigen Strumpf vor mir aus. „Ziehe er den nur gleich an, indeß stricke ich den andern fertig.“ — Ich setzte mich hin, den Strumpf anzuziehen, und während ich meine Schuhe auszog und den Staub herausschüttelte, fragte ich: „Aber Kind, warum hast du denn so geweint?“ — Da fing die Kleine, die über meine Ankunft ihren Kummer vergessen hatte, wieder an zu weinen und sagte: „Ach! lieber Herr Subjekt, ich wollte zu ihm in die Stadt und wollte ihm danken und ihm die Strümpfe bringen, den einen wollt' ich unterwegs fertig machen; da nahm ich auch unser treues Hündchen Wackerlos mit, das krank war, und wollte ihn bitten, er solle dem Hündchen doch eine von seinen Pillen geben, ich wollte ihm ein paar Winterhandschuhe von Seidenhasenhaaren dafür stricken; ach! und denke er sich, als ich bis hierher kam, wollte das treue Hündchen Wackerlos nicht mehr fort. Ich nahm es auf meinen Schooß und setzte mich hier hin, und da sah es mich traurig

an und wedelte ein bischen mit dem Schwanz und streckte sich, ach! und jetzt ist es still und todt. Ach! wäre er nur eher gekommen, da hätte er ihm vielleicht helfen können; aber jetzt geht es wohl nicht mehr?" — Dabei sah mich das gute Mäuslein in großen Sorgen an; ich aber hatte den einen Strumpf schon angezogen und sprach: „Wir wollen es versuchen, liebes Kind!" Da brachte sie mir das Hündlein Wackerlos geschwind herbei; ich nahm von meinen Kräutern und drückte ihm Saft davon in den Mund, da that es die Augen auf, noch ein wenig Saft, da wedelte es ein bischen mit dem Schwanz; noch ein wenig Saft, da leckte es mir die Hände und sprang an dem guten Mägdlein freudig in die Höhe, welches gar nicht aufhören konnte, mir zu danken. Aber schnell setzte es sich hin und strickte den Strumpf aus, während das Hündchen Wackerlos mir alle seine Künste vormachte: Apportiren, Suchverloren, Aufwarten, Bitten, Schildwachstehen, über den Stock springen, wie spricht der Hund, Tanzen, sich todt stellen, nach welchem letzten Kunststück das Hündchen immer zu mir kam und mir die Hände leckte, um mir zu danken, daß ich es lebendig gemacht. „Nun bin ich fertig," sprach das Mägdlein und rief den Wackerlos, und der mußte mir den Strumpf bringen. Ich zog diesen Strumpf auch an, und diese Strümpfe stehen mir recht hübsch, an Sonn- und Feiertagen werdet ihr sie an meinen Beinen sehen. Darauf brachte mich das Mägdlein zu seiner Mutter, die mir nochmals sehr dankte; den andern Tag aber machte ich mich auf die Reise hierher und habe unterwegs noch einige Menschen lebendig gemacht mit meinem Kraut."

„Nun," sprach Trilltrall, „deine Geschichte, lieber Pinkepank, war sehr rührend, aber meine Angst und Ueberraschung war doch ganz anders, als die deinige in der Apotheke; denn du hattest ein böses Gewissen und glaubtest durch Unachtsamkeit Jemand vergiftet zu haben, der Hülfe bei dir suchte. Aber ich

bin versichert, so etwas wird dir nie mehr geschehen.“ — „Gewiß nicht,“ sagte Pinkepank, „die große Angst und das viele Süßholz haben mich auf ewig gewarnt.“

„Alle die Brüder,“ begann nun Pitschpatsch, „haben von großer Angst geredet, um sie mit deinem Schrecken vor dem vermeinten wilden Thiere zu vergleichen, so muß ich denn auch einmal einen rechten Schrecken von mir erzählen: Ich fuhr einstens in einem kleinen Boote auf das Meer hinaus zu fischen, und ein anderer Fischer, ein sehr rauher und harter Mann, den ich kannte, war auch ausgefahren; ich konnte sein Boot von weitem erkennen. Ich warf mein Netz aus und that einen guten Fang; besonders war ein großer Fisch dabei, der sich sehr wehrte und mit dem Schwanz um sich schlug; ich gab ihm deßwegen Eins mit dem Ruder auf den Kopf und schnitt ihm den Bauch auf. Stellt euch meine Verwunderung vor, als ich einen schönen Goldring in seinem Magen fand. Ich steckte ihn freudig an den Finger und wollte eben mein Netz zum zweiten Male auswerfen, als ich zwischen meinem Schiffchen und dem des andern Fischers das Meer große Wellen hervorwerfen sah, aus welchem Strudel ein Meerfräulein hervortauchte, das schöne, lange, grüne Haare hatte und ein goldenes Perlenkrönlein auf dem Kopf und eine Menge Muscheln und Korallen um den Hals. Es rang die Hände und weinte sehr beweglich; ich sah, daß es sich dem Boote des bösen Schiffers näherte, und weil ich schon ahnte, daß das arme Meerfräulein nichts Gutes bei ihm zu erwarten habe, ruderte ich gegen jenen Schiffer zu. Aber ich hatte ihn noch nicht erreicht, als er dem Meerfräulein, welches weinend gegen sein Schiff schwamm, einen kleinen Spieß, den er, um Wallfische zu tödten, bei sich führte, in die Seite warf. Das arme Meerfräulein stieß einen herzzerreißenden Schrei aus und wollte untertauchen; aber sie konnte nicht mehr recht schwimmen, weil sie verwundet war, und wendete sich nun nach

meinem Bote, das ich ihr mit angestrengtem Ruderschlage entgegentrieb. Der böse Schiffer fuhr mit eben so großer Gewalt hinter ihr drein. Schon war sie meinem Schifflein nah und streckte die Arme, um Rettung flehend, gegen mich aus, und ich sah das rothe Blut aus ihrer Wunde rieseln und sich mit dem Meerwasser vermischen, da rief sie aus: „Ach! um des allmächtigen Gottes willen, vor welchem auch du mein Bruder bist, flehe ich dich an, rette mir mein junges Leben!“ Da that sie mir so leid, daß ich sie in mein Boot hereinzog und sie zu meinen Füßen bettete; aber nun war mir der böse Schiffer auch so nahe gekommen, daß ich ihm nicht mehr entfliehen konnte. „Pitschpatsch,“ rief er aus, „gieb mir mein Meerfräulein, oder ich schlage dich mit dem Ruder todt!“ — „Ich kann sie dir nicht geben,“ antwortete ich, denn sie hat eine Zuflucht im Namen Gottes bei mir gesucht, und ich habe ihr meinen Schutz im Namen Gottes versprochen; auch hast du kein Recht an sie, da du sie nur verwundet, ich aber sie gefangen.“ Hier kamen wir in einen heftigen Streit, während welchem unsere an einander gehakten Schiffe von einem heftigen Sturme in die offene See getrieben wurden. Ich bot dem bösen Schiffer meinen ganzen Fischzug für das Meerweib, er verlangte immer mehr; er wollte auch mein Netz und endlich mein Boot, und wenn ich sagte: „Ach! das kann ich nicht,“ so wimmerte das Meerfräulein immer zu meinen Füßen: „Gieb! gieb! um Gottes willen gieb!“ so gestand ich auch dies zu. Nun trieb uns der Wind gegen eine Sandbank, und da stieß mich der böse Schiffer aus meinem Boote hinaus und warf mir das arme Meerfräulein nach. Ich flehte ihn um Gottes willen an, er möge mich hier nicht zurücklassen, ohne Fahrzeug mitten im weiten Meer, auf der wüsten Sandbank; er wollte mich aber nicht mitnehmen, es sei denn, daß ich ihm den Ring geben wolle, den er an meinem Finger glänzen sah. Es war derselbe, den ich

in dem Fische gefunden. Schon war ich im Begriff, ihm den Ring zu übergeben, als das Meerfräulein heftig ausschrie: „Mein Ring! mein Ring! um Gotteswillen mein Ring!“ und sich nach mir aufrichtete und mir den Ring entriß. Da wollte der böse Schiffer nach ihr schlagen; aber ich trat ihm entgegen und wir rangen mit einander. Er war viel stärker als ich und warf mich zu Boden. Da rieb das Meerfräulein den Ring heftig und schrie in den See hinaus mit einer Stimme scharf wie die Waffe eines Schwertfisches:

„Korali hilf', Mord und Weh!
Margaris stirbt über See!“

Da hoben sich die Wellen haushoch und schlugen über die Sandbank hin, und eine Welle riß den bösen Schiffer, der mir eben mit seinem Ruder die Brust einstoßen wollte, von mir weg und schleuderte ihn weit in die Wogen hinaus. Auch beide Boote wurden fortgerissen, und die See beruhigte sich wieder. Nun saß ich mit dem verwundeten Meerfräulein einsam und allein auf der Sandbank; keine Hülfe nah und fern; die Nacht kam heran, ich sah kein Land rings umher, und mein Tod war gewiß. „Unglückseliges Meerfräulein!“ sprach ich, „in welches Elend hast du mich gebracht! Ohne Boot muß ich hier verhungern oder von den Wellen verschlungen werden um deinetwillen, und wenn du noch ein Mensch wärest; aber dein Leib, der sich von den Hüften hinab in einen schuppichten Fischschwanz verwandelt, macht mich schaudern, wenn ich dich ansehe.“ — „O, du armer Pitschpatsch!“ sagte sie, „ärgere dich nicht, daß du menschlich an mir gehandelt hast; und was meinen Leib angeht, so bedenke, daß mir deine gespaltenen nackten Beine, die in der Mitte geknickt sind, auch eben nicht sehr schön vorkommen; thue lieber das Gute, was du mir erwiesen, ganz: ziehe mir den Speer aus der Wunde und sauge mir das Blut aus und verbinde mich.“ — Ich fand

ihre Worte recht vernünftig und that, was sie von mir begehrte. Während ich das Blut aus ihrer Wunde sog und sie verband, sang sie mit einer bezaubernd lieblichen Stimme:

„Süß ist mein Blut, süß ist mein Blut,
Nun wird dir das Meer nicht mehr bitter sein;
Auf stiller und auf wilder Fluth
Wirst du nun der seligste Ritter sein;
Du wirst schwimmen, segeln, tauchen,
Wirst kein Schiff, kein Ruder brauchen;
Zu Füßen dir der Sturm sich schmiegt
Und deinen Winken folgt Welle und Wind,
Das weite Meer so treu dich wiegt,
Als eine Mutter je wieget ihr Kind.
Wer aus Meerweibs Wunden trinket,
Nimmer dem sein Schifflein sinket."

Ihr Gesang war so lieblich und rann mir wie ein süßes Bächlein durch das Ohr, und um's Herz ward mir so kühl, als wenn man im heißen Sommer in klaren Wellen sich badet. Da zerrannen mir alle Gedanken, und mir war, als sänke ich immer tiefer und tiefer hinab. Ich war entschlafen und das Meerfräulein zog mich durch die Wellen hinab, und ich konnte darin athmen wie in blauer Himmelsluft; da sah ich den Leib des bösen Schiffers in den Zweigen eines rothen Korallenbaumes hängen und häßliche Meerungeheuer fraßen sein Herz. Als wir auf den Grund des Meeres kamen, pochte das Meerfräulein an einer Thüre von Perlmutter an und rief:

„Korali auf! thu' auf die Thür!
Margaris, deine Braut, ist hier."

Da antwortete der Meermann:

„Ich thu' nicht auf das Perlenthor,
Margaris meinen Ring verlor."

Meerfräulein:

„Ich bringe den Ring, den Schiffer auch,
Der ihn gefunden in Fisches Bauch.“

Meermann:

„Den Fischer schlag' ich mit Steinen todt
Und häng' ihn in die Korallen roth.“

Meerfräulein:

„Er hat gegeben sein Ruder und Netz,
Daß er mich wieder in Freiheit setz'.“

Meermann:

„So geb' ich ihm Ruder und Netz so gut,
Das Fehlschlag nie, noch Fehlzug thut.“

Meerfräulein:

„Er hat gegeben sein Fischerboot
Zu retten mich aus Todesnoth.“

Meermann:

„So lehr' ich ihn bauen ein solches Schiff,
Das führet über Sand und Felsenriff.“

Meerfräulein:

„Aus meiner Wunde saugte sein Mund
das süße Blut, da ward ich gesund.“

Meermann:

„So soll er nun athmen im bittern Meer,
Als ob es die lichtblaue Himmelsluft wär'.“

Nun machte der Meermann das Perlmutterthor auf und umarmte seine Braut sehr freundlich; aber sie mußte ihm vorher den Ring zeigen, den sie nachlässig von jenem Fisch hatte verschlingen lassen, in dessen Leib ich ihn wieder fand. Der Meermann verwies ihr ihre Nachlässigkeit und sagte: „Dieser Ring ist bezaubert, und hättest du mir ihn nicht wieder gebracht, so wäre ich gestorben.“ Als ich ihm aber erzählte, welche große Schmerzen und Angst sie ausgestanden, mußte der

gute Meermann vor großer Theilnahme weinen, und erwies ihr tausend Gutes. Mir dankte er nun recht von Herzen und gab mir alles, was er mir versprochen, erstens: ein Ruder ganz von Fisch, Schildkröte und Perlmutter, das einen nie müde macht, sondern je mehr man rudert, desto kräftiger; zweitens: ein Netz von grünen Meerfräuleinshaaren, in das die Fische mit der größten Freude hineinspringen; dann baute er mir ein Schiff aus Binsen mit Fischhaut überzogen und mit beweglichen Floßfedern wie ein Fisch, so leicht, daß es wie eine Schwalbe über das Wasser streift. Die Gabe aber unter dem Wasser wie auf der Erde zu leben, habe ich, seitdem ich die Wunden des Meerfräuleins aussog.

Als er mir alles das geschenkt hatte, wollte er, ich sollte auf seiner Hochzeit bleiben; aber ich sagte ihm, daß der Tag herannahe, an dem ich meinen Vater besuchen müsse, und da sagte er: „Das geht freilich vor," und legte mir noch die schönsten Muscheln, Perlen und Korallen in das Schiff, und ich mußte mich hineinsetzen, er aber und das Meerfräulein faßten es an den Seiten und so stieg es leise, leise mit mir dem lieben Sonnenlichte entgegen; das Schifflein kam an einem ganz einsamen, von Gebüschen versteckten Felswinkel an die Oberfläche des Wassers, der Meermann und seine Braut umarmten mich mit Thränen und baten mich, wenn ihnen Gott ein kleines Meersöhnchen schenke, sein Taufpathe zu werden. Ich versprach es ihnen von Herzen, wenn sie es mir anzeigen wollten, worauf sie unter den freundlichsten Versicherungen ewiger Dankbarkeit in den Wogen verschwanden. Mein herrliches Schifflein voll der größen Kostbarkeiten habe ich in der einsamen Bucht ganz im Schilf versteckt, daß es kein Mensch finden kann, als ich, und so bin ich hieher gereist, Euch, lieber Vater, und die Brüder wieder zu sehen."

„Deine Geschichte, lieber Pitschpatsch! war recht schön,"

sagte Trilltrall, „und deine Angst vor dem bösen Schiffer ging schnell vorüber und ward reichlich belohnt, weil du einem armen Geschöpfe Hülfe geleistet."

„Aber," sagte der Schulmeister, „ich dächte, Trilltrall, du erzähltest weiter; noch immer wissen wir nicht, was für ein wildes Thier es war, welches das schöne Lied an die Nachtigall sang, das dich so sehr erfreut." Da fuhr Trilltrall fort:

„Ich war von dem schönen Lied und der Nachtigall und dem Wiederhall so sehr erfreut, daß, als sie aufhörten, ich mich aufrichtete und auf den Baum losging, um den Sänger zu bitten, er möge wieder anheben; aber kaum machte ich einiges Geräusch, so fing es auch gleich an wieder wie ein Hund zu bellen, und warf noch dazu mit abgebrochenen dicken Zweigen nach mir, deren mir einer so stark auf die Nase schlug, daß ich laut zu schreien anfing: „Ach Gott! ach Gott! meine Nase!" und auf dieses mein Geschrei war das Wesen wie der Blitz von dem Baume herunter, und ich konnte so geschwind nicht entlaufen, daß es mich nicht mit beiden Armen umfaßte und ausrief: „Ach, ich bitte tausendmal um Verzeihung, ich habe es nicht gern gethan!" und dabei tappte es mit so harten knöchernen Fingern, an welchen lange krumme Nägel waren, mir an der Nase herum, daß es mich nicht weniger schmerzte, als der niederfallende Zweig. „Wer bist du denn?" fragte ich, daß du so ganz voller Haare bist, und bald wie ein Vogel pfeifst, bald wie ein Hund bellst, auf den Bäumen herumkletterst wie eine wilde Katze, auf allen Vieren zum Bächlein trinken gehst und dann wieder so schöne Lieder singst? Bist du denn ein ordentlicher Christenmensch und kein wildes Thier?" — „Ich bin," erwiederte er, „der Holzapfelklausner, und lebe seit achtzig Jahren hier allein im Wald und bin ein Vogelsprachforscher und habe hier eine hohe Schule der Vogelsprache, welche mein eigentliches Hauptfach ist; auch beschäftige ich mich

nebenbei mit der Sprache der wilden Schweine und Katzen, und habe hier in der Einsamkeit alle Sitten und Gebräuche der wilden Thiere angenommen, um mich in ihrer Gesellschaft als ein Mann von Anstand und Erziehung aufführen zu können. Da nun, seit ich hier lebe, kein Mensch sich hier hat sehen lassen, so habe ich, da du auf dem Baume herumkrochst, geglaubt, du wärest eine wilde Katze, welche mir meine Studenten, die Vögel, wegfressen wollte, und d'rum bellte ich wie ein Hund, um dich zu verjagen." — Nun sagte ich ihm, wer ich sei, daß ich Trilltrall heiße, und daß Trilltrall mein Beruf sei, und daß ich ebendeßwegen mich in den wilden Wald begeben hätte, um die Vogelsprache zu erlernen. „Brav," sagte er, „sehr brav, da bist du nun gerade an den rechten Mann gekommen, und ich freue mich auch recht sehr, daß ich einen Menschen gefunden, welchem ich meine große Gelehrsamkeit überlassen kann; denn ich bin schon sehr alt und werde nicht lange mehr leben. Du kannst dann nach meinem Tod die Schule hier fortsetzen, und besonders darauf wachen, daß die Vögel hier reines Vogeldeutsch reden und keine französischen Wörter hineinmischen." — Mir war das Alles sehr angenehm; der Morgen kam heran und ich besah mir nun den Klausner bei Tage. Da wunderte ich mich nicht, daß ich ihn für ein wildes Thier gehalten, denn er sah aus wie ein uralter Affe und war ganz von seinen weißen Haupt- und Barthaaren bedeckt. Da er mit den Vögeln ein schönes Morgenlied gesungen, sagte er ihnen Lebewohl. „Sie haben jetzt Ferien," sprach er zu mir, „weil sie Nester bauen, Eier legen und Junge ausbrüten müssen, da kann ich dich einstweilen im ABC unterrichten."

So lebte ich denn eine Zeit lang mit dem Klausner ruhig und lernte fleißig. Vieles Essen und Trinken hinderte uns nicht, wir aßen nichts als Wurzeln und Kräuter, besonders aber Vogelfutter: Mücken, Spinnen, Käferchen, Ameiseneier,

Wachholderbeeren u. s. f. und ich mußte besonders immer das Lieblingsfutter des Vogels essen, dessen Mundart und Sprache ich gerade lernte, wie mir denn die Wiedehopfssprache am schwersten fiel, weil sie sehr schmutzige Küche halten. Wir waren bis zu der Krammetsvogelsprache gekommen und ich steckte eben in einem dichten Wachholderbusch und aß Beeren, um mich vorzubereiten, als ich in der Nähe sprechen hörte. „Ach! warum bin ich von der Seite meines königlichen Herrn Vaters weg hier in das Gebüsch gegangen!“ klagte eine sehr liebliche Prinzessinnenstimme, „ach, jetzt bin ich verirrt und Ihro Majestät, mein Vater, der König Pumpam, wird mich nicht wiederfinden!“

Da antwortete eine plumpe Stimme: „Allergehorsamste, unterthänigste Prinzessin Pimperlein! der schwarze Feldprediger, welcher mit der Kuhglocke, als sie Ihnen von Ihrem kohlrabenweißen Hals herabfiel, auf und davon ging, ist nach dieser Seite der unvernünftigen Wildniß entflohen; Sie haben mir befohlen, den Dieb mit Ihnen zu verfolgen; anfangs ging das gut, so lange wir den Klang der Glocke hörten, die er trug, aber nun stehen die Ochsen am Berg; ich höre nichts und sehe nichts, ich weiß keinen Weg, als den in Küche und Keller und Bett, und hier ist nichts von solchen angenehmen Anlagen zu sehen.“

Nach diesen Worten kamen sie an mir vorüber, und ich sah die allerschönste Prinzessin von der Welt. Sie hatte ein graues Reisekleid mit Gold gestickt an, das bis auf die Kniee aufgeschürzt war, und dazu roth saffianene Stiefel mit goldenen Spornen und auf dem Kopfe hatte sie einen grünen Hut, auf welchem eine kleine goldene Krone blinkte; mit ihr ging ein untersetzter Mann mit Jacke und Beinkleidern von allen möglichen Farben, einen weißen trichterförmigen Hut und eine Pritsche in der Hand; er sah so närrisch aus, daß man ihn

ohne Lachen nicht ansehen konnte. Aber ich kümmerte mich gar nicht um ihn, denn ich konnte gar kein Auge von der allerschönsten Prinzessin Pimperlein wenden.

Als die Prinzessin die vielen kleinen Glockenblumen sah, die an diesem Orte der Wildniß wuchsen, rief sie aus: „Ach! wie viele schöne blaue Glöckchen, welche artige Pimperlein! aber sie geben keinen Klang; so was habe ich noch nie gesehen; hier will ich mich hinsetzen und mir einen Kranz flechten. Gehe du, lieber Hanswurst! und sieh dich um, ob du Niemand findest, der uns den Weg zu der Landstraße zurück zeigen kann.“ — „Prinzessin Pimperlein,“ sagte der närrische Hans, „wenn hier ein Bär kommt und frißt sie wie einen Honigfladen auf, so müssen sie es selbst verantworten, daß ich sie verlasse.“ — „Gehe und folge meinem Befehl,“ sprach sie, „und störe mich nicht in meinen Betrachtungen.“ Da sagte er: „Ich bin kein Stör, ich bin der Reisemarschall, und wollte gerne Pimperleins Befehlen folgen; aber ich weiß nicht, wo sie hingegangen sind, sie mögen sich auch verirrt haben, wie wir.“ Da sagte Pimperlein: „Gehe dort nach jenen alten Eichen, ich sehe Fußstapfen im Sand, die dahin führen, und suche dort einen Wegweiser.“ — Da sagte der Narr: „Wenn sie sich so auf Schuhlappen verstehen, Prinzessin, so ist uns geholfen.“ — „Wie so?“ fragte Pimperlein, und er antwortete: „Wir wollen dann hier wohnen bleiben und Schuhflickerei treiben und den wilden Thieren die Schuhe flicken. Das nährt seinen Mann, denn wenn ich auf meine fünf Zehen trauen darf, sind dies hier Bärenpfoten und keine Menschentritte.“ Nun ward Prinzessin Pimperlein ungeduldig und befahl ihm, kein Wort mehr zu sprechen und hinzugehen, wie sie befohlen. Da wusch sich der Narr seine Hände im Bach, machte eine tiefe Verbeugung und ging den Fußtritten nach. Die Prinzessin aber machte sich einen Kranz von Glockenblumen und sang dazu:

„Silberglöckchen klingen schön,
Wenn sie spielen in dem Wind;
Pim pim Pimperlein;
Aber schöner anzusehen
Doch die Glockenblümchen sind,
Läuten sie den Frühling ein.

Rabe fliege immer hin,
Der mein Glöckchen mir geraubt,
Pim pim Pimperlein;
Glockenblümchen sollen blüh'n
Künftig um mein blondes Haupt,
Friede läuten sie mir ein.

Eh' das Glöckchen ich verlor,
Tönt' ich, wo ich stand und ging:
Pim pim Pimperlein;
Und jetzt hört kein menschlich Ohr,
Wenn ich durch die Wiese spring',
Glockenblümchen schweigen fein.

Die Prinzessin gehet dort,
Sprach gleich jeder, wenn es klang:
Pim pim Pimperlein;
Jetzt kann ich an stillem Ort
Lauschen auf der Vögel Sang,
Glockenblümchen klingt nicht d'rein.

Ach! wie war die Welt so kalt,
Als ich immer hören mußt':
Pim pim Pimperlein;
Vöglein singt im stillen Wald,
Herzchen pocht in sel'ger Brust,
Seit die Glockenblümchen mein."

Dies Liedchen sang die liebe Jungfrau mit so süßer Stimme, daß alle Vöglein schwiegen und lauschten, daß der Quell leiser

murmelte und horchte, und die kleinen Glockenblümchen neigten sich freundlich zu ihr, um gebrochen zu werden.

Der närrische Hans war mit furchtsamen Schritten bis an eine alte hohle Eiche gegangen, in welcher der Holzapfelklausner ganz zusammengedrückt saß, so daß nur sein weißer Bart wie ein Wasserfall heraushing und seine lange Nase hervorsah, worüber der Hanswurst vor Schrecken mit einem lauten Geschrei sechs Burzelbäume bis zu den Füßen der Prinzessin zurück schlug. „Ach!“ rief er aus, „dort der Eichbaum hat einen Ziegenbock gefressen, der Bart hängt ihm noch aus dem Maule; nun wird er uns beide auch verzehren.“ Da sah die Prinzessin nach der Eiche und sprach: „O, du furchtsamer Diener! ich sehe an der langen Nase, daß es ein Mensch ist; gehe hin und frage ihn, wer er ist.“ Da ging der Hans hin und machte einen langen Hals gegen den Klausner und sprach:

„Nase groß und Bart nicht klein!
Einen schönen Gruß von Pimperlein
Bringe ich und frag' euch beide:
Ob ihr ordentliche Menschenleute.“

Da brummte der Klausner mit dumpfer Stimme und zog die Worte gewaltig lang;

„Ich bin ein alter Waldbrudererere.“

Hans lachte und sagte zu Pimperlein, indem er die Worte auch sehr lang zog:

„Er sagt, er sei ein alter Stallbrudererere.“

Da sprach Pimperlein:

„Geh hin und frage noch einmal:
Was soll in diesem Felsenthal
Wohl ein alter Stallbruder machen,
Das ist gesprochen um zu lachen.“

Hans ging wieder hin und sprach:

„Nase groß und Bart nicht klein!
Der Prinzessin Pimperlein
Ein Stallbruder zum Lachen ist,
Ich soll fragen, wer du bist."

Da brummte der Klausner wieder sehr lange:

„Ich bin ein alter Eremitetete."

Da sprach Hans zu Pimperlein:

„Er sagt, er sei ein alter Scheerenschmiedete."

Da sprach Pimperlein:

„Geh hin und frage noch einmal:
Was soll in diesem Felsenthal
Wohl thun ein alter Scheerenschmied,
Die Krebse bringen ihre Scheeren mit."

Hans fragte nun wieder:

„Nase groß und Bart nicht klein!
Die Prinzessin Pimperlein
Glaubet nicht an Scheerenschmied,
Sag mir, wer du bist, ich bitt'."

Da schnurrte der Klausner wieder:

„Ich bin ein alter Einsiedlerere."

Und Hans sagte wieder zu Pimperlein:

„Er sagt, er sei ein alter Leimsiederere."

Da sprach Pimperlein:

„Geh hin und frage noch einmal:
Was soll in diesem Felsenthal
Ein alter Leimsieder wohl machen,
Das ist gesprochen, um zu lachen."

Da fragte Hans wieder und der Klausner sprach:

„Ich bin ein alter Einöderere."

Hans sprach, er sagt:

„Er ist ein alter Neuntödtererere.“

Die Prinzessin ließ fragen, wovon er hier lebe, und der Klausner sprach:

„Ich esse Blätter und Gräslein.“

Hans sagte:

„Er ißt Vetter und Bäslein.“

Der Klausner sagte ungeduldig nochmals:

„Ich esse Blätter und Gras,
Wurzeln und Kräuter,
Pilze, Schwämme und Beeren,
Käfer, Grillen, Mücken.“

Und Hans schnatterte ihm nach:

„Er ißt Bretter und Glas,
Schurzfell und Schneider,
Filze, Kämme und Bären,
Schäfer, Brillen und Krücken.“

Da ward der Klausner und ich und die Prinzessin Pimperlein sehr unwillig gegen den Hanswurst, der alle Worte verdrehte, und wir traten alle zugleich hervor: der Klausner aus der hohlen Eiche, ich aus dem Wachholderbusch, und Pimperlein von ihren Glockenblumen, um ihn auszuprügeln; aber er sprang wie ein Haase über den Bach und lief in den Wald, und wir selbst waren so über einander erstaunt, daß wir ihn laufen ließen. Als der Klausner der Prinzessin nun erzählt hatte, daß er Doktor der Vogelsprache und ich sein Student sei, faßte sie einen guten Muth und sprach: „Ich bin die Prinzessin Pimperlein und zog mit meinem Vater Pumpam, dem König von Glockotonia, hier durch den Wald; wir waren ausgereist, um den großen goldenen Glockenschwengel zu suchen, der neulich bei einem großen Wettgeläute aus der Hofglocke

losriß und über die Stadt hinaus in die weite Welt flog. Ich war mit dem Hanswurst hinter dem Zug des Königs etwas zurückgeblieben, da stieß ich mit meiner Krone gegen einen Zweig und riß mir die kleine goldene Klingel von der Krone, welche immer die Kronprinzessin von Glockotonia tragen muß und darum Pimperlein heißt; das Glöckchen blieb am Baume hängen, und während wir es mit Steinen herabwerfen wollten, kam ein Rabe geflogen und trug dies Glöckchen im Schnabel weg. Da wir es immer klingeln hörten, sind wir dem Klang nachgezogen bis hierher, wo der Ton auf einmal verschwand. Nun habe ich mich von meinem Vater Pumpam verirrt, und weiß nicht, wo hinaus in diesem wilden Wald. Kannst du wohl, lieber Einsiedler! da du die Vogelsprache verstehst, von den Vögeln erfragen, ob sie den Raben nicht mit meinem Silberglöckchen gesehen haben, und ob sie den Weg wohl wissen, wo mein Vater hingezogen?" — „Ich will sie gleich zusammenrufen, theuerste Prinzessin!" sagte der Einsiedler, und winkte mir, ihm zu helfen; da stiegen wir auf zwei Bäume, fingen an mit allen Vogelstimmen zu locken, und da kamen die Vögel heran von allen Seiten, worüber Pimperlein sich sehr freute; der Einsiedler fragte nun die Vögel, ob sie die Raben nicht gesehen hätten mit dem Glöckchen, und wo der König hingezogen sei. Da wußten die Vögel alle nichts, außer ein Rabe, der erzählte: sein Kamerad, der andere Rabe, sei mit dem Glöckchen auf das Schloß des Nachtwächterkönigs Knarratschki geflogen, das auf einem hohen Felsen im Meere liege, und auf dem sich auch der goldene Glockenschwengel befinde, der bei dem Geläute zu Glockotonia aus der Glocke gerissen und dort hingeflogen sei. Der König Pumpam sei auch dahin unterwegs, und wenn ihm die Prinzessin Pimperlein folgen wolle, so sei er bereit ihr den Weg zu zeigen.

Der Einsiedler machte der Prinzessin diese guten Nachrichten bekannt, worüber sie sehr erfreut war und sich gleich entschloß,

dem Raben zu folgen. Sie rief darum den Hanswurst sich fertig zu halten; der kam nun mit großem Geklapper aus den Büschen gelaufen; denn er hatte sich alle Taschen mit Haselnüssen gefüllt, und seine Finger und sein Mund waren schwarz von Heidelbeeren, die er gegessen. Die Prinzessin Pimperlein dankte dem Einsiedler, der ihr eine frische Honigwabe auf die Reise mitgab, sehr; ich gab ihr noch eine Menge der schönsten Glockenblumen mit, die ich mit sammt der Wurzel und Erde dem Hanswurst in seinen trichterförmigen Hut legte, worüber sie sich sehr freute; sie schenkte darauf dem Einsiedler eine goldene Schnupftabaksdose, worauf ihr Portrait mit Brillanten besetzt war, und mir schenkte sie einen brillantenen Ring mit ihrem Namenszug von ihren Haaren. Wir küßten ihr beide mit Thränen den Saum ihres Rocks, da schrie der Rabe: „Marsch! marsch! es ist Zeit, wir haben gar weit.“ Sie reichte uns die Hände und wir weinten bitterlich, da sie fortging.

Ich aber lief noch ein gutes Stück Wegs mit und bog ihr die verwachsenen Zweige auseinander, daß sie bequemer gehen sollte. Ich hatte mich schon sehr weit von unserer Heimath entfernt, als auf einmal eine Schnepfe geflogen kam und mir sagte: ich sollte geschwind zurückkommen, der Klausner sei nicht gar wohl; da empfahl ich mich der Pimperlein nochmals unterthänig, wünschte Glück auf die Reise; sie erlaubte mir, ihr die Hand zu küssen, und lud mich ein, sie einmal in Glockotonia zu besuchen, worauf wir uns trennten.

Ich weinte bis nach Haus, so lieb hatte ich die freundliche Pimperlein gewonnen. Da ich bei dem Klausner ankam, fand ich ihn mit Hacke und Spaten beschäftigt eine Grube zu machen. Er rief mir zu: „Hilf Trilltrall! hilf,“ und gab mir den Spaten; ich gehorchte ihm stillschweigend, denn wir sprachen selten mit einander; aber dann und wann unter dem Graben sah ich traurig fragend nach ihm, da legte er die Finger auf den Mund und

winkte mir, auf die Stimmen der Vögel Acht zu geben. Da schrie ein Käuzlein sehr betrübt einige Male auf der hohlen Eiche, das schauerte dem Klausner durch Mark und Bein, und ging mir wie ein Messer durch's Herz. Die Vöglein auf den Bäumen wurden ganz still und verkrochen sich, und drückten sich ängstlich zusammen und flüsterten sich einander in die Ohren. Da streckte auf einmal der Specht den Kopf aus seinem Nest hervor und fragte:

„Sagt mir, was der Kauz so schreit?“

Da guckte die Turteltaube aus dem Nest und sprach:

„Kauz schreit: Klausner! es ist Zeit!“

Und nun schrie der Dompfaff:

„Kauz schreit: grab dein Grab bereit.“

Worauf der dicke Bülow rief:

„Kauz schreit: fünf Schuh lang, drei breit.“

Da rief die Amsel gar neugierig:

„Eine Grube! ei wozu?“

Da sprach ein Staarmatz sehr ernsthaft:

„Ei nun, zu der ewigen Ruh.“

Nun fragte eine Schwalbe sehr betrübt:

„Wer drückt ihm die Augen zu?“

Da antwortete eine Lerche:

„Liebe Freundin! ich und du.“

Die Nachtigall aber sagte:

„Nein, ihr Freund, ich es thu,
Schwalb und Lerche soll ihn wecken
Zu dem ew'gen Himmelslicht,
Ich muß ihm die Augen decken,
Wenn sein Herz im Tode bricht.

Wir haben manche fromme Nacht
Mit Gotteslob vereint durchwacht,

Drum drücke zu der ew'gen Ruh
Ich ihm die lieben Augen zu.

O! Klausner! lieber Klausner mein!
Grab deine Grube nicht zu klein,
Laß Platz für die Frau Nachtigall
Und ihres Leidenliedes Schall."

Da der Klausner und ich diese rührenden Worte der Nachtigall hörten, flossen uns die Thränen stromweis herab; das Grab war fertig, der Einsiedler stieg hinein, und ich sprang ihm nach und drückte ihn heftig an mein Herz. „Ach!" rief ich aus, „lieber Herr und Meister! ich lasse dich nicht, ich halte dich fest in meinen Armen; nein, nein, du mußt bei mir bleiben." Der Klausner aber drückte mich von sich und sprach:

„Troll, Trilltrall! aus dem Grabe
Dich, nimm mir nicht den Raum,
Den ich darin nöthig habe
Für mich und meinen Traum.
Ich sehne mich nach Stille,
Der grelle Vogelschrei,
Das grause Tirirille,
Das bunte Dudeldei
Macht mir so angst und bange,
Macht mir den Kopf ganz dumm,
Ich hört' es gar zu lange,
Geh' 'raus, ich bitt' dich d'rum "

Da stieg ich aus dem Grabe heraus und sprach:

„Ach! lieber Meister! saget,
Warum auf einmal so?
Ihr seid gar hoch betaget,
Doch war't ihr frisch und froh."

Da sprach er sehr ernsthaft zu mir und mit einem Eifer, den ich nie an ihm früher bemerkt hatte, woraus ich sah, daß er ein starkes Fieber hatte:

„Ich schnupfte aus der Dose
Der guten Pimperlein,
Da ward mir sehr kuriose
In dem Gehirne mein.“

Da sagte ich zu dem guten Klausner:

„Ach! Meister hoch erfahren!
Du hast dich nicht geschont,
Du bist seit langen Jahren
Das Schnupfen nicht gewohnt.“

Der Klausner antwortete mir hierauf strafend:

„So spricht allein der Schwache,
Allein der Feige gern,
Und hält von ernster Sache
Sich so entschuld'gend fern.

Manch Kind will sich nicht waschen,
Und nennt das Wasser kalt,
Doch giebt's etwas zu naschen,
Da kömmt ein jedes bald.

Arznei will's Kind nicht nehmen,
Schiebt immer auf die Stund'
Und steckt doch ohne Schämen
Den Zucker in den Mund.

Doch endlich bringt die Stunde
Den sauern Apfel heiß,
Ist auch kein Zahn im Munde,
So heißt es doch: nun beiß!

Mein Stündlein ist gekommen,
Mit Prinzeß Pimperlein.
Taback hab' ich genommen,
Der ging durch Mark und Bein.

Ich muß gleich einem Riesen
Mit prasselnder Gewalt
So ganz entsetzlich niesen,
Der Fels kriegt einen Spalt.

Das Echo brach in Stücken,
Der wilde Wasserfall,
Fuhr in sich selbst zurücke
Von meiner Nase Schall.

Es fuhren in die Wurzeln
Die Eichen tiefer ein
Und aus den Lüften purzeln
Sah ich die Vögelein.

Da fing ich an zu hören,
Da fing ich an zu seh'n,
Daß wir gar Vieles lehren
Und wenig doch versteh'n.

Die ganze Vogelsprache
Nebst der Grammatika
In meinem Thränenbache
Ich da ersaufen sah.

Wie Butter an der Sonnen
In lauter Ach und Weh
Ist mir allda zerronnen
Das Vogel-ABC.

Am Himmel sah ich brennen
Buchstaben lichterloh,
Da konnt' ich wohl erkennen
Ein großes A und O.

Und nun will ich mich strecken,
Wie mancher Andre lag,
Kein Vogel wird mich wecken
Bis an den jüngsten Tag."

Da legte sich der Einsiedler der Länge lang in das Grab; der Abend war herangekommen; die Vöglein sammelten sich rings in den Bäumen; aber sie zwitscherten nicht wie gewöhnlich fröhlich durcheinander, sie waren ganz still und guckten traurig auf den Klausner herab in das Grab. Da fing er nach seiner Gewohnheit an, das Abendlied zu singen: „Nun ruhen alle Wälder," — und die Vöglein sangen alle gar lieblich mit, worüber er einzuschlafen schien. Ich kniete neben ihm und weinte, und als die Vögel alle verstummt waren, kam die Nachtigall auf die Brust des Klausners geflogen, sie rupfte sich mit dem Schnabel ein Flaumfederchen aus und legte es ihm auf den Mund, und weil das Federchen sich gar nicht bewegte, hörte ich sie sagen: „Ach! er athmet nicht mehr, das Federchen regt sich nicht von seinem Athem; ach! der gute Klausner ist todt!" Da flog sie auf einen Zweig gerade über das Grab des Klausners und fing so traurig an zu singen und immer heftiger und kläglicher, bis ihr nach einem tiefen Seufzer ihr treues Herzchen zersprang und sie zu dem Klausner todt herunter in das Grab fiel.

Am andern Morgen streuten die Vögelein Kräuter und Blumen auf ihn, und ich bedeckte ihn mit Erde; aber seinen langen weißen Bart ließ ich aus der Erde heraushängen, denn der Wind bat gar sehr darum, weil seine Kinder, die kleinen Sommerlüftchen, gar gern mit diesem Bart spielten, auch wollte sich die Grasmücke ein Nestchen darein bauen. Als ich alles dieses verrichtet hatte, fiel mir ein, daß der Tag herangekommen sei, daß ich mich bei dir, liebster Vater! mit den Brüdern wieder einfinden sollte. So nahm ich, was mir der Klausner

zurückgelassen hatte: die Dose mit dem Bild der Prinzessin Pimperlein; nahm von den Vögeln freundlich Abschied und bat sie mich aufzusuchen, wenn es was Neues gäbe.

Als ich nun hierher kam, saß der Vogel Bülow, auch Pfingstdrossel genannt, auf dem Baum und hat mir eine Nachricht gebracht, die mich so sehr betrübt als erfreut. Der Rabe, der die gute Prinzessin Pimperlein und den Hanswurst zu dem Nachtwächterkönig Knarratschki führen wollte, wo ihr Glöckchen und ihr Vater sein sollte, war ein Betrüger. Der König Pumpam war nicht dort, der böse Knarratschki kam über den See geflogen und trug die Prinzessin auf seinen hohen Felsen, wo sie den ganzen Tag sitzen muß und dem Knarratschki, der seinen Kopf in ihren Schooß legt, Eins singen muß, bis er einschläft; denn er schläft bei Tag, weil er Nachts die Nachtwächter regieren muß. Der Hanswurst aber muß den ganzen Tag am See stehen und mit seiner Pritsche hineinschlagen, damit die Frösche nicht schreien und den Knarratschki nicht aufwecken. Der Knarratschki will dem König Pumpan auch die Prinzessin Pimperlein nicht wiedergeben, weil ihm der goldne Glockenschwengel, der aus der Glocke zu Glockotonia losriß und bis auf diesen Felsen flog, seine Gemahlin, die Königin Schnarrassel, todt geschlagen. Nun hat aber der König Pumpam in aller Welt bekannt machen lassen, wer ihm seine Tochter Pimperlein frei mache, der solle sie zur Gemahlin und sein halbes Königreich dazu haben, und das ist es, was der Vogel Bülow erzählte, und warum ich so fröhlich ausrief: „Es ist richtig! Alles ist richtig!“ denn ich denke, wir wollen nicht lange zögern, sondern uns gleich alle miteinander aufmachen und die Prinzessin Pimperlein und das halbe Königreich gewinnen. Seht nur einmal hier das Bild der Prinzessin an der Dose.“ Da zeigte er Allen die Dose herum, und sie waren

Alle erfreut über die Schönheit und Freundlichkeit der Prinzessin.

Aber keiner wollte aus der Dose schnupfen, weil es dem Klausner so schlecht bekommen war. Alle Brüder und der Vater Klopfstock waren es zufrieden sogleich sich auf die Reise zu machen. Der Schulmeister zog seinen schwarzen Rock an und nahm sein spanisches Rohr in die Hand und schloß die Thüre zu, und so gingen sie fort, Trilltrall führte sie. Gripsgraps sagte: „Ich will sie dem Knarratschki schon wegholen und den Felsen sollt Ihr mich mit meinen zwei Dolchen hinauflaufen sehen, besser als eine Katze." Pitschpatsch sagte: „Ueber die See soll Euch mein Schifflein führen, geschwind wie der Wind." Piffpaff sagte: „Ich will dem Knarratschki Eins auf die Pelzmütze schießen, daß er sein Lebtag daran denken soll." Pinkepank sagte: „Und ich will Euch mit meinem Kraut bei der Hand sein, wenn einem ein Unglück geschieht." Klopfstock aber war ganz gewaltig froh und erzählte weitläufig, wie er gleich Geheimer Ober-Hof- und Landschulmeister werden wollte, wenn sie nur erst das Königreich hätten.

Unter diesen Reden kamen sie nach mehreren Tagreisen an den See. Da suchte Pitschpatsch sein künstliches Binsenschiff, das ihm der Meermann Korali geschenkt, und fand es noch gar schön in dem Schilf versteckt und alle die Perlen und Muscheln drin. „Die wollen wir der Prinzessin zur Hochzeit schenken," sagte er, „munter! munter eingestiegen!" Da stiegen sie ein, er ruderte, und mit jedem Ruderschlag flog das Schiff eine Meile weiter in den See.

Bald kamen sie an einen hohen steilen Felsen mitten in der See, an dessen Fuß der arme Hanswurst immer in's Wasser schlug, daß die Frösche nicht schreien sollten, weil Knarratschki oben schlief. Der arme Schelm hatte keine andere Wohnung als ein altes zerlöchertes Nachtwächterhorn, das Knarratschki

an den Felsen gelehnt hatte, und aus welchem er wie eine Schnecke herausguckte. Als er den Trilltrall erblickte, machte er tausend Freudenbezeugungen und winkte immer mit dem Finger auf dem Mund, man solle sich still halten.

Nun fuhren sie dicht mit dem Schifflein an den Fuß des Felsens, der wie eine hohe Mauer steil vor ihnen in die Höhe stieg. Da machte sich Gripspraps fertig, den Felsen hinauf zu klettern; er schürzte sich die Aermel auf, nahm in jede Hand einen Dolch, und alle Brüder waren sehr neugierig zu sehen, wie er hinaufkommen würde. Das machte er aber mit wunderbarer Geschicklichkeit also: er stieß den Dolch in der rechten Hand in eine Felsspalte und hob sich an ihm in die Höhe, dann stieß er den zweiten Dolch in der Linken etwas höher in den Felsen und hob sich dann an diesem etwas höher, dann zog er den ersten Dolch mit der rechten Hand aus dem Felsen und stieß ihn wieder etwas höher in eine Steinritze und hob sich wieder höher hinan, worauf er den zweiten Dolch wieder höher steckte und so fortfuhr, bis er hinaufkam. Als seine Brüder und sein Vater ihn so schweben sahen, waren sie sehr besorgt um ihn, und knieten in das Schifflein und beteten: Gott möge ihm glücklich hinaufhelfen.

Da er in der Mitte des Felsens an dem Dolch der linken Hand schwebend hing, und eben den andern Dolch mit der Rechten höher einschlagen wollte, kam er in große Gefahr. Er stach nämlich in ein Adlernest, das in einer Felsenritze war, und zwei große Adler stürzten heraus und hackten und bissen auf ihn, so daß er vor Schrecken den Dolch aus der rechten Hand herab in das Meer fallen ließ. Ach! in welcher Noth war da Gripsgraps: mit der linken Hand an dem Dolche festgehalten, schwebte er über der entsetzlichen Meerestiefe, mit der Rechten mußte er sich gegen den grimmigen Adler wehren, und konnte nicht rückwärts und nicht vorwärts. Als die Brüder

dieses sahen, stürzte sich Pitschpatsch gleich auf den Grund des Meeres, um den herabgefallenen Dolch wieder zu holen, und Piffpaff legte gleich einen Pfeil auf seine Armbrust und schoß den einen Adler herunter, daß er halb todt in das Schifflein fiel. Da ging Trilltrall zu ihm, und der Adler sagte ihm in der Adlersprache: „Ich habe wohl den Tod verdient, denn ich habe das Glöckchen der Prinzessin Pimperlein gestohlen; meine Frau, die zu Besuch ausgeflogen ist, hat es anhängen; sie will immer etwas vor andern Adlersfrauen voraushaben an Putzwerk und Geschmeide, und hat mich zu dem Diebstahl beredet. Der Rabe, der droben nach dem Manne hackt, ist mein Knecht, welcher die Prinzessin Pimperlein bei dem Klausner belogen hat, und sie in die Gefangenschaft des Riesen Knarratschki gebracht." So sprach er und starb.

Nun kam Pitschpatsch aus dem Meer heraus und brachte den Dolch wieder, den legte Piffpaff auf seine Armbrust und schoß ihn so geschickt gegen den Raben, der immer noch auf den armen schwebenden Gripsgraps loshackte, daß er diesen Verräther durchbohrte und an den Fels festnagelte. Nun hatte Gripsgraps den Dolch wieder und setzte seinen halsbrechenden Weg glücklich fort bis hinauf. Pinkepank aber drückte dem todten Adler ein wenig von seinem Kräutlein Stehauf in die Wunde, und er ward wieder lebendig; worauf Trilltrall zu dem Adler sagte: „Siehe, durch unsere Kunst warst du getödtet, durch unsere Kunst bist du wieder lebendig. Wenn du mir versprichst, sogleich deine Frau hierher zu bringen, daß sie uns das Glöckchen der Prinzessin Pimperlein bringt, so wollen wir dir das Leben und die Freiheit schenken," das versprach der Adler und schwor bei seinen Schwungfedern. Da sagte Trilltrall: „Schwöre höher!" Da sprach der Adler: „Ich schwöre bei meinem Schnabel." „Noch höher schwöre," sagte Trilltrall. „Ei! du verstehst es," sprach der Adler, „ich schwöre

bei dem doppelten Adler des heiligen, deutschen, römischen Reichs, bei dem doppelten Hals, bei den zwei Köpfen, bei den zwei Kronen, bei Zepter, Schwert und Reichsapfel." — „Gut" sagte Trilltrall, „aber schwöre noch höher." Der Adler aber guckte ihn an, lachte und sprach: „Höher geht es nicht, das weißt du wohl." — „Ja, ich weiß es," erwiederte Trilltrall, „halte deinen Schwur!" und da ließ er ihn fliegen.

Bald kehrte der Adler mit dem Glöckchen im Schnabel zurück, aber seine Frau war nicht bei ihm, und er sagte zu Trilltrall: sie schäme sich zu kommen, weil er ihr ihre große Eitelkeit verwiesen habe. Da schenkte ihm Pitschpatsch einige Muscheln für sie zum Halsschmuck, wofür er sehr dankte und davon flog. Als Gripsgraps auf den Felsen hinauf kam, sah er nichts als ein großes Nachtwächterhäuschen darauf, aus welchem er die Prinzessin Pimperlein folgendes Lied singen hörte, wozu der Riese Knarratschki schrecklich schnarchte:

„Schnarch! Knarrasper schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Der Glockenschwengel schlug sie todt;
Der grobe Riese mir gebot,
Zu singen ihm, bei trocknem Brot,
Vom Morgen= bis zum Abendroth.
O! weite See, schick mir ein Boot,
Das mich erlöst aus meiner Noth.

Schnarch! Knarrasper schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Auf meinem Knie sein breiter Kopf,
Mein Arm gebunden an seinen Zopf,
Vor meinen Augen sein kahler Schopf,
Sein schnarchend Maul ein schwarzer Topf,
Sein rother Bart, sein dicker Kropf,
O dazu sing' ich armer Tropf!

Schnarch! Knarrasper schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Am Abend geht mein Elend los,
Er hebt den Kopf aus meinem Schooß
Und gibt mir manchen Rippenstoß,
In Eselsmilch muß einen Kloß
Ich kochen von isländ'schem Moos
So wie ein Schmiedeamboß groß.

Schnarch! Knarrasper schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Und hat er diesen Kloß im Schlund,
Brummt er: das ist der Brust gesund;
Und setzt das Tuthorn an den Mund
Ut, ut, bläst er, da heult sein Hund,
Da bebt der Fels bis auf den Grund,
Und also geht's von Stund' zu Stund'.

Schnarch! Knarrasper schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Er singt und ist recht d'rauf vernarrt,
Scharf wie ohn' Schmalz ein Karr'nrad knarrt,
Hart rasselnd mit der Hellepart
Er rappelnd über's Pflaster scharrt,
Rapp rapp die Klapperratsche schnarrt,
Daß mir das Blut in Adern starrt.

Schnarch! Knarrasper schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Zu seinem Horn und Rasselschall
Hör' lärmen ich auch Knall und Fall
Auf Erden die Nachtwächter all,
Auf Straß' und Mauer, Thurm und Wall;
Denn ach! hier in dem Wiederhall
Ist dieses Volks Regierungsstall.

Schnarch! Knarrasper schnarche!
Schnarassel schnarcht im Sarge;
O! Sternennacht so still vertraut,
Wo Mondlicht in die Bäumlein thaut,
Wo Schlaf ein buntes Schloß mir baut,
Wo Traum mir durch das Fenster schaut,
Bunt wie der Bräutigam zur Braut,
Wie bist du hier so wild und laut!

Schnarch! Knarrasper schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Ohn' Flötenspiel, ohn' Harfenklang,
Ohn' Glock' und Klingel ting tang tang
Muß singen ich den Schlafgesang,
Dem Mann, vor dem mir angst und bang.
Und Sonn' und Mond geh'n ihren Gang.
Ach Gott! wie wird die Zeit mir lang!

Schnarch! Knarrasper schnarche!
Schnarrassel schnarcht im Sarge;
Pumpam mein Vater wohnet weit,
Das Meer ist tausend Meilen breit
Und bitter wie mein Herzeleid,
Und noch viel bittrer ist die Zeit,
Ach! ist kein Ritter denn bereit,
Der mich erlöst aus Einsamkeit!"

Während dieses Gesanges war Gripsgraps rings um die Hütte gegangen und hatte einige große Brummfliegen und ein paar Heuschrecken und Grillen und Hummeln gefangen; dann machte er die Hüttenthüre leise, leise auf und flüsterte der armen Pimperlein, die vor Freuden zitterte, ganz sachte in's Ohr: „Sing immer fort und laß mich nur ruhig machen." Nun betrachtete er den abscheulichen Knarrasper erst recht; er sah dick, groß, breit, zottig und verdrießlich aus, wie ein alter Bär;

er hatte ein paar kahle große Fledermausflügel an den Schultern, und hinten an seinem Kopf einen dicken langen Zopf, den er um den Arm der Pimperlein gebunden hatte, daß sie ihm nicht fortlaufen sollte. Seinen Kopf legte er auf ihren Schooß und schnarchte und blies mit der Nase, daß der Staub und Sand von der Erde in die Höhe flog. An der Wand hing sein Nachtwächterhorn, so groß, daß ein Mann drin schlafen konnte; daneben hing seine Nachtwächtertasche so groß wie eine Stubenthüre, und in der Erde stand seine Helleparte.

Das Horn verstopft ihm Gripsgraps, die Tasche zerbrach ihm Gripsgraps, die Helleparte versteckte ihm Gripsgraps, damit er keinen Lärm machen konnte, wenn er erwachte. Der Knarrasper hatte ein paar dicke Haarlocken über den Ohren, da steckte ihm Gripsgraps die Brummfliegen, die Heuschrecken, Grillen und Hummeln hinein und machte die Locken hinten und vornen zu. Wenn sie nun drinnen schnurrten und grillten, glaubte er, Pimperlein singe immer fort. Aber Pimperlein schwieg nun still. Gripsgraps band den Zopf von ihrem Arm und knüpfte ihn an den goldenen Glockenschwengel, der hinter ihr an der Wand lehnte. Nun holte Gripsgraps einen alten rußigen kupfernen Kessel, in welchem Pimperlein dem Knarrasper immer Abends den Kloß kochen mußte, und Pimperlein mußte leise, leise aufstehen, und Gripsgraps schob dem Knarrasper den rußigen Kessel unter den Kopf, so daß er ruhig fortschnarchte, als liege er noch auf Pimperleins Schooß. Nun nahm Gripsgraps die Prinzessin Pimperlein und setzte sich mit ihr in den Kübel, mit welchem dem Hanswurst sein Essen vom Felsen hinabgelassen wurde, und ließ sich schnell mit ihr hinab in das Schiffchen.

Ach! wie waren der Schulmeister und die Brüder froh, denen schon der Hals vor lauter Hinaufsehen weh that, als sie den Gripsgraps mit Pimperlein ankommen sahen. Der Hans=

wurst sprang mit gleichen Füßen aus seinem Horn in das Schiffchen, Gripsgraps und Pimperlein stiegen auch hinein, alle Brüder küßten ihr die Hände, außer Pitschpatsch, der schlug mit seinem Ruder so kräftig in's Wasser, daß das Schiffchen wie ein Pfeil von dem Felsen wegflog.

Aber sie waren nicht lange gefahren, als sie in eine große Noth kamen. Knarrasper hatte nicht lange geschlafen, als Gripsgraps mit Pimperlein fort war. Die Thierchen, welche ihm Gripsgraps in die Locke gesteckt, waren herausgekrochen, die Fliegen, die Grillen, die Heuschrecken auch, und waren zur Thüre hinausgeflogen und gehüpft; die Hummel aber hatte sich auf seine rothe Nase gesetzt. Wie sie nun nicht mehr vor seinen Ohren brummten und sangen, glaubte er, Pimperlein singe nicht mehr, und sprach halb im Schlaf: „Pimperlein! Pimperlein! singe los, oder ich gebe dir einen Rippenstoß.“ Da aber immer kein Pimperlein sang, und ihn die Hummel recht tüchtig in die Nase stach, weil sie sich ärgerte, daß er so pustete, ward er zornig, und wollte mit geballter Faust auf Pimperlein schlagen; aber er schlug so heftig auf den rußigen kupfernen Kessel, daß er ein entsetzliches Auweh! ausstieß. Der Kessel brummte wie eine große Glocke, und er wollte im höchsten Zorn aufspringen; aber sein Zopf war an den großen Glockenschwengel gebunden und er riß sich abscheulich an den Haaren. Er machte sich mit Mühe los, er rannte auf dem ganzen Felsen herum, da war kein Pimperlein hinten, kein Pimperlein vornen. Aber auf der weiten See draus sah er das Schifflein schwimmen. „Ha! ha! sagte er, „kommst du mir so, so komm' ich dir so,“ und griff nach seiner Helleparte, aber er konnte sie nicht finden. Da sprach er:

„Auf einen rußigen Kessel gelegt,
Das ist ein schöner Spaß!

An den Glockenschwengel gebunden,
Das ist ein schöner Spaß!
Die Helleparte gestohlen,
Das ist ein schöner Spaß!"

Da wollte er seine Ratsche nehmen, die war zerbrochen:

„Die Ratsch' zerbrochen,
Das ist ein schöner Spaß!

Nun wollte er in sein Horn stoßen und alle Nachtwächter zusammenrufen, aber es war ganz verstopft und er blies sich fast die Backen entzwei. Da schrie er:

„Dem Nachtwächterkönig das Horn verstopft,
Das ist ein garstiger Spaß.

Aber warte, Pimperlein! ich will dich mit deinem Räuber treffen. Der Glockenschwengel deines Vaters Pumpam hat mir, als er hierher flog, mein Weib Schnarrassel todtgeschlagen; nun soll er ihm seine Tochter Pimperlein und ihren Räuber auch todtschlagen." — Da nahm er den großen Glockenschwengel auf die Schulter, spannte seine großen Fledermausflügel aus und flog, flatter, flatter, flatter, über den See hin, dem Schiffchen nach.

„Ach! um Gotteswillen, da kömmt der Knarrasper," schrie Pimperlein und legte sich glatt in das Schiff nieder, daß er sie nicht sehen sollte. Der Knarrasper aber kam wie eine schwarze Wolke geflogen und sang mit fürchterlicher Stimme:

„Hört ihr Herr'n nnd laßt euch sagen,
Der Knarrasper bringt den Klöppel getragen,
Der ihm Schnarrassel sein Weib erschlagen,
Nun geht es der Pimperlein an den Kragen,
Pimperlein bewahr dein Lebenslicht,
Wenn dir der Klöppel den Hals zerbricht."

Ach da knieete der Schulmeister und die Brüder um Pimperlein und beteten weinend um Hülfe, Pitschpatsch ruderte schnell; aber Piffpaff spannte seinen Bogen und sagte: „Pitschpatsch! halte ein wenig still, daß ich sicher zielen kann." Da hielt Pitschpatsch still, da war Knarrasper gerade über dem Schiff, paff schoß Piffpaff los, dem Knarrasper mitten durch das Herz und patsch fiel er mit sammt dem Glockenschwengel todt in das Schiff herunter, das er mit seinen breiten Fledermausflügeln ganz bedeckte.

Anfangs waren die Brüder alle still vor Angst und Schrecken weil der Knarrasper über ihnen lag. Zuerst rührte sich der Schulmeister und sprach: „Ach Gott! meine Kinder! lebt ihr noch?" Da sprach Pitschpatsch: „Ja! aber der Kopf thut mir weh." Da sagte Trilltrall: „Meine Hand ist verstaucht." — Dann sprach Gripsgraps: „Meine Nase blutet." Dann sprach Piffpaff: „Mein Ohrläppchen ist geschwollen." Dann sagte Pinkepank: „Ich habe ein Loch im Kopf." — „Ach!" schrie der Hanswurst, „ach! ach! und aber weh! und ach! ich bin ein elender Krüppel, ich werde nicht mit dem Leben davon kommen, o weh! o weh! o weh!" — „Ei! was fehlt dir denn! schrien sie Alle, da fing er an entsetzlich zu lamentiren und sprach: „Ach! meine Pritsche ist mir zerbrochen und es ist mir ein Knopf von der Jacke gesprungen." — Da fingen sie Alle in ihrer Herzenslust über ihn zu lachen an, Trilltrall aber sagte: „Lachet nicht, Pimperlein redet kein Wort, Pimperlein ist gewiß todt; geschwind! geschwind! werft den Knarrasper hinaus, daß wir sie finden können." Da legten sie sich alle auf Hände und Füße und stemmten sich mit dem Rücken gegen den Knarrasper und drückten, upp, schupp, upp, und patsch fiel er über das Schiff hinaus in's Wasser und ging unter.

Aber welches Elend sahen sie da! der große Glockenklöpfel war mitten in das Schiff auf die Prinzessin Pimperlein ge-

fallen und hatte sie mausetodt geschlagen. Da jammerten die Brüder und der Vater und der Hanswurst und rissen sich die Haare aus. Pinkepank aber sagte: „Zieht sie nur unter dem schweren Glockenschwengel hervor, ich will schon helfen.“ — Da zogen die Brüder sie hervor und Pinkepank drückte ihr ein wenig Saft von seinem Kräutlein Stehauf in ihren rosenrothen Mund, und sie sprang auf und war frisch und gesund.

Da war Freude an allen Ecken, pitschpatsch, pitschpatsch ging das Ruder und sie waren bald am Lande. Da machte Pitschpatsch sich vier Räder an sein Schiff und Trilltrall rief sechs Bären aus dem Wald und versprach einem jeden einen großen Pfefferkuchen, wenn sie sich wollten vorspannen lassen und sie alle nach Glockotonia fahren. Sie waren es zufrieden und die Reise ging geschwind fort.

Ach! wie verwunderten sich die Leute in Glockotonia über die wunderbare Kutsche, mit den Bären bespannt. Hanswurst aber lief voraus zum König und erzählte ihm Alles; der kam ihnen mit allem seinen Hofstaat entgegen, außer mit den Glöcknern, die hatten zu viel zu thun, denn sie mußten mit allen Glocken läuten, und zu Glockotonia hat jedes Haus eine Glocke, jede Thüre eine Schelle, jeder Mensch eine Klingel am Hals, und jedes Thier ein Glöckchen. Das war ein entsetzlich lustiges pimpam, tintang, himpim, klingkling. Nur der Hofglöckner ging im Trauer bei dem König, weil der Hofglockenklöpfel verloren war. Aber da er ihn im Schifflein sah, trug er ihn gleich weg und hängte ihn in die große Glocke und fing auch nun an zu läuten pumpam.

Da umarmte Pumpam die Tochter und den Schulmeister und die Brüder, welche alle bei ihm frühstücken mußten. Worauf er sagte: „Nun muß ich Wort halten, ich habe dem meine Tochter versprochen, der mir sie wieder bringt, und mein halbes Reich; wer soll sie aber haben, da ihr ein Vater und fünf Söhne

seid?" — Da sprach Gripsgraps: „Ich habe sie vom Fels geholt." — Da sagte Piffpaff: „Ich habe den Knarrasper getödtet." — Da sagte Pitschpatsch: „Ich habe euch im Schiff hingefahren." — Da sagte Pinkepank: „Ich habe sie mit dem Kräutlein Stehauf lebendig gemacht." Da sagte Trilltrall: „Ich habe sie sehr lieb und habe Euch die Nachricht gegeben, wo sie sei." — Da sagte Klopfstock: „Ich bin Euer aller Vater, mir gebührt sie." — „Ja," sagten die Söhne, „Ihr sollt sie haben."

„Ich will sie gar nicht; ich wollte Euch nur auf die Probe stellen; aber Ihr seid gehorsame Kinder," sprach Klopfstock. „Und nun soll sie selbst sagen, bei wem sie leben will." Sie aber wollte es nicht sagen; da sagte der König: „So rede doch und schäme dich nicht." — Da machte sie ein spitzes Mäulchen und sprach: „Im Wald bei den Glockenblumen, bei den Vögeln, bei dem Trilltrall will ich wohnen," und da umarmte sie Trilltrall, und die Brüder waren es alle zufrieden. Da gab ihr Trilltrall auch das Glöckchen wieder, worüber sie sehr froh ward. Pumpam aber nahm ein großes Messer und schnitt sein Königreich in zwei Theile und fragte den Klopfstock: „Rücken oder Schneide?" Da sagte er: „Schneide." Und Pumpam gab ihm die Hälfte, die an der Schneide des Messers lag. Klopfstock theilte das wieder in fünf Theile und gab jedem seiner Söhne ein Stück. Piffpaff legte sich einen Schützenplatz auf seinem Stück Königreich an, Pitschpatsch einen schönen Fischteich, Pinkepank einen botanischen Garten, Gripsgraps baute sich eine Einsiedelei und lebte fromm darin, und Trilltrall legte sich einen Thiergarten und eine Vogelhecke auf seinem Stück Königreich an. Klopfstock aber war geheimer Fünffünftelsschulmeister, zog im ganzen Land herum und hielt geheime Fünffünftelschule. Als Alles fertig war, ließ Pumpam die ganze Geschichte an die große Glocke hängen und tüchtig läuten, und da habe ich sie auch gehört.

Der neue Paris.

Von

J. W. von Goethe.

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingstsonntag, als stände ich vor einem Spiegel und beschäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Fest hatten machen lassen. Der Anzug bestand, wie ihr wißt, in Schuhen von sauberem Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Serge, und einem Rock von grünem Berkan mit goldnen Balletten. Die Weste dazu, von Goldstoff, war aus meines Vaters Bräutigamsweste geschnitten. Ich war frisirt und gepudert, die Locken standen mir wie Flügelchen vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer die Kleidungsstücke verwechselte, und weil mir immer das erste vom Leibe fiel, wenn ich das zweite umzunehmen gedachte. In dieser großen Verlegenheit trat ein junger schöner Mann zu mir und begrüßte mich auf's freundlichste. „Ei, seid mir willkommen!" sagte ich, „es ist mir ja gar lieb, daß ich euch hier sehe." — „Kennt ihr mich denn?" versetzte jener lächelnd. — „Warum nicht?" war meine gleichfalls lächelnde Antwort. „Ihr seid Merkur, und ich habe euch oft genug abgebildet gesehen." — „Das bin ich," antwortete jener, „und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an dich gesandt. Siehst du diese drei Aepfel?" — Er reichte seine Hand her und zeigte mir drei

Aepfel, die sie kaum fassen konnte, und die eben so wundersam schön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte sie für Edelsteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben. Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und sagte: „Du mußt erst wissen, daß sie nicht für dich sind. Du sollst sie den drei schönsten jungen Leuten von der Stadt geben, welche sodann, jeder nach seinem Loose, Gattinnen finden sollen, wie sie solche nur wünschen können. Nimm, und mach' deine Sachen gut!" sagte er scheidend und gab mir die Aepfel in meine offnen Hände; sie schienen mir noch größer geworden zu sein. Ich hielt sie darauf in die Höhe, gegen das Licht, und fand sie ganz durchsichtig; aber gar bald zogen sie sich aufwärts in die Länge und wurden zu drei schönen, schönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von den Farben der vorherigen Aepfel waren. So gleiteten sie sacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haschen wollte, um wenigstens eine festzuhalten, schwebten sie schon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachsehn hatte. Ich stand ganz verwundert und versteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und beguckte meine Finger, als wäre daran etwas zu sehen gewesen. Aber auf einmal erblickte ich auf meinen Fingerspitzen ein allerliebstes Mädchen herumtanzen, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter; und weil sie nicht wie die andern fortflog, sondern verweilte, und bald auf diese, bald auf jene Fingerspitze tanzend hin- und hertrat, so sah ich ihr eine Zeit lang verwundert zu. Da sie mir aber gar so wohl gefiel, glaubte ich sie endlich haschen zu können und dachte geschickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, so daß ich ganz betäubt niederfiel, und aus dieser Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienst wiederholte ich mir jene Bilder oft genug; auch am großelterlichen Tische, wo ich zu Mittag speiste. Nachmittags wollte ich einige Freunde besuchen, sowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, sehen zu lassen, als auch, weil ich ihnen Besuche schuldig war. Ich fand Niemanden zu Hause, und da ich hörte, daß sie in die Gärten gegangen, so gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen schlimme Mauer führt: denn es ist dort niemals ganz geheuer. Ich ging nur langsam und dachte an meine drei Göttinnen, besonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in Hoffnung, sie würde so artig sein, wieder darauf zu balanciren. In diesen Gedanken vorwärts gehend, erblickte ich, linker Hand, in der Mauer, ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je gesehen zu haben. Es schien niedrig, aber der Spitzbogen drüber hätte den größten Mann hindurch gelassen. Bogen und Gewände waren auf's zierlichste von Steinmetz und Bildhauer ausgemeißelt, die Thüre selbst aber zog erst recht meine Aufmerksamkeit auf sich. Braunes uraltes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, sowohl erhaben, als vertieft gearbeiteten Bändern von Erz beschlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichsten Vögel saßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch was mir das Merkwürdigste schien, kein Schlüsselloch war zu sehen, keine Klinke, kein Klopfer, und ich vermuthete daraus, daß diese Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt: denn als ich ihr näher trat, um die Zierrathen zu befühlen, that sie sich hineinwärts auf, und es erschien ein Mann, dessen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwürdiger Bart umwölkte sein Kinn; daher ich ihn für einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn

er meine Gedanken errathen hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er ein guter katholischer Christ sei. — „Junger Herr, wie kommt ihr hierher, und was macht ihr da?“ sagte er mit freundlicher Stimme und Geberde. — „Ich bewundere,“ versetzte ich, „die Arbeit dieser Pforte, denn ich habe dergleichen noch niemals gesehen; es müßte denn sein auf kleinen Stücken in den Kunstsammlungen der Liebhaber.“ — „Es freut mich,“ versetzte er darauf, „daß ihr solche Arbeit liebt. Inwendig ist die Pforte noch viel schöner: tretet herein, wenn es euch gefällt.“ Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die wunderliche Kleidung des Pförtners, die Abgelegenheit und ein sonst ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen schien, beklemmte mich. Ich verweilte daher, unter dem Vorwande die Außenseite noch länger zu betrachten, und blickte dabei verstohlen in den Garten: denn ein Garten war es, der sich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte sah ich einen Platz; alte Linden, regelmäßig von einander abstehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Aesten, so daß die zahlreichsten Gesellschaften in der größten Tageshitze sich darunter hätten erquicken können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich widerstand auch eigentlich nicht: denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan in solchem Falle niemals fragen müsse, ob Gefahr vorhanden sei. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und sollte ich mit dem Alten nicht fertig werden, wenn er sich feindlich erweisen wollte? Ich trat also ganz gesichert hinein; der Pförtner drückte die Thüre zu, die so leise einschnappte, daß ich es kaum spürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunstreichere Arbeit, legte sie mir aus, und bewies mir dabei ein besonderes Wohlwollen. Hiedurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem

belaubten Raume an der Mauer, die sich in's Runde zog, weiter führen, und fand manches an ihr zu bewundern. Nischen und Muscheln, Corallen und Metallstufen künstlich ausgeziert, gaben aus Tritonenmäulern reichliches Wasser in marmorne Becken; dazwischen waren Vogelhäuser angebracht und andere Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumhüpften, Meerschweinchen hin- und widerliefen, und was man nur sonst von artigen Geschöpfen wünschen kann. Die Vögel riefen und sangen uns an, wie wir vorschritten; die Staare besonders schwatzten das närrischste Zeug; der eine rief immer: „Paris, Paris," und der andere: „Narciß, Narciß," so deutlich als es ein Schulknabe nur aussprechen kann. Der Alte schien mich immer ernsthaft anzusehen, indem die Vögel dieses riefen; ich that aber nicht, als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit, auf ihn Acht zu geben, denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieser beschattete Raum eigentlich ein großer Kreis sei, der einen andern, viel bedeutendern, umschließe. Wir waren auch wirklich wieder bis an's Pförtchen gelangt, und es schien, als wenn der Alte mich hinauslassen wolle; allein meine Augen blieben auf ein goldnes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieses wunderbaren Gartens zu umzäumen schien, und das ich auf unserm Gange hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und also ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pförtchen los ging, sagte ich zu ihm, mit einer Verbeugung: „Ihr seid so äußerst gefällig gegen mich gewesen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von euch scheide. Dürfte ich nicht jenes goldne Gitter näher besehen, das in einem sehr weiten Kreise das Innere des Gartens einzuschließen scheint?" — „Recht gern," versetzte jener, „aber sodann müßt ihr euch einigen Bedingungen unterwerfen." — „Worin bestehen sie?" fragte ich hastig. — „Ihr müßt euren Hut und

Degen hier zurücklassen, und dürft mir nicht von der Hand, indem ich euch begleite." — „Herzlich gern," erwiederte ich, und legte Hut und Degen auf die erste beste steinerne Bank. Sogleich ergriff er mit seiner Rechten meine Linke, hielt sie fest, und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir an's Gitter kamen, verwandelte sich meine Verwunderung in Erstaunen; so etwas hatte ich nie gesehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor standen unzählige Spieße und Partisanen neben einander gereiht, die durch ihre seltsam verzierten oberen Enden zusammenhingen und einen ganzen Kreis bildeten. Ich schaute durch die Zwischenräume, und sah gleich dahinter ein sanft fließendes Wasser, auf beiden Seiten mit Marmor eingefaßt, das in seinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfischen sehen ließ, die sich bald sachte, bald geschwind, bald einzeln, bald zugweise, hin- und herbewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Kanal gesehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beschaffen sei; allein da fand ich zu meiner großen Betrübniß, daß an der Gegenseite das Wasser mit einem gleichen Gitter eingefaßt war, und zwar so künstlicher Weise, daß auf einem Zwischenraum diesseits gerade ein Spieß oder eine Partisane jenseits paßte, und man also, die übrigen Zierrathen mitgerechnet, nicht hindurchsehen konnte, man mochte sich stellen wie man wollte. Ueberdieß hinderte mich der Alte, der mich noch immer festhielt, daß ich mich nicht frei bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß, nach allem was ich gesehen immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüber kommen könne. — „Warum nicht," versetzte jener, „aber auf neue Bedingungen." — Als ich nach diesen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müsse. Ich war es sehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen Saal, an dessen Wänden mancherlei Kleidungen hingen, die sich sämmtlich

dem orientalischen Costüm zu nähern schienen. Ich war geschwind umgekleidet; er streifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er sie zu meinem Entsetzen gewaltig ausgestäubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübsch, und gefiel mir besser als in meinem steifen Sonntagskleide. Ich machte einige Gebärden und Sprünge, wie ich sie von den Tänzern auf dem Meßtheater gesehen hatte. Unter diesem sah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Nische. Auf ihrem weißen Grunde hingen drei grüne Strickchen, jedes in sich auf eine Weise verschlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas hastig um, und fragte den Alten nach der Nische so wie nach den Strickchen. Er, ganz zufällig, holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünseidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beide Enden, durch ein zwiefach durchschnittenes grünes Leder geschlungen, ihr das Ansehen gaben, als sei es ein Werkzeug zu einem eben nicht sehr erwünschten Gebrauch. Die Sache schien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelassen und gütig: „Es sei dieses für diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu schenken bereit sei." Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte sogleich, daß ich ihm folgen solle; denn diesmal faßte er mich nicht an, und so ging ich frei neben ihm her.

Meine größte Neugier war nunmehr, wo die Thüre, wo die Brücke sein möchte, um durch das Gitter, um über den Kanal zu kommen, denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung sehr genau, als wir darauf zueilten; allein augenblicklich verging mir das Gesicht, denn unerwartet begannen Spieße, Speere, Hellebarden, Partisanen sich zu rütteln

und zu schütteln, und diese seltsame Bewegung endigte damit, daß die sämmtlichen Spitzen sich gegen einander senkten, eben als wenn zwei alterthümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung für's Auge, das Geklirr für die Ohren, war kaum zu ertragen, aber unendlich überraschend der Anblick, als sie völlig niedergelassen den Kreis des Kanals bedeckten und die herrlichsten Brücken bildeten, die man sich denken kann; denn nun lag das bunteste Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verschlungene Beete getheilt, welche zusammen betrachtet ein Labyrinth von Zierrathen bildeten; alle mit grünen Einfassungen von einer niedrigen, wollig wachsenden Pflanze, die ich nie gesehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verschiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und am Boden, den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieser köstliche Anblick, den ich in vollem Sonnenschein genoß, fesselte ganz meine Augen; aber ich wußte fast nicht, wo ich den Fuß hinsetzen sollte, denn die schlängelnden Wege waren auf's reinlichste von blauem Sande gezogen, der einen dunklern Himmel, oder einen Himmel im Wasser, an der Erde zu bilden schien; und so ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeit lang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von diesem Beeten- und Blumen-Rund ein großer Kreis von Cypressen oder pappelartigen Bäumen stand, durch den man nicht hindurchsehen konnte, weil die untersten Zweige aus der Erde hervorzutreiben schienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächsten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich überrascht, als ich in den Kreis der hohen Bäume tretend, die Säulenhalle eines köstlichen Gartengebäudes vor mir sah, das nach den übrigen Seiten hin ähnliche Ansichten und Eingänge zu haben schien. Noch mehr aber als dieses Muster der Baukunst entzückte mich

eine himmlische Musik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Cither zu hören, und bald noch etwas Klimperndes, daß keinem von diesen drei Instrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zugingen, eröffnete sich bald nach einer leisen Berührung des Alten; aber wie erstaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte. Sie grüßte mich auch auf eine Weise, als wenn wir schon bekannt wären, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und schön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelsaal, dessen herrliche domartige Höhe meinen Blick auf sich zog und mich in Verwunderung setzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen, denn es ward durch ein reizendes Schauspiel herabgelockt. Auf einem Teppich, gerade unter der Mitte der Kuppel, saßen drei Frauenzimmer im Dreieck, in drei verschiedene Farben gekleidet, die eine roth, die andere gelb, die dritte grün; die Sessel waren vergoldet und der Teppich ein vollkommenes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drei Instrumente, die ich draußen hatte unterscheiden können, denn durch meine Ankunft gestört, hatten sie mit Spielen inne gehalten. — „Seid uns willkommen!“ sagte die mittlere, die nämliche, welche mit dem Gesicht nach der Thüre saß, im rothen Kleide und mit der Harfe. „Setzt euch zu Alerten und hört zu, wenn ihr Liebhaber von der Musik seid.“ Nun sah ich erst, daß unten quer vor ziemlich lange Bänkchen stand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm sie auf, setzte sich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten; sie hatte das gelbe Kleid an, und eine Cither in der Hand; und wenn jene Harfenspielerin ansehnlich von Gestalt, groß von Gesichtszügen, und in ihrem Betragen majestätisch

war, so konnte man der Citherspielerin ein leicht anmuthiges, heitres Wesen anmerken. Sie war eine schlanke Blondine, da jene dunkelbraunes Haar schmückte. Die Mannigfaltigkeit und Uebereinstimmung ihrer Musik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenspiel etwas Rührendes und zugleich Auffallendes für mich hatte. Sie war diejenige, die am meisten auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten schien; nur konnte ich aus ihr nicht klug werden, denn sie kam mir bald zärtlich, bald wunderlich, bald offen, bald eigensinnig vor, je nachdem sie die Mienen und ihr Spiel veränderte. Bald schien sie mich rühren, bald mich necken zu wollen. Doch mochte sie sich stellen wie sie wollte, so gewann sie mir wenig ab, denn meine kleine Nachbarin, mit der ich Ellbogen an Ellbogen saß, hatte mich ganz für sich eingenommen; und wenn ich in jenen drei Damen ganz deutlich die Sylphiden meines Traums und die Farben der Aepfel erblickte, so begriff ich wohl, daß ich keine Ursache hätte sie festzuhalten. Die artige Kleine hätte ich lieber angepackt, wenn mir nur nicht der Schlag, den sie mir im Traume versetzt hatte, gar zu erinnerlich gewesen wäre. Sie hielt sich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, so befahlen sie ihr, einige lustige Stückchen zum Besten zu geben. Kaum hatte sie einige Tanzmelodien gar aufregend abgeklimpert, so sprang sie in die Höhe; ich that das Gleiche. Sie spielte und tanzte; ich ward hingerissen, ihre Schritte zu begleiten, und wir führten eine Art von kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu sein schienen, denn sobald wir geendigt, befahlen sie der Kleinen, mich derweil mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachtessen herankäme. Ich hatte freilich vergessen, daß außer diesem Paradiese noch etwas anderes in der Welt wäre. Alerte führte mich sogleich in den Gang zurück, durch den ich

hereingekommen war. An der Seite hatte sie zwei wohleingerichtete Zimmer; in dem einen, wo sie wohnte, setzte sie mir Orangen, Feigen, Pfirsichen und Trauben vor, und ich genoß sowohl die Früchte fremder Länder, als auch die der erst kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß; auch füllte sie einen Pokal von geschliffenem Kristall mit schäumendem Wein, doch zu trinken bedurfte ich nicht, denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun wollen wir spielen," sagte sie und führte mich in das andere Zimmer. Hier sah es nun aus wie auf einem Christmarkt; aber so kostbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtsbude gesehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengeräthschaften; Küchen, Wohnstuben und Läden, und einzelne Spielsachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glasschränken herum, denn in solchen waren diese künstlichen Arbeiten aufbewahrt. Die ersten Schränke verschloß sie aber bald wieder und sagte: „Das ist nichts für euch, ich weiß es wohl. Hier aber," sagte sie, „könnten wir Baumaterialien finden, Mauern und Thürme, Häuser, Paläste, Kirchen, um eine große Stadt zusammen zu stellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas anderem greifen, das für euch und mich gleich vergnüglich ist." — Sie brachte darauf einige Kasten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk über einander geschichtet erblickte, von dem ich sogleich bekennen mußte, daß ich niemals so etwas Schönes gesehen hatte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, sondern nahm den einen Kasten unter den Arm, und ich packte den andern auf. „Wir wollen auf die goldene Brücke gehen," sagte sie, „dort spielt sich's am besten mit Soldaten, die Spieße geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegen einander zu stellen hat." Nun waren wir auf dem goldnen schwankenden Boden angelangt; unter mir hörte

ich das Wasser rieseln und die Fische plätschern, indem ich niederkniete meine Linien aufzustellen. Es war alles Reiterei, wie ich nunmehr sah. Sie rühmte sich, die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu besitzen; ich dagegen fand den Achill und eine sehr stattliche griechische Reiterei. Die Heere standen gegen einander, und man konnte nichts Schöneres sehen. Es waren nicht etwa flache bleierne Reiter, wie die unsrigen, sondern Mann und Pferd rund und körperlich, und auf das feinste gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie sie sich im Gleichgewicht hielten, denn sie standen für sich, ohne ein Fußbrettchen zu haben. —

Wir hatten nun jedes mit großer Selbstzufriedenheit unsere Heerhaufen beschaut, als sie mir den Angriff verkündigte. Wir hatten auch Geschütz in unsern Kästen gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolirter Achatkugeln. Mit diesen sollten wir aus einer gewissen Entfernung gegen einander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht stärker geworfen werde, als nöthig sei, die Figuren umzustürzen, denn beschädigt sollte keine werden. Wechselseitig ging nun die Kanonade los, und im Anfang wirkte sie zu unser beider Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch besser zielte als sie, und zuletzt den Sieg, der von der Ueberzahl der stehn gebliebenen Reiter abhing, gewinnen möchte, trat sie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünschten Erfolg. Sie streckte mir eine Menge meiner besten Truppen nieder, und je mehr ich protestirte, desto eifriger warf sie. Dieß verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein gleiches thun würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, sondern warf in Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte, als ein Paar ihrer kleinen Centaurinnen in Stücke sprangen. In ihrem Eifer bemerkte sie es nicht gleich, aber ich stand verstei-

nert, als die zerbrochnen Figürchen sich von selbst wieder zusammen fügten, Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch zugleich völlig lebendig wurden, im Galopp von der goldnen Brücke unter die Linden setzten, und in Carriere hin- und widerrennend sich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine schöne Gegnerin war das kaum gewahr worden, als sie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief: daß ich ihr einen unersetzlichen Verlust zugefügt, der weit größer sei, als es sich aussprechen lasse. Ich aber, der ich schon erbost war, freute mich, ihr etwas zu Leide zu thun, und warf noch ein Paar mir übrig gebliebene Achatkugeln blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweise traf ich die Königin, die bisher bei unserm regelmäßigen Spiel ausgenommen gewesen. Sie sprang in Stücken, und ihre nächsten Adjutanten wurden auch zerschmettert; aber schnell stellten sie sich wieder her und nahmen Reißaus wie die ersten, galoppirten sehr lustig unter den Linden herum und verloren sich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin schalt und schimpfte; ich aber, nun einmal im Gange, bückte mich, einige Achatkugeln aufzuheben, welche an den goldenen Spießen herumrollten. Mein ergrimmter Wunsch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; sie dagegen nicht faul, sprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf summte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuß, faßte sie bei den Ohren und küßte sie zu wiederholten Malen. Sie aber that einen solchen durchdringenden Schrei, der mich selbst erschreckte; ich ließ sie fahren, und das war mein Glück, denn in dem Augenblick wußte ich nicht wie mir geschah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu rasseln; ich merkte geschwind, daß sich die Gitter wieder in Bewegung setzten, allein ich hatte nicht Zeit zu überlegen, noch

konnte ich Fuß fassen, um zu fliehen. Ich fürchtete jeden Augenblick gespießt zu werden, denn die Partisanen und Lanzen, die sich aufrichteten, zerschlitzten mir schon die Kleider; genug, ich weiß nicht, wie mir geschah, mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung, von meinem Schrecken, am Fuß einer Linde, wider den mich das aufschnellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die sich noch heftiger vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Gegnerin vernahm, die an der andern Seite, etwas gelinder als ich mochte zur Erde gekommen sein. Daher sprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebst seinem Anführer Achill, welche das auffahrende Gitter mit mir herüber geschnellt hatte, zerstreut sah, ergriff ich den Helden zuerst und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherstellung und seine Flucht gefielen mir nun doppelt, weil sich die Schadenfreude zu dem artigsten Anblick von der Welt gesellte, und ich war im Begriff die sämmtlichen Griechen ihm nachzuschicken, als auf einmal zischende Wasser von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen hervorsprühten, und, wo ich mich hinwendete, kreuzweise auf mich lospeitschten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; zerschlitzt war es schon, und ich säumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir, und so eine Hülle nach der andern; ja ich fand es endlich bei dem warmen Tage sehr angenehm, ein solches Stahlbad über mich ergehen zu lassen. Ganz nackt schritt ich nun gravitätisch zwischen diesen willkommnen Gewässern einher, und ich dachte, mich lange so wohl befinden zu können. Mein Zorn verkühlte sich, und ich wünschte nichts mehr, als eine Versöhnung mit meiner kleinen Gegnerin. Doch in einem Nu schnappten die Wasser ab, und ich stand nun feucht auf einem durchnäßten

Boden. Die Gegenwart des alten Mannes, der unvermuthet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen; ich hätte gewünscht, mich wo nicht verbergen, doch wenigstens verhüllen zu können. Die Beschämung, der Frostschauer, das Bestreben mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchst erbärmliche Figur spielen. Der Alte benutzte den Augenblick, um mir die größesten Vorwürfe zu machen. „Was hindert mich," rief er aus, „daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und sie, wo nicht eurem Hals, doch eurem Rücken anmesse!" Diese Drohung nahm ich höchst übel. „Hütet euch," rief ich aus, „vor solchen Worten, ja nur vor solchen Gedanken, denn sonst seid ihr und eure Gebieterin verloren!" — „Wer bist denn du," fragte er trotzig, „daß du so reden darfst?" — „Ein Liebling der Götter," sagte ich, „von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen sollen, oder ob er sie will in ihrem Zauberkloster verschmachten und veraltern lassen." — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat dir das offenbart?" fragte er erstaunt und bedenklich. — „Drei Aepfel," sagte ich, „drei Juwelen." — „Und was verlangst du zum Lohn?" rief er aus. — „Vor allen Dingen das kleine Geschöpf," versetzte ich, „die mich in diesen verwünschten Zustand gebracht hat." — Der Alte warf sich vor mir nieder, ohne sich vor der noch feuchten und schlammigen Erde zu scheuen; dann stand er auf, ohne benetzt zu sein, nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder sonntägig geputzt und frisirt wie vorher. Der Pförtner sprach kein Wort weiter, aber ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an, und deutete mir auf einige Gegenstände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verstand ihn wohl; er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenstände einprä-

gen möchte, nm das Pförtchen desto gewisser wieder zu finden, welches sich unversehns hinter mir zuschloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüber stand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeste uralter Nußbäume herüber, und bedeckten zum Theil das Gesims, womit sie endigte. Die Zweige reichten bis an eine steinerne Tafel, deren verzierte Einfassung ich wohl erkennen, deren Inschrift ich aber nicht lesen konnte. Sie ruhte auf dem Kragstein einer Nische, in welcher ein künstlich gearbeiteter Brunnen, von Schale zu Schale, Wasser in ein großes Becken goß, das wieder einen kleinen Teich bildete und sich in die Erde verlor. Brunnen, Inschrift, Nußbäume, alles stand senkrecht übereinander; ich wollte es malen, wie ich es gesehen habe.

Nun läßt sich wohl denken, wie ich diesen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte, und wie oft ich mir diese Geschichten, die ich kaum selbst glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur schlimmen Mauer, um wenigstens jene Merkzeichen im Gedächtniß anzufrischen und das köstliche Pförtchen zu beschauen. Allein zu meinem größten Erstaunen fand ich alles verändert. Nußbäume ragten wohl über die Mauer, aber sie standen nicht unmittelbar neben einander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung, und mit einer leserlichen Inschrift. Eine Nische mit einem Brunnen findet sich weit links, der aber jenem, den ich gesehen, durchaus nicht zu vergleichen ist, so daß ich beinahe glauben muß, das zweite Abenteuer sei so gut als das erste ein Traum gewesen, denn von dem Pförtchen findet sich überhaupt gar keine Spur. Das einzige was mich tröstet, ist die Bemerkung, daß jene drei Gegenstände stets den Ort zu verändern scheinen, denn bei wiederholtem Besuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zusammenrücken, und daß Tafel

und Brunnen sich ebenfalls zu nähern scheinen. Wahrscheinlich, wenn alles wieder zusammentrifft, wird auch die Pforte von neuem sichtbar sein, und ich werde mein Mögliches thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu sagen.

Das kalte Herz.

Von

Wilhelm Hauff.

Wer durch Schwaben reist, der sollte nie vergessen, auch ein wenig in den Schwarzwald hineinzuschauen; nicht der Bäume wegen, obgleich man nicht überall solch unermeßliche Menge herrlich aufgeschossener Tannen findet, sondern wegen der Leute, die sich von den andern Menschen rings umher merkwürdig unterscheiden. Sie sind größer als gewöhnliche Menschen, breitschultrig, von starken Gliedern, und es ist, als ob der stärkende Duft, der Morgens durch die Tannen strömt, ihnen von Jugend auf einen freieren Athem, ein klareres Auge und einen festeren, wenn auch rauheren Muth, als den Bewohnern der Stromthäler und Ebenen gegeben hätte. Und nicht nur durch Haltung und Wuchs, auch durch ihre Sitten und Trachten sondern sie sich von den Leuten, die außerhalb des Waldes wohnen, streng ab. Am schönsten kleiden sich die Bewohner des badenschen Schwarzwaldes; die Männer lassen den Bart wachsen, wie er von Natur dem Mann ums Kinn gegeben ist, ihre schwarzen Wämser, ihre ungeheuren, enggefalteten Pluderhosen, ihre rothen Strümpfe und die spitzen Hüte, von einer weiten Scheibe umgeben, verleihen ihnen etwas Fremdartiges, aber etwas Ernstes, Ehrwürdiges. Dort beschäftigen sich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen: auch verfertigen sie Uhren und tragen sie in der halben Welt umher.

Auf der andern Seite des Waldes wohnt ein Theil desselben

Stammes, aber ihre Arbeiten haben ihnen andere Sitten und Gewohnheiten gegeben, als den Glasmachern. Sie handeln mit ihrem Wald; sie fällen und behauen ihre Tannen, flößen sie durch die Nagold in den Neckar, und von dem obern Neckar den Rhein hinab, bis weit hinein nach Holland, und am Meer kennt man die Schwarzwälder und ihre langen Flöße; sie halten an jeder Stadt, die am Strom liegt, an und erwarten stolz, ob man ihnen Balken und Bretter abkaufen werde; ihre stärksten und längsten Balken aber verhandeln sie um schweres Geld an die Mynheer's, welche Schiffe daraus bauen. Diese Menschen nun sind an ein rauhes, wanderndes Leben gewöhnt. Ihre Freude ist, auf ihrem Holz die Ströme hinabzufahren, ihr Leid am Ufer wieder heraufzuwandeln. Darum ist auch ihr Prachtanzug so verschieden von dem der Glasmänner im andern Theil des Schwarzwaldes. Sie tragen Wämser von dunkler Leinwand, einen handbreiten grünen Hosenträger über die breite Brust, Beinkleider von schwarzem Leder, aus deren Tasche ein Zollstab von Messing wie ein Ehrenzeichen hervorschaut; ihr Stolz und ihre Freude aber sind ihre Stiefeln, die größten wahrscheinlich, welche auf irgend einem Theil der Erde Mode sind; denn sie können zwei Spannen weit über das Knie hinaufgezogen werden, und die „Flözer" können damit in drei Schuh tiefem Wasser umherwandeln, ohne sich die Füße naß zu machen.

Noch vor kurzer Zeit glaubten die Bewohner dieses Waldes an Waldgeister, und erst in neuerer Zeit hat man ihnen diesen thörichten Aberglauben benehmen können. Sonderbar ist es aber, daß auch die Waldgeister, die der Lage nach im Schwarzwalde hausen, in diese verschiedene Trachten sich getheilt haben. So hat man versichert, daß das Glasmännlein, ein gutes Geistchen von vierthalb Fuß Höhe, sich nie anders zeige, als in einem spitzen Hütlein mit großem Rand, mit Wamms und Pluderhöschen und rothen Strümpfchen. Der Holländer Michel

aber, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, soll ein riesengroßer, breitschultriger Kerl in der Kleidung der Flözer sein, und Mehrere, die ihn gesehen haben, wollen versichern, daß sie die Kälber nicht aus ihrem Beutel bezahlen möchten, deren Felle man zu seinen Stiefeln brauchen würde. „So groß, daß ein gewöhnlicher Mann bis an den Hals hineinstehen könnte," sagten sie, und wollten Nichts übertrieben haben.

Mit diesen Waldgeistern soll einmal ein junger Schwarzwälder eine sonderbare Geschichte gehabt haben, die ich erzählen will. Es lebte nämlich im Schwarzwald eine Wittwe, Frau Barbara Munkin; ihr Gatte war Kohlenbrenner gewesen, und nach seinem Tod hielt sie ihren sechzehnjährigen Knaben nach und nach zu demselben Geschäfte an.

Der junge Peter Munk, ein schlauer Bursche, ließ es sich gefallen, weil er es bei seinem Vater auch nicht anders gesehen hatte, die ganze Woche über am rauchenden Meiler zu sitzen, oder schwarz und berußt und den Leuten ein Abscheu, hinab in die Städte zu fahren und seine Kohlen zu verkaufen. Aber ein Köhler hat viel Zeit zum Nachdenken über sich und Andere, und wenn Peter Munk an seinem Meiler saß, stimmten die dunkeln Bäume umher und die tiefe Waldesstille sein Herz zu Thränen und unbewußter Sehnsucht. Es betrübte ihn Etwas, es ärgerte ihn Etwas, er wußte nicht recht was. Endlich merkte er sich ab, was ihn ärgerte, und das war — sein Stand. „Ein schwarzer, einsamer Kohlenbrenner!" sagte er sich, „es ist ein elend Leben. Wie angesehen sind die Glasmänner, die Uhrmacher, selbst die Musikanten am Sontag Abends! Und wenn Peter Munk, rein gewaschen und geputzt, in des Vaters Ehrenwamms mit silbernen Knöpfen und mit nagelneuen rothen Strümpfen erscheint, und wenn dann Einer hinter mir her geht und denkt: wer ist wohl der schlanke Bursche? und lobt bei sich die Strümpfe und meinen stattlichen Gang, — sieh, wenn

er vorübergeht und schaut sich um, sagt er gewiß: ach es ist nur der Köhler-Munk-Peter."

Auch die Flözer auf der andern Seite waren ein Gegenstand seines Neides. Wenn diese Waldriesen herüberkamen, mit stattlichen Kleidern, und an Knöpfen, Schnallen und Ketten einen halben Centner Silber auf dem Leib trugen, wenn sie mit ausgespreizten Beinen und vornehmen Gesichtern dem Tanz zuschauten, holländisch fluchten, und wie die vornehmsten Mynheer's aus ellenlangen kölnischen Pfeifen rauchten, da stellte er sich als das vollendetste Bild eines glücklichen Menschen solch einen Flözer vor. Und wenn diese Glücklichen dann erst in die Taschen fuhren, ganze Hände voll großer Thaler herauslangten und um Sechsbäzner würfelten, fünf Gulden hin, zehn her, so wollten ihm die Sinne vergehen, und er schlich trübselig nach seiner Hütte; denn an manchen Feiertag Abend hatte er Einen oder den Andern dieser „Holzherren" mehr verspielen sehen, als der arme Peter Munk in einem Jahr verdiente. Es waren vorzüglich drei dieser Männer, von welchen er nicht wußte, welchen er am meisten bewundern sollte. Der Eine war ein dicker, großer Mann, mit rothem Gesicht, und galt für den reichsten in der Runde. Man hieß ihn den dicken Ezechiel. Er reiste alle Jahr zweimal mit Bauholz nach Amsterdam und hatte das Glück, es immer um soviel theuerer als Andere zu verkaufen, daß er, wenn die Uebrigen zu Fuß heimgingen, stattlich herauffahren konnte. Der Andere war der längste und magerste Mensch im ganzen Wald, man nannte ihn den langen Schlurker, und diesen beneidete Munk wegen seiner ausnehmenden Kühnheit; er widersprach den angesehnsten Leuten, brauchte, wenn man noch so gedrängt im Wirthshaus saß, mehr Platz als vier der Dicksten, denn er stützte entweder beide Ellbogen auf den Tisch oder zog eines seiner langen Beine zu sich auf die Bank, und doch wagte ihm Keiner zu widersprechen, denn er hatte unmenschlich viel

Geld. Der Dritte aber war ein schöner, junger Mann, der am besten tanzte weit und breit, und daher den Namen Tanzbodenkönig hatte. Er war ein armer Mensch gewesen und hatte bei einem Holzherren als Knecht gedient; da wurde er auf einmal steinreich; die Einen sagten, er habe unter einer alten Tanne einen Topf voll Geld gefunden, die Andern behaupteten, er habe unweit Bingen im Rhein mit der Stechstange, womit die Flözer zuweilen nach den Fischen stechen, einen Pack mit Goldstücken heraufgefischt, und der Pack gehöre zu dem großen Nibelungenhort, der dort vergraben liege, kurz, er war auf einmal reich geworden und wurde von Jung und Alt angesehen wie ein Prinz.

An diese drei Männer dachte Kohlen-Munk-Peter oft, wenn er einsam im Tannenwald saß. Zwar hatten alle drei einen Hauptfehler, der sie bei den Leuten verhaßt machte, es war dieß ihr unmenschlicher Geiz, ihre Gefühllosigkeit gegen Schuldner und Arme, denn die Schwarzwälder sind ein gutmüthiges Völklein; aber man weiß, wie es mit solchen Dingen geht; waren sie auch wegen ihres Geizes verhaßt, so standen sie doch wegen ihres Geldes in Ansehen; denn wer konnte Thaler wegwerfen, wie sie, als ob man das Geld von den Tannen schüttelte?

„So geht es nicht mehr weiter," sagte Peter eines Tages schmerzlich betrübt zu sich, denn Tags zuvor war Feiertag gewesen, und alles Volk in der Schenke; „wenn ich nicht bald auf den grünen Zweig komme, so thu' ich mir Etwas zu Leid; wär' ich doch nur so angesehen und reich, wie der dicke Ezechiel, oder so kühn und so gewaltig wie der lange Schlurker, oder so berühmt, und könnte den Musikanten Thaler statt Kreuzer zuwerfen, wie der Tanzbodenkönig! Wo nur der Bursche das Geld her hat?" Allerlei Mittel ging er durch, wie man sich Geld erwerben könne, aber keines wollte ihm gefallen; endlich

fielen ihm auch die Sagen von Leuten bei, die vor alten Zeiten durch den Holländer Michel und durch das Glasmännlein reich geworden waren. So lang sein Vater noch lebte, kamen oft andere arme Leute zum Besuch, und da wurde lang und breit von reichen Menschen gesprochen, und wie sie reich geworden; da spielte nun oft das Glasmännlein eine Rolle; ja, wenn er recht nachsann, konnte er sich beinahe noch des Versleins erinnern, das man am Tannenbühl in der Mitte des Waldes sprechen mußte, wenn es erscheinen sollte. Es fing an:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt,
Dir gehört all' Land, wo Tannen stehn —

Aber er mochte sein Gedächtniß anstrengen, wie er wollte, weiter konnte er sich keines Verses mehr entsinnen. Er dachte oft, ob er nicht diesen oder jenen alten Mann fragen sollte, wie das Sprüchlein heiße; aber immer hielt ihn eine gewisse Scheu seine Gedanken zu verrathen ab, auch schloß er, es müsse die Sage vom Glasmännlein nicht sehr bekannt sein und den Spruch müssen nur Wenige wissen, denn es gab nicht viele reiche Leute im Wald, und — warum hatten denn nicht sein Vater und die andern armen Leute ihr Glück versucht? Er brachte endlich einmal seine Mutter auf das Männlein zu sprechen, und diese erzählte ihm, was er schon wußte, kannte auch nur noch die erste Zeile von dem Spruch und sagte ihm endlich, nur Leuten, die an einem Sonntag zwischen eilf und zwei Uhr geboren seien, zeige sich das Geistchen. Er selbst würde wohl dazu passen, wenn er nur das Sprüchlein wüßte, denn er sei Sonntag Mittags zwölf Uhr geboren.

Als dieß der Kohlen-Munk-Peter hörte, war er vor Freude und vor Begierde, dieß Abenteuer zu unternehmen, beinahe außer sich. Es schien ihm hinlänglich, einen Theil des Sprüch-

leins zu wissen und am Sonntag geboren zu sein, und Glasmännlein mußte sich ihm zeigen. Als er daher eines Tages seine Kohlen verkauft hatte, zündete er keinen neuen Meiler an, sondern zog seines Vaters Staatswamms und neue rothe Strümpfe an, setzte den Sonntagshut auf, faßte seinen fünf Fuß hohen Schwarzdornstock in die Hand und nahm von der Mutter Abschied: „Ich muß auf's Amt in die Stadt, denn wir werden bald spielen müssen, wer Soldat wird, und da will ich dem Amtmann nur noch einmal einschärfen, daß Ihr Wittwe seid, und ich Euer einziger Sohn.“ Die Mutter lobte seinen Entschluß, er aber machte sich auf nach dem Tannenbühl. Der Tannenbühl liegt auf der höchsten Höhe des Schwarzwaldes, und auf zwei Stunden im Umkreis stand damals kein Dorf, ja nicht einmal eine Hütte, denn die abergläubischen Leute meinten, es sei dort unsicher. Man schlug auch, so hoch und prachtvoll dort die Tannen standen, ungern Holz in jenem Revier, denn oft waren den Holzhauern, wenn sie dort arbeiteten, die Aerte vom Stiel gesprungen und in den Fuß gefahren, oder die Bäume waren schnell umgestürzt und hatten die Männer mit umgerissen und beschädigt oder gar getödtet; auch hätte man die schönsten Bäume von dorther nur zu Brennholz brauchen können, denn die Floßherren nahmen nie einen Stamm aus dem Tannenbühl unter ein Floß auf, weil die Sage ging, daß Mann und Holz verunglücke, wenn ein Tannenbühl mit im Wasser sei. Daher kam es, daß im Tannenbühl die Bäume so dicht und so hoch standen, daß es am hellen Tag beinahe Nacht war, und Peter Munk wurde es ganz schaurig dort zu Muth; denn er hörte keine Stimme, keinen Tritt als den seinigen, keine Art; selbst die Vögel schienen diese dichte Tannennacht zu vermeiden.

Kohlen-Munk-Peter hatte jetzt den höchsten Punkt des Tannenbühls erreicht und stand vor einer Tanne von ungeheurem

Umfang, um die ein holländischer Schiffsherr an Ort und Stelle viele hundert Gulden gegegeben hätte. „Hier," dachte er, „wird wohl der Schatzhauser wohnen," zog seinen großen Sonntagshut, machte vor dem Baum eine tiefe Verbeugung, räusperte sich und sprach mit zitternder Stimme: „Wünsche glückseligen Abend, Herr Glasmann." Aber es erfolgte keine Antwort, und Alles umher war so still wie zuvor. „Vielleicht muß ich doch das Verslein sprechen," dachte er weiter und murmelte:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt,
Dir gehört all' Land wo Tannen stehn —

Indem er diese Worte sprach, sah er zu seinem großen Schrecken eine ganz kleine, sonderbare Gestalt hinter der dicken Tanne hervorschauen; es war ihm, als habe er das Glasmännlein gesehen, wie man ihn beschrieben, das schwarze Wämmschen, die rothen Strümpfchen, das Hütchen, Alles war so, selbst das blasse, aber feine und kluge Gesichtchen, wovon man erzählte, glaubte er gesehen zu haben. Aber ach, so schnell es hervorgeschaut hatte, das Glasmännlein, so schnell war es auch wieder verschwunden! „Herr Glasmann, rief nach einigem Zögern Peter Munk, „seid so gütig und haltet mich nicht für Narren. — Herr Glasmann, wenn Ihr meint, ich habe Euch nicht gesehen, so täuschet Ihr Euch sehr, ich sah Euch wohl hinter dem Baum hervorgucken." — Immer keine Antwort, nur zuweilen glaubte er ein leises, heiseres Kichern hinter dem Baum zu vernehmen. Endlich überwand seine Ungeduld die Furcht, die ihn bis jetzt noch abgehalten hatte; „warte Du kleiner Bursche," rief er, „Dich will ich bald haben," sprang mit einem Satz hinter die Tanne, aber da war kein Schatzhauser im grünen Tannenwald, und nur ein kleines zierliches Eichhörnchen jagte an dem Baum hinauf.

Peter Munk schüttelte den Kopf; er sah ein, daß er die Beschwörung bis auf einen gewissen Grad gebracht habe, und daß ihm vielleicht nur noch ein Reim zu dem Sprüchlein fehle, so könne er das Glasmännlein hervorlocken; aber er sann hin, er sann her, und fand Nichts. Das Eichhörnchen zeigte sich an den untersten Aesten der Tanne und schien ihn aufzumuntern oder zu verspotten. Es putzte sich, es rollte den schönen Schweif, es schaute ihn mit klugen Augen an, aber endlich fürchtete er sich doch beinahe, mit diesem Thier allein zu sein; denn bald schien das Eichhörnchen einen Menschenkopf zu haben und einen dreispitzigen Hut zu tragen, bald war es ganz wie ein anderes Eichhörnchen und hatte nur an den Hinterfüßen rothe Strümpfe und schwarze Schuhe. Kurz es war ein lustiges Thier, aber dennoch graute Kohlen-Peter, denn er meinte, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

Mit schnelleren Schritten, als er gekommen war, zog Peter wieder ab. Das Dunkel des Tannenwaldes schien immer schwärzer zu werden, die Bäume standen immer dichter, und ihm fing an so zu grauen, daß er im Trab davon jagte, und erst, als er in der Ferne Hunde bellen hörte und bald darauf zwischen den Bäumen den Rauch einer Hütte erblickte, wurde er wieder ruhiger. Aber als er näher kam und die Tracht der Hütte erblickte, fand er, daß er aus Angst gerade die entgegengesetzte Richtung genommen und statt zu den Glasleuten zu den Flözern gekommen sei. Die Leute, die in der Hütte wohnten, waren Holzfäller; ein alter Mann, sein Sohn, der Hauswirth, und einige erwachsene Enkel. Sie nahmen Kohlen-Munk-Peter, der um ein Nachtlager bat, gut auf, ohne nach seinem Namen und Wohnort zu fragen, gaben ihm Apfelwein zu trinken, und Abends wurde ein großer Auerhahn, die beste Schwarzwaldspeise, aufgesetzt.

Nach dem Nachtessen setzten sich die Hausfrau und ihre

Töchter mit ihren Kunkeln um den großen Lichtspan, den die Jungen mit dem feinsten Tannenharz unterhielten, der Großvater, der Gast und der Hauswirth rauchten und schauten den Weibern zu, die Bursche aber waren beschäftigt, Löffel und Gabeln aus Holz zn schnitzeln. Draußen im Wald heulte der Sturm und raste in den Tannen, man hörte da und dort sehr heftige Schläge, und es schien oft, als ob ganze Bäume abgeknickt würden und zusammen krachten. Die furchtlosen Jungen wollten hinaus in den Wald laufen, und dieses furchtbar schöne Schauspiel mit ansehen, ihr Großvater aber hielt sie mit strengem Wort und Blick zurück. „Ich will Keinem rathen, daß er jetzt von der Thür' geht," rief er ihnen zu; „bei Gott, der kommt nimmermehr wieder; denn der Holländer Michel haut sich heute Nacht ein neues G'stair (Floßgelenke) im Wald."

Die Kleinen staunten ihn an; sie mochten von dem Holländer Michel schon gehört haben, aber sie baten jetzt den Ehni, einmal recht schön von Jenem zu erzählen. Auch Peter Munk, der vom Holländer Michel auf der andern Seite des Waldes nur undeutlich hatte sprechen gehört, stimmte mit ein und fragte den Alten, wer und wo er sei. „Er ist der Herr dieses Waldes, und nach dem zu schließen, daß Ihr in Eurem Alter dieß noch nicht erfahren, müßt Ihr drüben über dem Tannenbühl oder wohl gar noch weiter zu Hause sein. Vom Holländer Michel will ich Euch aber erzählen, was ich weiß, und wie die Sage von ihm geht. Vor etwa hundert Jahren, so erzählte es wenigstens mein Ehni, war weit und breit kein ehrlicher Volk auf Erden, als die Schwarzwälder. Jetzt, seit so viel Geld im Land ist, sind die Menschen unredlich und schlecht. Die jungen Bursche tanzen und johlen am Sonntag, und fluchen, daß es ein Schrecken ist; damals war es aber anders, und wenn er jetzt zum Fenster dort herein schaute, so sag' ich's, und hab es oft gesagt, der Holländer Michel ist schuld an all dieser Verderbniß.

Es lebte also vor hundert Jahren und drüber ein reicher Holzherr, der viel Gesinde hatte; er handelte bis weit in den Rhein hinab, und sein Geschäft war gesegnet, denn er war ein frommer Mann. Kommt eines Abends ein Mann an seine Thüre, dergleichen er noch nie gesehen. Seine Kleidung war wie die der Schwarzwälder Burschen, aber er war einen guten Kopf höher als Alle, und man hatte noch nie geglaubt, daß es einen solchen Riesen geben könne. Dieser bittet um Arbeit bei dem Holzherrn, und der Holzherr, der ihm ansah, daß er stark und zu großen Lasten tüchtig sei, rechnet mit ihm seinen Lohn und sie schlagen ein. Der Michel war ein Arbeiter; wie selbiger Holzherr noch keinen gehabt. Beim Baumschlagen galt er für drei, und wenn sechs an einem End schleppten, trug er allein das andere. Als er aber ein halb Jahr Holz geschlagen, trat er eines Tags vor seinen Herrn und begehrte von ihm: „Hab jetzt lang genug hier Holz gehackt, und so möcht' ich auch sehen, wohin meine Stämme kommen, und wie wär' es, wenn Ihr mich auch 'mal auf den Floß ließet?"

„Der Holzherr antwortete: „Ich will Dir nicht im Weg sein, Michel, wenn Du ein wenig hinaus willst in die Welt; zwar beim Holzfällen brauche ich starke Leute wie Du bist, auf dem Floß aber kommt es auf Geschicklichkeit an, doch es sei für dieß Mal."

„Und so war es; der Floß, mit dem er abgehen sollte, hatte acht Glaich (Glieder), und waren im letzten von den größten Zimmerbalken. Aber was geschah? Am Abend zuvor bringt der lange Michel noch acht Balken ans Wasser, so dick und lang, als man keinen je sah, und jeden trug er so leicht auf der Schulter, wie eine Flözerstange, so daß sich Alles entsetzte. Wo er sie gehauen, weiß bis heute noch Niemand. Dem Holzherrn lachte das Herz, als er dies sah, denn er berechnete, was diese Balken kosten könnten; Michel aber sagte: „So, die sind

für mich zum Fahren, auf den kleinen Spähnen dort kann ich nicht fortkommen.“ Sein Herr wollte ihm zum Dank ein Paar Flözerstiefel schenken, aber er warf sie auf die Seite und brachte ein Paar hervor, wie es sonst noch keine gab; mein Großvater hat versichert, sie haben hundert Pfund gewogen und sind fünf Fuß lang gewesen.“

„Der Floß fuhr ab, und hatte der Michel früher die Holzhauer in Verwunderung gesetzt, so staunten jetzt die Flözer; denn statt daß der Floß, wie man wegen der ungeheuren Balken geglaubt hatte, langsamer auf dem Fluß ging, flog er, sobald sie in den Neckar kamen, wie ein Pfeil; machte der Neckar eine Wendung, und hatten sonst die Flözer Mühe gehabt, den Floß in der Mitte zu halten und nicht auf Kies oder Sand zu stoßen, so sprang jetzt Michel allemal ins Wasser, rückte mit einem Zug den Floß links oder rechts, so daß er ohne Gefahr vorüberglitt, und kam dann eine gerade Stelle, so lief er aufs erste G'stair (Gelenk) vor, ließ alle ihre Stangen beisetzen, steckte seinen ungeheuren Weberbaum ins Kies, und mit einem Druck flog der Floß dahin, daß das Land und Bäume und Dörfer vorbeizujagen schienen. So waren sie in der Hälfte der Zeit, die man sonst brauchte, nach Köln am Rhein gekommen, wo sie sonst ihre Ladung verkauft hatten; aber hier sprach Michel: „Ihr seid mir rechte Kaufleute und versteht euren Nutzen! Meinet ihr denn, die Köllner brauchen all dieß Holz, das aus dem Schwarzwald kömmt, für sich? Nein, um den halben Werth kaufen sie es Euch ab und verhandeln es theuer nach Holland. Lasset uns die kleinen Balken hier verkaufen, und mit den großen nach Holland gehen; was wir über den gewöhnlichen Preis lösen, ist unser eigener Profit.“

„So sprach der arglistige Michel, und die Andern waren es zufrieden; die Einen, weil sie gerne nach Holland gezogen wären, es zu sehen, die Andern des Geldes wegen. Nur ein

Einziger war redlich und mahnte sie ab, das Gut ihres Herrn der Gefahr auszusetzen, oder ihn um den höheren Preis zu betrügen, aber sie hörten nicht auf ihn und vergaßen seine Worte, aber der Holländer Michel vergaß sie nicht. Sie fuhren auch mit dem Holz den Rhein hinab, Michel leitete den Floß und brachte sie schnell bis nach Rotterdam. Dort bot man ihnen das Vierfache von dem früheren Preis, und die ungeheuren Balken des Michel wurden mit schwerem Geld bezahlt. Als die Schwarzwälder so viel Geld sahen, wußten sie sich vor Freude nicht zu fassen. Michel theilte ab, einen Theil dem Holzherrn, die drei andern unter die Männer. Und nun setzten sie sich mit Matrosen und anderem schlechten Gesindel in die Wirthshäuser, verschlemmten und verspielten ihr Geld, den braven Mann aber, der ihnen abgerathen, verkaufte der Holländer Michel an einen Seelenverkäufer, und man hat nichts mehr von ihm gehört. Von da an war den Burschen im Schwarzwald Holland das Paradies, und Holländer Michel ihr König; die Holzherren erfuhren lange nichts von dem Handel, und unvermerkt kamen Geld, Flüche, schlechte Sitten, Trunk und Spiel aus Holland herauf."

„Der Holländer Michel war, als die Geschichte herauskam, nirgends zu finden, aber todt ist er auch nicht; seit hundert Jahren treibt er seinen Spuk im Wald, und man sagt, daß er schon Vielen behülflich gewesen sei, reich zu werden, aber — auf Kosten ihrer armen Seele, und mehr will ich nicht sagen. Aber so viel ist gewiß, daß er noch jetzt in solchen Sturmnächten im Tannenbühl, wo man nicht hauen soll, überall die schönsten Tannen aussucht, und mein Vater hat ihn eine vier Schuh dicke umbrechen sehen, wie ein Rohr. Mit diesen beschenkt er die, welche sich vom Rechten abwenden und zu ihm gehen; um Mitternacht bringen sie dann die G'stair ins Wasser, und er rudert mit ihnen nach Holland. Aber wäre ich Herr

und König in Holland, ich ließe ihn mit Kartätschen in den Boden schmettern, denn alle Schiffe, die von dem Holländer Michel auch nur einen Balken haben, müssen untergehen. Daher kommt es, daß man von so viel Schiffbrüchen hört; wie könnte sonst ein schönes, starkes Schiff, so groß als eine Kirche, zu Grund gehen auf dem Wasser? Aber so oft Holländer Michel in einer Sturmnacht im Schwarzwald eine Tanne fällt, springt eine seiner alten aus den Fugen des Schiffes; das Wasser dringt ein, und das Schiff ist mit Mann unnd Maus verloren. Das ist die Sage vom Holländer Michel, und wahr ist es, alles Böse im Schwarzwald schreibt sich von ihm her; o! er kann Einen reich machen!" setzte der Greis geheimnißvoll hinzu, „aber ich möchte nichts von ihm haben; ich möchte um keinen Preis in der Haut des dicken Ezechiel und des langen Schlurkers stecken; auch der Tanzbodenkönig soll sich ihm ergeben haben!"

Der Sturm hatte sich während der Erzählung des Alten gelegt; die Mädchen zündeten schüchtern die Lampen an und gingen weg; die Männer aber legten Peter Munk einen Sack voll Laub als Kopfkissen auf die Ofenbank und wünschten ihm gute Nacht.

Kohlen-Munk-Peter hatte noch nie so schwere Träume gehabt, wie in dieser Nacht; bald glaubte er, der finstere riesige Holländer Michel reiße die Stubenfenster auf und reiche mit seinem ungeheuer langen Arm einen Beutel voll Goldstücke herein, die er unter einander schüttelte, daß es hell und lieblich klang; bald sah er wieder das kleine, freundliche Glasmännlein auf einer ungeheuren, grünen Flasche im Zimmer umherreiten, und er meinte das heisere Lachen wieder zu hören, wie im Tannenbühl; dann brummte es ihm wieder ins linke Ohr:

„In Holland giebt's Gold,
Könnet's haben, wenn Ihr wollt
Um geringen Sold,
Gold, Gold,"

Dann hörte er wieder in sein rechtes Ohr das Liedchen vom Schatzhauser im grünen Tannenwald, und eine zarte Stimme flüsterte: „Dummer Kohlen-Peter, dummer Peter Munk kannst kein Sprüchlein reimen auf stehen, und bist doch am Sonntag geboren Schlag zwölf Uhr. Reime, dummer Peter, reime!"

Er ächzte, er stöhnte im Schlaf, er mühte sich ab, einen Reim zu finden, aber da er in seinem Leben noch keinen gemacht hatte, war seine Mühe im Traum vergebens. Als er aber mit dem ersten Frühroth erwachte, kam ihm doch sein Traum sonderbar vor; er setzte sich mit verschränkten Armen hinter den Tisch und dachte über die Einflüsterungen nach, die ihm noch immer im Ohr lagen; „reime, dummer Kohlen-Munk-Peter, reime," sprach er zu sich und pochte mit dem Finger an seine Stirne, aber es wollte kein Reim hervorkommen. Als er noch so da saß, trübe vor sich hinschaute und an den Reim auf stehen dachte, da zogen drei Bursche vor dem Haus vorbei in den Wald, und Einer sang im Vorübergehen:

„Am Berge that ich stehen
Und schaute in das Thal,
Da hab ich sie gesehen
Zum allerletzten Mal."

Das fuhr wie ein leuchtender Blitz durch Peters Ohr, und hastig raffte er sich auf, stürzte aus dem Haus, weil er meinte, nicht recht gehört zu haben, sprang den drei Burschen nach und packte den Sänger hastig und unsanft beim Arm; „Halt Freund!" rief er, „was habt Ihr da auf stehen gereimt? thut mir die Liebe, und sprecht, was Ihr gesungen."

„Was ficht's Dich an, Bursche?" entgegnete der Schwarzwälder. „Ich kann singen, was ich will, und laß gleich meinen Arm los, oder" —

„Nein, sagen sollst Du, was Du gesungen hast!" schrie

Peter beinahe außer sich und packte ihn noch fester an; die zwei Andern aber, als sie dieß sahen, zögerten nicht lange, sondern fielen mit derben Fäusten über den armen Peter her und walkten ihn derb, bis er vor Schmerzen das Gewand des Dritten ließ und erschöpft in die Kniee sank. „Jetzt hast Du Dein Theil," sprachen sie lachend, „und merk' Dir, toller Bursche, daß Du Leute, wie wir sind, nimmer anfällst auf offenem Wege."

„Ach, ich will mir es gewißlich merken!" erwiederte Kohlen-Peter seufzend; „aber so ich die Schläge habe, seid so gut und saget deutlich, was Jener gesungen."

Da lachten sie auf's Neue und spotteten ihn aus; aber der das Lied gesungen, sagte es ihm vor, und lachend und singend zogen sie weiter.

„Also sehen;" sprach der arme Geschlagene, indem er sich mühsam aufrichtete; „sehen auf stehen, jetzt, Glasmännlein, wollen wir wieder ein Wort zusammen sprechen." Er ging in die Hütte, holte seinen Hut und den langen Stock, nahm Abschied von den Bewohnern der Hütte und trat seinen Rückweg nach dem Tannenbühl an. Er ging langsam und sinnend eine Straße, denn er mußte ja seinen Vers ersinnen; endlich, als er schon in dem Bereich des Tannenbühls ging, und die Tannen höher und dichter wurden, hatte er auch seinen Vers gefunden und machte vor Freuden einen Sprung in die Höhe. Da trat ein riesengroßer Mann in Flözerkleidung, und eine Stange so lang wie ein Mastbaum in der Hand, hinter den Tannen hervor. Peter Munk sank beinahe in die Kniee, als er Jenen langsamen Schrittes neben sich wandeln sah; denn er dachte, das ist der Holländer Michel, und kein Anderer. Noch immer schwieg die furchtbare Gestalt, und Peter schielte zuweilen furchtsam nach ihm hin. Er war wohl einen Kopf größer, als der längste Mann, den Peter je gesehen, sein Gesicht war nicht mehr jung, doch auch nicht alt, aber voll Furchen und Falten;

er trug ein Wamms von Leinwand, und die ungeheuren Stiefeln, über die Lederbeinkleider heraufgezogen, waren Peter aus der Sage wohl bekannt.

„Peter Munk, was thust Du im Tannenbühl?“ fragte der Waldkönig endlich mit tiefer, dröhnender Stimme.

„Guten Morgen, Landsmann,“ antwortete Peter, indem er sich unerschrocken zeigen wollte, aber heftig zitterte, „ich will durch den Tannenbühl nach Haus zurück.“

„Peter Munk,“ erwiederte Jener und warf einen stechenden furchtbaren Blick nach ihm herüber, „Dein Weg geht nicht durch diesen Hain.“

„Nun, so gerade just nicht,“ sagte Jener, „aber es macht heute warm, da dachte ich, es wird hier kühler sein.“

„Lüge nicht, Du Kohlen-Peter!“ rief Holländer Michel mit donnernder Stimme, „oder ich schlag Dich mit der Stange zu Boden. Meinst, ich hab Dich nicht betteln sehen bei dem Kleinen?“ setzte er sanft hinzu. „Geh, geh, das war ein dummer Streich, und gut ist es, daß Du das Sprüchlein nicht wußtest; er ist ein Knauser, der kleine Kerl, und giebt nicht viel, und wem er giebt, der wird seines Lebens nicht froh. — Peter, Du bist ein armer Tropf und dauerst mich in der Seele; so ein munterer, schöner Bursche, der in der Welt was anfangen könnte, und sollst Kohlen brennen! Wenn Andere große Thaler oder Dukaten aus dem Aermel schütteln, kannst Du kaum ein paar Sechser aufwenden; 's ist ein ärmlich Leben.“

„Wahr ist's; und Recht habt Ihr; ein elendes Leben.“

„Na, mir soll's nicht darauf ankommen,“ fuhr der schreckliche Michel fort; „hab schon manchem braven Kerl aus der Noth geholfen, und Du wärest nicht der Erste. Sag' einmal, wieviel hundert Thaler brauchst Du für's Erste?“

Bei diesen Worten schüttelte er das Geld in seiner ungeheuren Tasche untereinander, und es klang wieder wie diese

Nacht im Traum. Aber Peters Herz zuckte ängstlich und schmerzhaft bei diesen Worten, es wurde ihm kalt und warm, und der Holländer Michel sah nicht aus, wie wenn er aus Mitleid Geld wegschenkte, ohne Etwas dafür zu verlangen. Es fielen ihm die geheimnißvollen Worte des alten Mannes über die reichen Menschen ein, und von unerklärlicher Angst und Bangigkeit gejagt, rief er: „Schön Dank, Herr! aber mit Euch will ich Nichts zu schaffen haben, und ich kenn' Euch schon," und lief, was er laufen konnte. — Aber der Waldgeist schritt mit ungeheuren Schritten neben ihn her und murmelte dumpf und drohend: „Wirst's noch bereuen, Peter, auf Deiner Stirne steht's geschrieben, in Deinem Auge ist's zu lesen; Du entgehst mir nicht. — Lauf nicht so schnell, höre nur noch ein vernünftig Wort, dort ist schon meine Grenze." Aber als Peter dieß hörte und unweit vor ihm einen kleinen Graben sah, beeilte er sich nur noch mehr, über die Grenze zu kommen, so daß Michel am Ende schneller laufen mußte und unter Flüchen und Drohungen ihn verfolgte. Der junge Mann setzte mit einem verzweifelten Sprung über den Graben, denn er sah, wie der Waldgeist mit seiner Stange ausholte und sie auf ihn niederschmettern lassen wollte; er kam glücklich jenseits an, und die Stange zersplitterte in der Luft, wie an einer unsichtbaren Mauer, und ein langes Stück fiel zu Peter herüber.

Triumphirend hob er es auf, um es dem groben Holländer Michel zuzuwerfen, aber in diesem Augenblicke fühlte er das Stück Holz in seiner Hand sich bewegen, und zu seinem Entsetzen sah er, daß es eine ungeheure Schlange sei, was er in der Hand hielt, die sich schon mit geifernder Zunge und blitzenden Augen an ihm hinaufbäumte. Er ließ sie los, aber sie hatte sich schon fest um seinen Arm gewickelt und kam mit schwankendem Kopf seinem Gesicht immer näher; da rauschte auf einmal ein ungeheurer Auerhahn nieder, packte den Kopf

der Schlange mit dem Schnabel, erhob sich mit ihr in die Lüfte, und Holländer Michel, der dieß alles von dem Graben aus gesehen hatte, heulte und schrie und raste, als die Schlange von einem Gewaltigern entführt ward.

Erschöpft und zitternd setzte Peter seinen Weg fort; der Pfad wurde steiler, die Gegend wilder, und bald fand er sich an der ungeheuren Tanne. Er machte wieder wie gestern seine Verbeugung gegen das unsichtbare Glasmännlein und hub dann an:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt,
Dein ist all' Land, wo Tannen stehn,
Läßt dich nur Sonntagskindern sehn."

„Hast's zwar nicht ganz getroffen, aber weil Du es bist, Kohlen-Munk-Peter, so soll es so hingehen," sprach eine zarte, feine Stimme neben ihm. Erstaunt sah er sich um, und unter einer schönen Tanne saß ein kleines, altes Männlein, in schwarzem Wamms und rothen Strümpfen, und den großen Hut auf dem Kopf. Er hatte ein feines, freundliches Gesichtchen und ein Bärtchen so zart wie aus Spinnweben; er rauchte, was sonderbar anzusehen war, aus einer Pfeife von blauem Glas, und als Peter näher trat, sah er zu seinem Erstaunen, daß auch Kleider, Schuhe und Hut des Kleinen aus gefärbtem Glas bestanden; aber es war geschmeidig, als ob es noch heiß wäre, denn es schmiegte sich wie ein Tuch nach jeder Bewegung des Männleins.

„Du hast dem Flegel begegnet, dem Holländer Michel?" sagte der Kleine, indem er zwischen jedem Wort sonderbar hüstelte; „er hat Dich recht ängstigen wollen, aber seinen Kunstprügel habe ich ihm abgejagt, den soll er nimmer wieder kriegen."

„Ja, Herr Schatzhauser," erwiederte Peter mit einer tiefen Verbeugung, „es war mir recht bange. Aber Ihr seid wohl der Herr Auerhahn gewesen, der die Schlange todt gebissen; da

bedanke ich mich schönstens. — Ich komme aber, um mich Raths zu erholen bei Euch; es geht mir gar schlecht und hinderlich, ein Kohlenbrenner bringt es nicht weit; und da ich noch jung bin, dächte ich doch, es könnte noch was Besseres aus mir werden; und wenn ich oft Andere sehe, wie weit die es in kurzer Zeit gebracht haben; wenn ich nur den Ezechiel nehme und den Tanzbodenkönig; die haben Geld wie Heu."

„Peter," sagte der Kleine sehr ernst und blies den Rauch aus seiner Pfeife weit hinweg; „Peter, sag mir Nichts von diesen. Was haben sie davon, wenn sie hier ein paar Jahre dem Schein nach glücklich und dann nachher desto unglücklicher sind? Du mußt dein Handwerk nicht verachten; dein Vater und Großvater waren Ehrenleute und haben es auch getrieben, Peter Munk! ich will nicht hoffen, daß es Liebe zum Müßiggang ist, was Dich zu mir führt."

Peter erschrack vor dem Ernst des Männleins und erröthete. „Nein," sagte er, „Müßiggang, weiß ich wohl, Herr Schatzhauser im Tannenwald, Müßiggang ist aller Laster Anfang, aber das könnet Ihr mir nicht übel nehmen, wenn mir ein anderer Stand besser gefällt, als der meinige. Ein Kohlenbrenner ist halt so was Geringes auf der Welt, und die Glasleute und Flözer und Uhrmacher und Alle sind angesehener."

„Hochmuth kommt oft vor dem Fall," erwiederte der kleine Herr vom Tannenwald etwas freundlicher; „Ihr seid ein sonderbar Geschlecht, Ihr Menschen! Selten ist Einer mit dem Stand ganz zufrieden, in dem er geboren und erzogen ist, und was gilts, wenn Du ein Glasmann wärest, möchtest Du gern ein Holzherr sein, und wärest Du Holzherr, so stünde Dir des Försters Dienst oder des Amtmanns Wohnung an? Aber es sei; wenn Du versprichst, brav zu arbeiten, so will ich Dir zu etwas Besserem verhelfen, Peter. Ich pflege jedem Sonntagskind, das sich zu mir zu finden weiß, drei Wünsche zu ge-

währen; die ersten zwei sind frei; den dritten kann ich verweigern, wenn er thöricht ist. So wünsche Dir also jetzt Etwas; aber — Peter, etwas Gutes und Nützliches."

„Heisa! Ihr seid ein treffliches Glasmännlein, und mit Recht nennt man Euch Schatzhauser, denn bei Euch sind die Schätze zu Hause. Nu — und also darf ich wünschen, wonach mein Herz begehrt, so will ich denn für's Erste, daß ich noch besser tanzen könne, als der Tanzbodenkönig, und immer so viel Geld in der Tasche habe als der dicke Ezechiel."

„Du Thor!" erwiederte der Kleine zürnend. „Welch ein erbärmlicher Wunsch ist dieß, gut tanzen zu können, und Geld zum Spiel zu haben! Schämst Du Dich nicht, dummer Peter, Dich selbst so um dein Glück betrügen? Was nützt es Dir und deiner armen Mutter, wenn Du tanzen kannst? Was nützt Dir dein Geld, das nach deinem Wunsch nur für das Wirthshaus ist, und wie das des elenden Tanzbodenkönigs dort bleibt? Dann hast Du wieder die ganze Woche Nichts und darbst wie zuvor. Noch einen Wunsch gebe ich Dir frei, aber sieh dich vor, daß Du vernünftiger wünschest."

Peter kratzte sich hinter die Ohren und sprach nach einigem Zögern: „Nun so wünsche ich mir die schönste und reichste Glashütte im ganzen Schwarzwald mit allem Zugehör und Geld, sie zu leiten."

„Sonst nichts?" fragte der Kleine mit besorglicher Miene. „Peter, sonst Nichts?"

„Nun — Ihr könnet noch ein Pferd dazuthun, und ein Wägelchen." —

„O, Du dummer Kohlen=Munk=Peter!" rief der Kleine, und warf seine gläserne Pfeife im Unmuth an eine dicke Tanne, daß sie in hundert Stücke sprang, „Pferde? Wägelchen? — Verstand, sag' ich Dir, Verstand, gesunden Menschenverstand und Einsicht hättest Du wünschen sollen, aber nicht Pferdchen und

Wägelchen. Nun, werde nur nicht so traurig, wir wollen sehen, daß es auch so nicht zu deinem Schaden ist; denn der zweite Wunsch war im Ganzen nicht thöricht; eine gute Glashütte nährt auch ihren Mann und Meister, nur hättest Du Einsicht und Verstand mitnehmen können, Wagen und Pferde wären wohl von selbst gekommen."

„Aber, Herr Schatzhauser;" erwiederte Peter, „ich habe ja noch einen Wunsch übrig; da könnte ich ja Verstand wünschen, wenn er mir so überaus nöthig ist, wie Ihr meinet."

„Nichts da; Du wirst noch in manche Verlegenheit kommen, wo Du froh sein wirst, wenn Du noch einen Wunsch frei hast; und nun mache Dich auf den Weg nach Hause. Hier sind," sprach der kleine Tannengeist, indem er ein kleines Beutelein aus der Tasche zog, „hier sind zweitausend Gulden, und damit genug, und komm mir nicht wieder, um Geld zu fordern, denn dann müßte ich Dich an die höchste Tanne aufhängen; so hab ich's gehalten, seit ich in dem Wald wohne. Vor drei Tagen aber ist der alte Winkfrinz gestorben, der die große Glashütte gehabt hat im Unterwald. Dorthin gehe morgen frühe und mach ein Bot auf das Gewerbe, wie es recht ist. Halt Dich wohl, sei fleißig, und ich will Dich zuweilen besuchen, und Dir mit Rath und That an die Hand gehen, weil Du Dir doch keinen Verstand erbeten; aber, und das sag ich Dir ernstlich, dein erster Wunsch war böse; nimm Dich in Acht vor dem Wirthshauslaufen; Peter! 's hat noch bei Keinem lange gut gethan." Das Männlein hatte, während er dies sprach, eine neue Pfeife vom schönsten Beinglas hervorgezogen, sie mit gedörrten Tannenzapfen gestopft und in den kleinen zahnlosen Mund gesteckt. Dann zog er ein ungeheures Brennglas hervor, trat in die Sonne und zündete seine Pfeife an. Als er damit fertig war, bot er dem Peter freundlich die Hand, gab ihm noch ein paar gute Lehren auf den Weg, rauchte und blies immer schneller

und verschwand endlich in einer Rauchwolke, die nach ächtem holländischen Tabak roch und langsam kräuselnd in den Tannenwipfel verschwebte.

Als Peter nach Haus kam, fand er seine Mutter sehr in Sorgen um ihn, denn die gute Frau glaubte nicht anders, als ihr Sohn sei zum Soldaten ausgehoben worden. Er aber war fröhlich und guter Dinge und erzählte ihr, wie er im Wald einen guten Freund getroffen, der ihm Geld vorgeschossen habe, um ein anderes Geschäft als Kohlenbrennen anzufangen. Obgleich seine Mutter schon seit dreißig Jahren in der Köhlerhütte wohnte und an den Anblick berußter Leute so gewöhnt war, als jede Müllerin an das Mehlgesicht ihres Mannes, so war sie doch eitel genug, sobald ihr Peter ein glänzenderes Loos zeigte, ihren früheren Stand zu verachten, und sprach: „Ja, als Mutter eines Mannes, der eine Glashütte besitzt, bin ich doch was Anderes, als Nachbarin Grete und Bete, und setze mich in Zukunft vornehin in der Kirche, wo rechte Leute sitzen.“ Ihr Sohn aber wurde mit den Erben der Glashütte bald Handels einig; er behielt die Arbeiter, die er vorfand, bei sich und ließ nun Tag und Nacht Glas machen. Anfangs gefiel ihm das Handwerk wohl; er pflegte gemächlich in die Glashütte hinabzusteigen, ging dort mit vornehmen Schritten, die Hände in die Taschen gesteckt, hin und her, guckte dahin, guckte dorthin, sprach dieß und jenes, worüber seine Arbeiter oft nicht wenig lachten, und seine größte Freude war das Glas blasen zu sehen, und oft machte er sich selbst an die Arbeit und formte aus der noch weichen Masse die sonderbarsten Figuren. Bald aber war ihm die Arbeit entleidet, und er kam zuerst nur noch eine Stunde des Tages in die Hütte, dann nur alle zwei Tage, endlich die Woche nur einmal, und seine Gesellen machten, was sie wollten. Das Alles kam aber nur vom Wirthshauslaufen; den Sonntag, nachdem er vom Tannenbühl zurückgekommen war, ging er ins

Wirthshaus, und wer schon auf dem Tanzboden sprang, war der Tanzbodenkönig, und der dicke Ezechiel saß auch schon hinter der Maaßkanne und knöchelte um Kronenthaler. Da fuhr Peter schnell in die Tasche, zu sehen, ob ihm das Glasmännlein Wort gehalten, und siehe, seine Tasche strotzte von Silber und Gold: auch in seinen Beinen zuckte und drückte es, wie wenn sie tanzen und springen wollten, und als der erste Tanz zu Ende war, stellte er sich mit seiner Tänzerin oben an neben den Tanzbodenkönig, und sprang dieser drei Schuh hoch, so flog Peter vier, und machte dieser wunderliche und zierliche Schritte, so verschlang und drehte Peter seine Füße, daß alle Zuschauer vor Lust und Verwunderung beinahe außer sich kamen. Als man aber auf dem Tanzboden vernahm, daß Peter eine Glashütte gekauft habe, als man sah, daß er, so oft er an den Musikanten vorbeitanzte, ihnen einen Sechsbäzner zuwarf, da war des Staunens kein Ende; die Einen glaubten, er habe einen Schatz im Wald gefunden, die Andern meinten, er habe eine Erbschaft gethan, aber Alle verehrten ihn jetzt und hielten ihn für einen gemachten Mann, nur weil er Geld hatte. Verspielte er doch noch an demselben Abend zwanzig Gulden, und nichts desto minder rasselte und klang es in seiner Tasche, wie wenn noch hundert Thaler darin wären.

Als Peter sah, wie angesehen er war, wußte er sich vor Freude und Stolz nicht zu fassen. Er warf das Geld mit vollen Händen weg und theilte es den Armen reichlich mit, wußte er doch, wie ihn selbst einst die Armuth gedrückt hatte. Des Tanzbodenkönigs Künste wurden vor den übernatürlichen Künsten des neuen Tänzers zu Schanden, und Peter führte jetzt den Namen Tanzkaiser. Die unternehmendsten Spieler am Sonntag wagten nicht soviel wie er, aber sie verloren auch nicht so viel. Und jemehr er verlor, desto mehr gewann er; das verhielt sich aber ganz so, wie er es vom kleinen Glasmännlein verlangt

hatte; er hatte sich gewünscht, immer so viel Geld in der Tasche zu haben, wie der dicke Ezechiel, und gerade dieser war es, an welchen er sein Geld verspielte; und wenn er zwanzig, dreißig Gulden auf einmal verlor, so hatte er sie alsobald wieder in der Tasche, wenn sie Ezechiel einstrich. Nach und nach brachte er es aber im Schlemmen und Spielen weiter, als die schlechtesten Gesellen im Schwarzwald, und man nannte ihn öfter Spielpeter, als Tanzkaiser, denn er spielte jetzt auch beinahe an allen Werktagen. Darüber kam aber seine Glashütte nach und nach in Verfall, und daran war Peters Unverstand schuld. Glas ließ er machen, so viel man immer machen konnte, aber er hatte mit der Hütte nicht zugleich das Geheimniß gekauft, wohin man es am besten verschließen könne. Er wußte am Ende mit der Menge Glas Nichts anzufangen und verkaufte es um den halben Preis an herumziehende Händler, nur um seine Arbeiter bezahlen zu können.

Eines Abends ging er auch wieder vom Wirthshaus heim und dachte trotz des vielen Weines, den er getrunken, um sich fröhlich zu machen, mit Schrecken und Gram an den Verfall seines Vermögens; da bemerkte er auf einmal, daß Jemand neben ihm gehe, er sah sich um, und siehe da — es war das Glasmännlein. Da gerieth er in Zorn und Eifer, vermaß sich hoch und theuer und schwur, der Kleine sei an all seinem Unglück schuld; „was thu ich nun mit Pferd und Wägelchen?" rief er, „was nutzt mich die Hütte und all mein Glas? Selbst als ich noch ein elender Köhlerbursche war, lebte ich froher und hatte keine Sorgen; jetzt weiß ich nicht, wenn der Amtmann kommt, und meine Habe schätzt und mir vergantet der Schulden wegen!"

„So?" entgegnete das Glasmännlein; „so? ich also soll schuld daran sein, wenn Du unglücklich bist? Ist dies der Dank für meine Wohlthaten? Wer hieß Dich auch so thöricht wünschen?

Ein Glasmann wolltest Du sein und wußtest nicht, wohin dein Glas verkaufen? Sagte ich Dir nicht, Du solltest behutsam wünschen? Verstand, Peter, Klugheit hat Dir gefehlt."

„Was Verstand und Klugheit!" rief Jener, „ich bin ein so kluger Bursche als irgend Einer und will es Dir zeigen, Glasmännlein," und bei diesen Worten faßte er das Männlein unsanft am Kragen und schrie: „Hab' ich Dich jetzt, Schatzhauser im grünen Tannenwald? Und den dritten Wunsch will ich jetzt thun, den sollst Du mir gewähren; und so will ich hier auf der Stelle zweimalhundert tausend harte Thaler und ein Haus und — o weh!" schrie er und schüttelte die Hand, denn das Waldmännlein hatte sich in glühendes Glas verwandelt und brannte in seiner Hand wie sprühendes Feuer. Aber von dem Männlein war Nichts mehr zu sehen.

Mehrere Tage lang erinnerte ihn seine geschwollene Hand an seine Undankbarkeit und Thorheit; dann aber übertäubte er sein Gewissen und sprach: „Und wenn sie mir die Glashütte und Alles verkaufen, so bleibt mir doch noch immer der dicke Ezechiel; so lange der Geld hat am Sonntag, kann es mir nicht fehlen."

Ja Peter! Aber wenn er keines hat? Und so geschah es eines Tages und war ein wunderliches Rechenexempel. Denn eines Sonntags kam er angefahren ans Wirthshaus, und die Leute streckten die Köpfe durch ein Fenster, und der Eine sagte: Da kommt der Spielpeter, und der Andere: ja der Tanzkaiser, der reiche Glasmann, und ein Dritter schüttelte den Kopf und sprach: „mit dem Reichthum kann man es machen, man sagt Allerlei von seinen Schulden, und in der Stadt hat Einer gesagt, der Amtmann werde nicht mehr lang säumen zum Auspfänden." Indessen grüßte der reiche Peter die Gäste am Fenster vornehm und gravitätisch, stieg vom Wagen und schrie: „Sonnenwirth, guten Abend, ist der dicke Ezechiel schon da?" Und eine

tiefe Stimme rief: „Nur herein, Peter! Dein Platz ist Dir aufbehalten, wir sind schon da und bei den Karten." So trat Peter Munk in die Wirthsstube, fuhr gleich in die Tasche und merkte, daß Ezechiel gut versehen sein müsse, denn seine Tasche war bis oben angefüllt.

Er setzte sich hinter den Tisch zu den Andern, und spielte und gewann und verlor hin und her, und so spielten sie, bis andere ehrliche Leute, als es Abend wurde, nach Hause gingen und spielten bei Licht, bis zwei andere Spieler sagten: „Jetzt ist's genug, und wir müssen heim zu Frau und Kind." Aber Spielpeter foderte den dicken Ezechiel auf zu bleiben; dieser wollte lange nicht, endlich aber rief er: „Gut, jetzt will ich mein Geld zählen, und dann wollen wir knöcheln, den Satz um fünf Gulden, denn niederer ist es doch nur Kinderspiel." Er zog den Beutel und zählte, und fand hundert Gulden baar, und Spielpeter wußte nun, wie viel er selbst habe, und brauchte es nicht erst zu zählen. Aber hatte Ezechiel vorher gewonnen, so verlor er jetzt Satz für Satz und fluchte gräulich dabei. Warf er einen Pasch, gleich warf Spielpeter auch einen, und immer zwei Augen höher. Da setzte er endlich die letzten fünf Gulden auf den Tisch und rief: „Noch einmal, und wenn ich auch den noch verliere, so höre ich doch nicht auf, dann leihest Du mir von deinem Gewinn, Peter, ein ehrlicher Kerl hilft dem Andern!"

„So viel Du willst, und wenn es hundert Gulden sein sollten," sprach der Tanzkaiser, fröhlich über seinen Gewinn, und der dicke Ezechiel schüttelte die Würfel und warf fünfzehn. „Pasch!" rief er, „jetzt wollen wir sehen!" Peter aber warf achtzehn, und eine heisere bekannte Stimme hinter ihm sprach: „So, das war der letzte."

Er sah sich um, und riesengroß stand der Holländer Michel hinter ihm; erschrocken ließ er das Geld fallen, das er schon eingezogen hatte. Aber der dicke Ezechiel sah den Waldmann

nicht, sondern verlangte, der Spielpeter solle ihm zehen Gulden vorstrecken zum Spiel; halb im Traum fuhr dieser mit der Hand in die Tasche, aber da war kein Geld, er suchte in der andern Tasche, aber auch da fand sich Nichts, er kehrte den Rock um, aber es fiel kein rother Heller heraus, und jetzt erst gedachte er seines eigenen erstes Wunsches, immer soviel Geld zu haben, als der dicke Ezechiel. Wie Rauch war Alles verschwunden.

Der Wirth und Ezechiel sahen ihn staunend an, als er immer suchte und sein Geld nicht finden konnte, sie wollten ihm nicht glauben, daß er keines mehr habe, aber als sie endlich selbst in seinen Taschen suchten, wurden sie zornig und schwuren, der Spielpeter sei ein böser Zauberer, und habe all' das gewonnene Geld und sein eignes nach Hause gewünscht. Peter vertheidigte sich standhaft, aber der Schein war gegen ihn. Ezechiel sagte, er wolle die schreckliche Geschichte allen Leuten im Schwarzwald erzählen, und der Wirth versprach ihm, morgen mit dem Frühesten in die Stadt zu gehen, und Peter Munk als Zauberer anzuklagen, und er wolle es erleben, setzte er hinzu, daß man ihn verbrenne. Dann fielen sie wüthend über ihn her, rissen ihm das Wamms vom Leib und warfen ihn zur Thüre hinaus.

Kein Stern schien am Himmel, als Peter trübselig seiner Wohnung zuschlich, aber dennoch konnte er eine dunkle Gestalt erkennen, die neben ihm herschritt und endlich sprach: „Mit Dir ist's aus, Peter Munk, all' deine Herrlichkeit ist zu Ende, und das hätt' ich Dir schon damals sagen können, als Du Nichts von mir hören wolltest und zu dem dummen Glaszwerg liefst. Da siehst Du jetzt, was man davon hat, wenn man meinen Rath verachtet. Aber versuch es einmal mit mir, ich habe Mitleiden mit deinem Schicksal; noch keinen hat es gereut, der sich an mich wandte, und wenn Du den Weg nicht scheust, morgen den ganzen Tag bin ich am Tannenbühl zu sprechen, wenn Du mich rufst." Peter merkte wohl, wer so zu ihm spreche, aber

es kam ihn ein Grauen an; er antwortete Nichts, sondern lief seinem Hause zu.

Als Peter am Montag Morgen in seine Glashütte ging, da waren nicht nur seine Arbeiter da, sondern auch andere Leute, die man nicht gerne sieht, nämlich der Amtmann und drei Gerichtsdiener. Der Amtmann wünschte Petern einen guten Morgen, fragte, wie er geschlafen, und zog dann ein langes Register heraus, und darauf waren Peters Gläubiger verzeichnet. „Könnt Ihr zahlen oder nicht?" fragte der Amtmann mit strengem Blick, „und macht es nur kurz, denn ich habe nicht viel Zeit zu versäumen, und in den Thurm ist es drei gute Stunden." Da verzagte Peter, gestand, daß er Nichts mehr habe, und überließ es dem Amtmann, Haus und Hof, Hütte und Stall, Wagen und Pferde zu schätzen; und als die Gerichtsdiener und der Amtmann umhergingen und prüften und schätzten, dachte er, bis zum Tannenbühl ist's nicht weit, hat mir der Kleine nicht geholfen, so will ich es einmal mit dem Großen versuchen. Er lief dem Tannenbühl zu, so schnell, als ob die Gerichtsdiener ihm auf den Fersen wären; es war ihm, als er an dem Platz vorbei rannte, wo er das Glasmännlein zuerst gesprochen, als halte ihn eine unsichtbare Hand auf, aber er riß sich los und lief weiter, bis an die Grenze, die er sich früher wohl gemerkt hatte, und kaum hatte er, beinahe athemlos „Holländer Michel, Herr Holländer Michel" gerufen, als auch schon der riesengroße Flözer mit seiner Stange vor ihm stand.

„Kommst Du?" sprach dieser lachend; „haben sie Dir die Haut abziehen und deinen Gläubigern verkaufen wollen? Nu, sei ruhig; dein ganzer Jammer kommt, wie gesagt, von dem kleinen Glasmännlein, von dem Separatisten und Frömmler her. Wenn man schenkt, muß man gleich recht schenken, und nicht wie dieser Knauser. Doch komm," fuhr er fort und

wandte sich gegen den Wald, „folge mir in mein Haus, dort wollen wir sehen, ob wir Handels einig werden.“

„Handels einig?“ dachte Peter. „Was kann er denn von mir verlangen, was kann ich an ihn verhandeln? Soll ich ihm etwa dienen, oder was will er?“ sie gingen zuerst über einen steilen Waldsteig hinan und standen dann mit einem Mal an einer dunkeln, tiefen, abschüssigen Schlucht; Holländer Michel sprang den Felsen hinab, wie wenn es eine sanfte Marmortreppe wäre; aber bald wäre Peter in Ohnmacht gesunken, denn als jener unten angekommen war, machte er sich so groß wie ein Kirchthurm und reichte ihm einen Arm, so lang als ein Weberbaum, und eine Hand daran, so breit als der Tisch im Wirthshaus, und rief mit einer Stimme, die herauf schallte wie eine tiefe Todtenglocke: „Setz Dich nur auf meine Hand und halte Dich an den Fingern, so wirst Du nicht fallen.“ Peter that zitternd, wie Jener befohlen, nahm Platz auf der Hand und hielt sich am Daumen des Riesen.

Es ging weit und tief hinab, aber dennoch ward es zu Peters Verwunderung nicht dunkler, im Gegentheil, die Tageshelle schien sogar zuzunehmen in der Schlucht, aber er konnte sie lange in den Augen nicht ertragen. Der Holländer Michel hatte sich, je weiter Peter herabkam, wieder kleiner gemacht, und stand nun in seiner früheren Gestalt vor einem Haus, so gering oder gut, als es reiche Bauern auf dem Schwarzwald haben. Die Stube, worein Peter geführt wurde, unterschied sich durch Nichts von den Stuben anderer Leute, als dadurch, daß sie einsam schien.

Die hölzerne Wanduhr, der ungeheure Kachelofen, die breiten Bänke, die Geräthschaften auf den Gesimsen waren hier wie überall. Michel wies ihm einen Platz hinter dem großen Tisch an, ging dann hinaus und kam bald mit einem Krug Wein und Gläsern wieder. Er goß ein und nun schwatzten

sie, und Holländer Michel erzählte von den Freuden der Welt, von fremden Ländern, schönen Städten und Flüssen, daß Peter, am Ende große Sehnsucht darnach bekommend, dieß auch offen dem Holländer sagte.

„Wenn Du im ganzen Körper Muth und Kraft, Etwas zu unternehmen, hattest, da konnten ein paar Schläge des dummen Herzens Dich zittern machen; und dann die Kränkungen der Ehre, das Unglück, wozu soll sich ein vernünftiger Kerl um dergleichen bekümmern? Hast Du's im Kopf empfunden, als Dich letzthin Einer einen Betrüger und schlechten Kerl nannte? Hat es Dir im Magen wehe gethan, als der Amtmann kam, Dich aus dem Haus zu werfen? Was, sag an, was hat Dir wehe gethan?“

„Mein Herz,“ sprach Peter, indem er die Hand auf die pochende Brust preßte, denn es war ihm, als ob sein Herz sich ängstlich hin und her wendete.

„Du hast, nimm mir es nicht übel, Du hast viele hundert Gulden an schlechte Bettler und anderes Gesindel weggeworfen; was hat es Dich genützt? Sie haben Dir dafür Segen und einen gesunden Leib gewünscht; ja, bist Du deswegen gesünder geworden? Um die Hälfte des verschleuderten Geldes hättest Du einen Arzt gehalten. Segen, ja ein schöner Segen, wenn man ausgepfändet und ausgestoßen wird! Und was war es, das Dich getrieben, in die Tasche zu fahren, so oft ein Bettelmann seinen zerlumpten Hut hinstreckte? — Dein Herz, auch wieder dein Herz, und weder deine Augen, noch deine Zunge, deine Arme, noch deine Beine, sondern dein Herz. Du hast Dir es, wie man richtig sagt, zu sehr zu Herzen genommen.“

„Aber wie kann man sich denn angewöhnen, daß es nicht mehr so ist? Ich gebe mir jetzt alle Mühe, es zu unterdrücken, und dennoch pocht mein Herz und thut mir wehe.“

„Du freilich,“ rief Jener mit Lachen, „Du armer Schelm,

kannst Nichts dagegen thun; aber gieb mir das kaum pochende Ding, und Du wirst sehen, wie gut Du es dann hast."

„Euch mein Herz?" schrie Peter mit Entsetzen. „Da müßte ich ja sterben auf der Stelle! Nimmermehr!"

„Ja, wenn Dir Einer eurer Herrn Chirurgen das Herz aus dem Leib operiren wollte, da müßtest Du wohl sterben; bei mir ist dies ein anderes Ding; doch komm herein und überzeuge Dich selbst." Er stand bei diesen Worten auf, öffnete eine Kammerthüre und führte Peter hinein. Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, als er über die Schwelle trat, aber er achtete es nicht, denn der Anblick, der sich ihm bot, war sonderbar und überraschend. Auf mehreren Gesimsen von Holz standen Gläser, mit durchsichtiger Flüssigkeit gefüllt, und in jedem dieser Gläser lag ein Herz, auch waren an den Gläsern Zettel angeklebt und Namen darauf geschrieben, die Peter neugierig las; da war das Herz des Amtmanns in F., das Herz des dicken Ezechiel, das Herz des Tanzbodenkönigs, das Herz des Oberförsters; da waren sechs Herzen von Kornwucherern, acht von Werboffizieren, drei von Geldmäklern — kurz es war eine Sammlung der angesehensten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden.

„Schau!" sprach Holländer Michel, „diese alle haben des Lebens Aengsten und Sorgen weggeworfen, keines dieser Herzen schlägt mehr ängstlich und besorgt, und ihre ehemaligen Besitzer befinden sich wohl dabei, daß sie den unruhigen Gast aus dem Hause haben."

„Aber was tragen sie denn jetzt dafür in der Brust?" fragte Peter, den dies alles, was er gesehen, beinahe schwindeln machte.

„Dies" antwortete Jener und reichte ihm aus einem Schubfach — ein steinernes Herz.

„So?" erwiederte er und konnte sich eines Schauers,

der ihm über die Haut ging, nicht erwehren. „Ein Herz von Marmelstein? Aber, horch einmal, Herr Holländer Michel, das muß doch gar kalt sein in der Brust."

„Freilich, aber ganz angenehm kühl; warum soll denn ein Herz warm sein? Im Winter nützt Dich die Wärme Nichts, da hilft ein guter Kirschgeist mehr als ein warmes Herz, und im Sommer, wenn Alles schwül und heiß ist, — Du glaubst nicht, wie dann ein solches Herz abkühlt; und wie gesagt, weder Angst noch Schrecken, weder thörichtes Mitleiden noch anderer Jammer pocht an solch ein Herz."

„Und das ist Alles, was Ihr mir geben könnet," fragte Peter unmuthig, „ich hoff' auf Geld, und Ihr wollet mir einen Stein geben!"

„Nu, ich denke an hunderttausend Gulden hättest Du für's Erste genug; wenn Du es geschickt umtreibst, kannst Du bald ein Millionär werden."

„Hunderttausend?" rief der arme Köhler freudig. „Nun, so poche doch nicht so ungestüm in meiner Brust, wir werden bald fertig sein mit einander. Gut, Michel; gebt mir den Stein und das Geld, und die Unruh' könnet Ihr aus dem Gehäuse nehmen."

„Ich dachte es doch, daß Du ein vernünftiger Bursche seist," antwortete der Holländer freundlich lächelnd, „komm laß uns noch eins trinken, und dann will ich das Geld auszahlen."

So setzten sie sich wieder in die Stube zum Wein, tranken und tranken wieder, bis Peter in einen tiefen Schlaf verfiel.

Kohlen-Munk-Peter erwachte beim fröhlichen Schmettern eines Posthorns, und siehe da, er saß in einem schönen Wagen, fuhr auf einer breiten Straße dahin, und als er sich aus dem Wagen bog, sah er in blauer Ferne hinter sich den Schwarzwald liegen. Anfänglich wollte er gar nicht glauben, daß er

es selbst sei, der in diesem Wagen sitze; denn auch seine Kleider waren gar nicht mehr dieselben, die er gestern getragen, aber er erinnerte sich doch an Alles so deutlich, daß er endlich sein Nachsinnen aufgab und rief: „Der Kohlen-Munk-Peter bin ich, das ist ausgemacht, und kein Anderer.“ Er wunderte sich über sich selbst, daß er gar nicht wehmüthig werden konnte, als er jetzt zum ersten Mal aus der stillen Heimath, aus den Wäldern, wo er so lange gelebt, auszog; selbst nicht, als er an seine Mutter dachte, die jetzt wohl hülflos und im Elend saß, konnte er keine Thräne aus dem Auge pressen oder nur seufzen; denn es war ihm Alles so gleichgültig. „Ach freilich,“ sagte er dann, „Thränen und Seufzer, Heimweh und Wehmuth kommen ja aus dem Herzen, und Dank dem Holländer Michel, — das meine ist kalt und von Stein.“

Er legte seine Hand auf die Brust, und es war ganz ruhig dort, und rührte sich Nichts. „Wenn er mit den Hunderttausenden so gut Wort hielt, wie mit dem Herz, so soll es mich freuen,“ sprach er und fing an, seinen Wagen zu untersuchen. Er fand Kleidungsstücke von aller Art, wie er sie nur wünschen konnte, aber kein Geld; endlich stieß er auf eine Tasche und fand viele tausend Thaler in Gold und Scheinen auf Handlungshäuser in allen großen Städten. „Jetzt hab ich's, wie ich's wollte,“ dachte er, setzte sich bequem in die Ecke des Wagens und fuhr in die weite Welt.

Er fuhr zwei Jahre in der Welt umher und schauete aus seinem Wagen links und rechts an den Häusern hinauf, schauete, wenn er anhielt, Nichts als den Schild seines Wirthshauses an, lief dann in der Stadt umher und ließ sich die schönsten Merkwürdigkeiten zeigen; aber es freute ihn Nichts, kein Bild, kein Haus, keine Musik, kein Tanz; sein Herz von Stein nahm an Nichts Antheil und seine Augen, seine Ohren waren abgestumpft für alles Schöne. Nichts war ihm mehr geblieben,

als die Freude an Essen und Trinken und der Schlaf, und so lebte er, indem er ohne Zweck durch die Welt reiste, zu seiner Unterhaltung speiste und aus langer Weile schlief. Hie und da erinnerte er sich zwar, daß er fröhlicher, glücklicher gewesen sei, als er noch arm war und arbeiten mußte, um sein Leben zu fristen. Da hatte ihn jede schöne Aussicht ins Thal, Musik und Gesang hatten ihn ergötzt, da hatte er sich stundenlang auf die einfachste Kost, die ihm die Mutter zu dem Meiler bringen sollte, gefreut. Wenn er so über die Vergangenheit nachdachte, so kam es ihm ganz sonderbar vor, daß er jetzt nicht einmal lachen konnte, und sonst hatte er über den kleinsten Scherz gelacht; wenn Andere lachten, so verzog er nur aus Höflichkeit den Mund, aber sein Herz — lächelte nicht mit. Er fühlte dann, daß er zwar überaus ruhig sei, aber zufrieden fühlte er sich doch nicht. Es war nicht Heimweh oder Wehmuth, sondern Oede, Ueberdruß, freudenloses Leben, was ihn endlich wieder zur Heimath trieb.

Als er von Straßburg herüber fuhr und den dunkeln Wald seiner Heimath erblickte, als er zum ersten Mal wieder jene kräftigen Gestalten, jene freundlichen, treuen Gesichter der Schwarzwälder sah, als sein Ohr die heimathlichen Klänge, stark, tief, aber wohltönend vernahm, da fühlte er schnell an sein Herz, denn sein Blut wallte stärker, und er glaubte, er müsse sich freuen und müsse weinen zugleich, aber — wie konnte er nur so thöricht sein, er hatte ja ein Herz von Stein; und Steine sind todt und lächeln und weinen nicht.

Sein erster Gang war zum Holländer Michel, der ihn mit alter Freundlichkeit aufnahm; „Michel," sagte er zu ihm, „gereist bin ich nun, und habe Alles gesehen, ist aber Alles dummes Zeug, und ich hatte nur Langeweile. Ueberhaupt, euer steinernes Ding, das ich in der Brust trage, schützt mich zwar vor Manchem; ich erzürne mich nie, bin nie traurig, aber

ich freue mich auch nie, und es ist mir, als wenn ich nur halb lebte. Könnet Ihr das Steinherz nicht ein wenig beweglicher machen? oder — gebt mir lieber mein altes Herz; ich hatte mich in fünfundzwanzig Jahren daran gewöhnt, und wenn es zuweilen auch einen dummen Streich machte, so war es doch munter und ein fröhliches Herz."

Der Waldgeist lachte grimmig und bitter. „Wenn Du einmal todt bist, Peter Munk," antwortete er, „dann soll es Dir nicht fehlen, dann sollst Du Dein weiches, rührbares Herz wieder haben, und Du kannst dann fühlen, was kommt, Freud' oder Leid; aber hier oben kann es nicht mehr Dein werden! Doch, Peter! gereist bist Du wohl, aber, so wie Du lebtest, konnte es Dich nichts nützen. Setze Dich jetzt hier irgendwo im Wald, bau' ein Haus, heirathe, treibe dein Vermögen um, es hat Dir nur an Arbeit gefehlt; weil Du müßig warst, hattest Du Langeweile und schiebst jetzt Alles auf dieses unschuldige Herz." Peter sah ein, daß Michel Recht habe, was den Müßiggang beträfe, und nahm sich vor, reich und immer reicher zu werden; Michel schenkte ihm noch einmal hunderttausend Gulden und entließ ihn als seinen guten Freund.

Bald vernahm man im Schwarzwald die Mähre, der Kohlen-Munk-Peter oder Spielpeter sei wieder da, und noch viel reicher, als zuvor. Es ging auch jetzt wie immer; als er am Bettelstab war, wurde er in der Sonne zur Thüre hinausgeworfen, und als er jetzt an einem Sonntag Nachmittag seinen ersten Einzug dort hielt, schüttelten sie ihm die Hand, lobten sein Pferd, fragten nach seiner Reise, und als er wieder mit dem dicken Ezechiel um harte Thaler spielte, stand er in der Achtung so hoch, als je. Er trieb jetzt aber nicht mehr das Glashandwerk, sondern den Holzhandel, aber nur zum Schein. Sein Hauptgeschäft war mit Korn und Geld zu handeln. Der halbe Schwarzwald wurde ihm nach und nach

schuldig, aber er lieh Geld nur auf zehen Procente aus, oder verkaufte Korn an die Armen, die nicht gleich zahlen konnten, um den dreifachen Werth. Mit dem Amtmann stand er jetzt in enger Freundschaft, und wenn Einer Herrn Peter Munk nicht auf den Tag bezahlte, so ritt der Amtmann mit seinen Schergen heraus, schätzte Haus und Hof, verkaufte es flugs, und trieb Vater, Mutter und Kind in den Wald. Anfangs machte dies dem reichen Peter einige Unlust, denn die armen Ausgepfändeten belagerten dann haufenweise seine Thüre, die Männer flehten um Nachsicht, die Weiber suchten das steinerne Herz zu erweichen, und die Kinder winselten um ein Stücklein Brot; aber als er sich ein paar tüchtige Fleischerhunde angeschafft hatte, hörte diese Katzenmusik, wie er es nannte, bald auf; er pfiff und hetzte, und die Bettelleute flogen schreiend auseinander. Am meisten Beschwerde machte ihm das „alte Weib." Das war aber Niemand anders als Frau Munkin, Peters Mutter. Sie war in Noth und Elend gerathen, als man ihr Haus und Hof verkauft hatte, und ihr Sohn, als er reich zurückgekehrt war, hatte sich nicht mehr nach ihr umgesehen; da kam sie nun zuweilen, alt, schwach und gebrechlich an einem Stock vor das Haus; hinein wagte sie sich nimmer, denn er hatte sie einmal weggejagt, aber es that ihr wehe, von den Gutthaten anderer Menschen leben zu müssen, da der eigene Sohn ihr ein sorgenloses Alter hätte bereiten können. Aber das kalte Herz wurde nimmer gerührt von dem Anblicke der bleichen, wohlbekannten Züge, von den bittenden Blicken, von der welken, ausgestreckten Hand, von der hinfälligen Gestalt; mürrisch zog er, wenn sie Sonnabends an die Thüre pochte, einen Sechsbätzner heraus, schlug ihn in ein Papier und ließ ihn hinausreichen durch einen Knecht. Er vernahm ihre zitternde Stimme, wenn sie dankte und wünschte, es möge ihm wohlergehen auf Erden, er hörte sie hüstelnd von der Thüre

schleichen, aber er dachte weiter nicht mehr daran, als daß er wieder sechs Batzen umsonst ausgegeben.

Endlich kam Peter auf den Gedanken, zu heirathen. Er wußte, daß im ganzen Schwarzwald jeder Vater ihm gerne seine Tochter geben werde; aber er war schwierig in seiner Wahl, denn er wollte, daß man auch hierin sein Glück und seinen Verstand preisen sollte; daher ritt er umher im ganzen Wald, schaute hier, schaute dort, und keine der schönen Schwarzwälderinnen däuchte ihm schön genug. Endlich, nachdem er auf allen Tanzböden umsonst nach der Schönsten ausgeschaut hatte, hörte er eines Tages, die Schönste und Tugendsamste im ganzen Wald sei eines armen Holzhauers Tochter. Sie lebe still und für sich, besorge geschickt und emsig ihres Vaters Haus, und lasse sich nie auf dem Tanzboden sehen, nicht einmal zu Pfingsten oder Kirmeß. Als Peter von diesem Wunder des Schwarzwalds hörte, beschloß er, um sie zu werben, und ritt nach der Hütte, die man ihm bezeichnet hatte. Der Vater der schönen Lisbeth empfing den vornehmen Herrn mit Staunen und erstaunte noch mehr, als er hörte, es sei dies der reiche Herr Peter, und er wolle sein Schwiegersohn werden. Er besann sich auch nicht lange, denn er meinte, all seine Sorge und Armuth werde nun ein Ende haben, sagte zu, ohne die schöne Liesbeth zu fragen, und das gute Kind war so folgsam, daß sie ohne Widerrede Frau Peter Munkin wurde.

Aber es wurde der Armen nicht so gut, als sie sich geträumt hatte. Sie glaubte ihr Hauswesen wohl zu verstehen, aber sie konnte Herrn Peter Nichts zu Dank machen, sie hatte Mitleiden mit armen Leuten, und da ihr Eheherr reich war, dachte sie, es sei keine Sünde, einem armen Bettelweib einen Pfennig oder einem alten Mann einen Schnaps zu reichen; aber als Herr Peter dies eines Tages merkte, sprach er mit zürnenden Blicken und rauher Stimme: „Warum verschleuderst

Du mein Vermögen an Lumpen und Straßenläufer? Hast Du was mitgebracht ins Haus, das Du wegschenken könntest? Mit deines Vaters Bettelstab kann man keine Suppe wärmen, und wirfst das Geld aus, wie eine Fürstin. Noch einmal laß Dich betreten, so sollst Du meine Hand fühlen!" Die schöne Liesbeth weinte in ihrer Kammer über den harten Sinn ihres Mannes, und sie wünschte oft lieber daheim zu sein, in ihres Vaters ärmlicher Hütte, als bei dem reichen, aber geizigen, hartherzigen Peter zu hausen. Ach, hätte sie gewußt, daß er ein Herz von Marmor habe und weder sie noch irgend einen Menschen lieben könnte, so hätte sie sich wohl nicht gewundert. So oft sie aber jetzt unter der Thüre saß, und es ging ein Bettelmann vorüber, und zog den Hut und hub an seinen Spruch, so drückte sie die Augen zu, das Elend nicht zu schauen, sie ballte die Hand fester, damit sie nicht unwillkührlich in die Tasche fahre, ein Kreuzerlein herauszulangen. So kam es, daß die schöne Liesbeth im ganzen Wald verschrieen wurde, und es hieß, sie sei noch geiziger als Peter Munk. Aber eines Tages saß Frau Liesbeth wieder vor dem Haus und spann und murmelte ein Liedchen dazu; denn sie war munter, weil es schön Wetter und Herr Peter ausgeritten war über Feld. Da kömmt ein altes Männlein des Weges daher, der trägt einen großen, schweren Sack, und sie hört ihn schon von Weitem keuchen. Theilnehmend sieht ihm Frau Liesbeth zu und denkt, einem so alten kleinen Mann sollte man nicht mehr so schwer aufladen.

Indeß keucht und wankt das Männlein heran, und als es gegenüber von Frau Liesbeth war, brach es unter dem Sack beinahe zusammen. „Ach, habt die Barmherzigkeit, Frau, und reichet mir nur einen Trunk Wasser," sprach das Männlein. „Ich kann nicht weiter, muß elend verschmachten."

„Aber Ihr solltet in eurem Alter nicht mehr so schwer tragen," sagte Frau Liesbeth.

„Ja, wenn ich nicht Boten gehen müßte, der Armuth halber und um mein Leben zu fristen," antwortete er. „Ach, so eine reiche Frau, wie Ihr, weiß nicht, wie wehe Armuth thut, und wie wohl ein frischer Trunk bei solcher Hitze."

Als sie dies hörte, eilte sie ins Haus, nahm einen Krug vom Gesims und füllte ihn mit Wasser; doch als sie zurückkehrte, und nur noch wenige Schritte von ihm war, und das Männlein sah, wie es so elend und verkümmert auf dem Sack saß, da fühlte sie inniges Mitleid, bedachte, daß ja ihr Mann nicht zu Hause sei, und so stellte sie den Wasserkrug bei Seite, nahm einen Becher und füllte ihn mit Wein, legte ein gutes Roggenbrot darauf und brachte es dem Alten. „So, und ein Schluck Wein mag Euch besser frommen, als Wasser, da Ihr schon so gar alt seid," sprach sie, „aber trinket nicht zu hastig und esset auch Brot dazu."

Das Männlein sah sie staunend an, bis große Thränen in seinen alten Augen standen, er trank und sprach dann: „Ich bin alt geworden, aber ich hab' wenige Menschen gesehen, die so mitleidig wären, und ihre Gaben so schön und herzig zu spenden wußten, wie Ihr, Frau Liesbeth. Aber es wird Euch dafür auch recht wohl gehen auf Erden; solch ein Herz bleibt nicht unbelohnt."

„Nein, und den Lohn soll sie zur Stelle haben," schrie eine schreckliche Stimme, und als sie sich umsahen, war es Herr Peter mit blutrothem Gesicht.

„Und sogar meinen Ehrenwein gießest Du aus an Bettelleute, und meinen Mundbecher giebst Du an die Lippen der Straßenläufer? Da, nimm deinen Lohn!" Frau Liesbeth stürzte zu seinen Füßen und bat um Verzeihung, aber das steinerne Herz kannte kein Mitleid, er drehete die Peitsche um, die er

in der Hand hielt, und schlug sie mit dem Handgriff von Ebenholz so heftig vor die schöne Stirne, daß sie leblos dem alten Mann in die Arme sank. Als er dies sah, war es doch, als reuete ihn die That auf der Stelle; er bückte sich herab, zu schauen, ob noch Leben in ihr sei, aber das Männlein sprach mit wohlbekannter Stimme: „Gieb Dir keine Mühe, Kohlen-Peter; es war die schönste und lieblichste Blume im Schwarzwald, aber Du hast sie zertreten, und nie mehr wird sie wieder blühen."

Da wich alles Blut aus Peters Wangen, und er sprach: „Also Ihr seid es, Herr Schatzhauser? Nun, was geschehen ist, ist geschehen, und es hat wohl so kommen müssen. Ich hoffe aber, Ihr werdet mich nicht bei dem Gericht anzeigen als Mörder."

„Elender!" erwiederte das Glasmännlein. „Was würde es mir frommen, wenn ich deine sterbliche Hülle an den Galgen brächte? Nicht irdische Gerichte sind es, die Du zu fürchten hast, sondern andere und strengere; denn Du hast deine Seele an den Bösen verkauft."

„Und hab ich mein Herz verkauft" schrie Peter, „so ist Niemand daran schuld, als Du, und deine betrügerischen Schätze; Du tückischer Geist hast mich ins Verderben geführt, mich getrieben, daß ich bei einem andern Hülfe suchte, und auf Dir liegt die ganze Verantwortung." Aber kaum hatte er dies gesagt, so wuchs und schwoll das Glasmännlein und wurde hoch und breit, und seine Augen sollen so groß gewesen sein wie Suppenteller, und sein Mund war wie ein geheizter Backofen, und Flammen blitzten daraus hervor. Peter warf sich auf die Knie, und sein steinernes Herz schützte ihn nicht, daß nicht seine Glieder zitterten, wie eine Espe. Mit Geierskrallen packte ihn der Waldgeist im Nacken, drehte ihn um, wie ein Wirbelwind dürres Laub, und warf ihn dann zu Boden, daß

ihm alle Rippen knackten. „Erdenwurm!“ rief er mit einer Stimme, die wie der Donner rollte, „ich könnte Dich zerschmettern, wenn ich wollte, denn Du hast gegen den Herrn des Waldes gefrevelt. Aber um dieses todten Weibes willen, die mich gespeist und getränkt hat, gebe ich Dir acht Tage Frist. Bekehrst Du Dich nicht zum Guten, so komme ich und zermalme dein Gebein, und Du fährst hin in deinen Sünden.“

Es war schon Abend, als einige Männer, die vorbeigingen, den reichen Peter Munk an der Erde liegen sahen. Sie wandten ihn hin und her, und suchten, ob noch Athem in ihm sei, aber lange war ihr Suchen vergebens. Endlich ging Einer in das Haus und brachte Wasser herbei, und besprengte ihn. Da holte Peter tief Athem, stöhnte und schlug die Augen auf, schaute lange um sich her und fragte dann nach Frau Liesbeth, aber Keiner hatte sie gesehen. Er dankte den Männern für ihre Hülfe, schlich in sein Haus und schaute sich um, aber Frau Liesbeth war weder im Keller noch auf dem Boden, und das, was er für einen schrecklichen Traum gehalten, war bittere Wahrheit. Wie er nun so ganz allein war, da kamen ihm sonderbare Gedanken; er fürchtete sich vor Nichts, denn sein Herz war ja kalt, aber wenn er an den Tod seiner Frau dachte, kam ihm sein eigenes Hinscheiden in den Sinn, und wie belastet er dahin fahren werde, schwer belastet mit Thränen der Armen, mit Tausend ihrer Flüche, die sein Herz nicht erweichen konnten, mit dem Jammer der Elenden, auf die er seinen Hund gehetzt, belastet mit der stillen Verzweiflung seiner Mutter, mit dem Blute der schönen, guten Liesbeth; und konnte er doch nicht einmal dem alten Mann, ihrem Vater, Rechenschaft geben, wenn er käme und fragte: „wo ist meine Tochter, dein Weib?“ Wie wollte er einem Andern Frage stehen, dem alle Wälder, alle Seen, alle Berge gehören, und die Leben der Menschen?

Es quälte ihn auch Nachts im Traume, und alle Augenblicke wachte er auf von einer süßen Stimme, die ihm zurief: „Peter, schaff Dir ein wärmeres Herz!“ und wenn er erwacht war, schloß er doch schnell wieder die Augen, denn der Stimme nach mußte es Frau Liesbeth sein, die ihm diese Worte zurief. Den andern Tag ging er ins Wirthshaus, um seine Gedanken zu zerstreuen, und dort traf er den dicken Ezechiel. Er setzte sich zu ihm, sie sprachen Dies und Jenes, vom schönen Wetter, vom Krieg, von den Steuern und endlich auch vom Tod, und wie da und dort Einer so schnell gestorben sei. Da fragte Peter den Dicken, was er denn vom Tode halte, und wie es nachher sein werde. Ezechiel antwortete ihm, daß man den Leib begrabe, die Seele aber fahre entweder auf zum Himmel oder hinab in die Hölle.

„Also begräbt man das Herz auch?“ fragte Peter gespannt.

„Ei freilich, das wird auch begraben.“

„Wenn aber Einer sein Herz nicht mehr hat?“ fuhr Peter fort.

Ezechiel sah ihn bei diesen Worten schrecklich an. „Was willst Du damit sagen? willst Du mich foppen? — Meinst Du, ich habe kein Herz?“

„O, Herz genug, so fest wie Stein;“ erwiederte Peter.

Ezechiel sah ihn verwundert an, schaute sich um, ob es Niemand gehört habe, und sprach dann: „Woher weißt Du es? Oder pocht vielleicht das deinige auch nicht mehr!“

„Pocht nicht mehr, wenigstens nicht hier in meiner Brust!“ antwortete Peter Munk. „Aber sag' mir, da Du jetzt weißt, was ich meine, wie wird es gehen mit unseren Herzen?“

„Was kümmert Dich dies, Gesell!“ fragte Ezechiel lachend. „Hast ja auf Erden vollauf zu leben und damit genug. Das

ist ja gerade das Bequeme in unsern kalten Herzen, daß uns keine Furcht befällt, vor solchen Gedanken."

Wohl wahr, aber man denkt doch daran, und wenn ich auch jetzt keine Furcht mehr kenne, so weiß ich doch wohl noch, wie sehr ich mich vor der Hölle gefürchtet, als ich noch ein kleiner unschuldiger Knabe war."

„Nun — gut wird es uns gerade nicht gehen," sagte Ezechiel. „Hab mal einen Schulmeister darüber gefragt, der sagte mir, daß nach dem Tod die Herzen gewogen werden, wie schwer sie sich versündigt hätten. Die leichten steigen auf, die schweren sinken hinab, und ich denke, unsere Steine werden ein gutes Gewicht haben."

„Ach freilich," erwiederte Peter, „und es ist mir oft selbst unbequem, daß mein Herz so theilnahmlos und ganz gleichgültig ist, wenn ich an solche Dinge denke."

So sprachen sie; aber in der nächsten Nacht hörte er fünf oder sechsmal die bekannte Stimme in sein Ohr lispeln: „Peter, schaff' Dir ein wärmeres Herz!" Er empfand keine Reue, daß er Liesbeth getödtet, aber wenn er dem Gesinde sagte, seine Frau sei verreist, so dachte er immer dabei: „wohin mag sie wohl gereist sein?" Sechs Tage hatte er es so getrieben, und immer hörte er Nachts die Stimme, und immer dachte er an den Waldgeist und seine schreckliche Drohung; aber am siebenten Morgen sprang er auf von seinem Lager und rief: „Nun ja, will sehen, ob ich mir ein wärmeres schaffen kann, denn der gleichgültige Stein in meiner Brust macht mir das Leben nur langweilig und öde." Er zog schnell seinen Sonntagsstaat an und setzte sich auf sein Pferd und ritt dem Tannenbühl zu.

Im Tannenbühl, wo die Bäume dichter standen, saß er ab, band sein Pferd an und ging schnellen Schrittes dem

Gipfel des Hügels zu, und als er vor der dicken Tanne stand, hub er seinen Spruch an:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist viele hundert Jahre alt,
Dein ist all Land, wo Tannen stehen,
Läßt Dich nur Sonntagskindern sehen."

Da kam das Glasmännlein hervor, aber nicht freundlich und traulich, wie sonst, sondern düster und traurig; es hatte ein Röcklein an von schwarzem Glas, und ein langer Trauerflor flatterte herab vom Hut, und Peter wußte wohl, um wen es traure.

„Was willst Du von mir, Peter Munk?" fragte es mit dumpfer Stimme.

„Ich hab' noch einen Wunsch, Herr Schatzhauser," antwortete Peter mit niedergeschlagenen Augen.

„Können Steinherzen noch wünschen?" sagte Jener; „Du hast Alles, was Du für deinen schlechten Sinn bedarfst, und ich werde schwerlich deinen Wunsch erfüllen."

„Aber Ihr habt mir doch drei Wünsche zugesagt; einen hab ich immer noch übrig."

„Doch kann ich ihn versagen, wenn er thöricht ist," fuhr der Waldgeist fort; „aber wohlan, ich will hören, was Du willst?"

„So nehmet mir den todten Stein heraus und gebet mir mein lebendiges Herz," sprach Peter.

„Hab ich den Handel mit Dir gemacht?" fragte das Glasmännlein. „Bin ich der Holländer Michel, der Reichthum und kalte Herzen schenkt? Dort, bei ihm mußt Du dein Herz suchen?"

„Ach, er giebt es nimmer zurück," antwortete Peter.

„Du dauerst mich, so schlecht Du auch bist," sprach das

Männlein nach einigem Nachdenken. „Aber weil dein Wunsch nicht thöricht ist, so kann ich Dir wenigstens meine Hülfe nicht versagen. So höre. Dein Herz kannst Du mit keiner Gewalt mehr bekommen, wohl aber durch List, und es wird vielleicht nicht schwer halten; denn Michel bleibt doch nur der dumme Michel, obgleich er sich ungemein klug dünkt. So gehe denn geraden Weges zu ihm hin und thue, wie ich Dir heiße." Und nun unterrichtete er ihn in Allem und gab ihm ein Kreuzlein aus reinem Glas: „Am Leben kann er Dir nicht schaden, und er wird Dich frei lassen, wenn Du ihm dies vorhalten und dazu beten wirst. Und hast Du dann, was Du verlangt hast, erhalten, so komm wieder zu mir an diesen Ort."

Peter Munk nahm das Kreuzlein, prägte sich alle Worte ins Gedächtniß, und ging weiter nach Holländer Michels Behausung. Er rief dreimal seinen Namen, und alsobald stand der Riese vor ihm. „Du hast dein Weib erschlagen?" fragte er ihn mit schrecklichem Lachen. „Hätt' es auch so gemacht; sie hat dein Vermögen an das Bettelvolk gebracht. Aber Du wirst auf einige Zeit außer Landes gehen müssen, denn es wird Lärm machen, wenn man sie nicht findet; und Du brauchst wohl Geld und kommst, um es zu holen?"

„Du hasts errathen" erwiederte Peter, „und nur recht viel diesmal, denn nach Amerika ists weit."

Michel ging voran und brachte ihn in seine Hütte, dort schloß er eine Truhe auf, worin viel Geld lag, und langte ganze Rollen Gold heraus. Während er es so auf den Tisch hin zählte, sprach Peter: „Du bist ein loser Vogel, Michel, daß Du mich belogen hast, ich hätte einen Stein in der Brust, und Du habest mein Herz!"

„Und ist es denn nicht so?" fragte Michel staunend; „fühlst Du denn dein Herz? Ist es nicht kalt, wie Eis? Hast Du Furcht oder Gram, kann Dich etwas reuen?"

„Du hast mein Herz nur stille stehen lassen, aber ich hab' es noch wie sonst in meiner Brust und Ezechiel auch, der hat es mir gesagt, daß Du uns angelogen hast; Du bist nicht der Mann dazu, der Einem das Herz so unbemerkt und ohne Gefahr aus der Brust reißen könnte! Da müßtest Du zaubern können."

„Aber ich versichere Dich" rief Michel unmuthig, „Du und Ezechiel und alle reichen Leute, die es mit mir gehalten, haben solche kalte Herzen wie Du, und ihre rechten Herzen habe ich hier in meiner Kammer."

„Ei, wie Dir das Lügen von der Zunge geht!" lachte Peter. „Das mach' Du einem Andern weiß. Meinst Du, ich hab auf meinen Reisen nicht solche Kunststücke zu Dutzenden gesehen? Aus Wachs nachgeahmt sind Deine Herzen hier in der Kammer. Du bist ein reicher Kerl, das geb' ich zu; aber zaubern kannst Du nicht."

Da ergrimmte der Riese und riß die Kammerthüre auf. „Komm' herein und lies die Zettel alle, und jenes dort, schau, das ist Peter Munks Herz; siehst Du, wie es zuckt? Kann man das auch aus Wachs machen?"

„Und doch ist es aus Wachs" antwortete Peter. „So schlägt ein rechtes Herz nicht, ich habe das meinige noch in der Brust. Nein, zaubern kannst Du nicht!"

„Aber ich will es Dir beweisen!" rief Jener ärgerlich; „Du sollst es selbst fühlen, daß dies dein Herz ist." Er nahm es, riß Peters Wamms auf und nahm einen Stein aus seiner Brust und zeigte ihn vor. Dann nahm er das Herz, hauchte es an und setzte es behutsam an seine Stelle, und alsobald fühlte Peter, wie es pochte, und er konnte sich wieder darüber freuen.

„Wie ist es Dir jetzt?" fragte Michel lächelnd.

„Wahrhaftig, Du hast doch Recht gehabt," antwortete Pe-

ter, indem er behutsam sein Kreuzlein aus der Tasche zog. „Hätt ich doch nicht geglaubt, daß man dergleichen thun könne!“

„Nicht wahr? und zaubern kann ich, das siehst Du; aber komm, jetzt will ich Dir den Stein wieder hinein setzen.“

„Gemach, Herr Michel!“ rief Peter, trat einen Schritt zurück und hielt ihm das Kreuzlein entgegen. „Mit Speck fängt man Mäuse, und diesmal bist Du der Betrogene.“ Und zugleich fing er an zu beten, was ihm nur beifiel.

Da wurde Michel kleiner und immer kleiner, fiel nieder und wand sich hin und her, wie ein Wurm, und ächzte und stöhnte, und alle Herzen umher fingen an zu zucken und zu pochen, daß es tönte wie in der Werkstatt eines Uhrmachers. Peter aber fürchtete sich, es wurde ihm ganz unheimlich zu Muth, er rannte zur Kammer und zum Haus hinaus und klimmte, von Angst getrieben, die Felsenwand hinan; denn er hörte, daß Michel sich aufraffte, stampfte und tobte, und ihm schreckliche Flüche nachschickte. Als er oben war, lief er dem Tannenbühl zu; ein schreckliches Gewitter zog auf, Blitze fielen links und rechts an ihm nieder und zerschmetterten die Bäume, aber er kam wohlbehalten in dem Revier des Glasmännleins an.

Sein Herz pochte freudig, und nur darum, weil es pochte. Dann aber sah er mit Entsetzen auf sein Leben zurück, wie auf das Gewitter, das hinter ihm rechts und links den schönen Wald zersplitterte. Er dachte an Frau Liesbeth, sein schönes, gutes Weib, das er aus Geiz gemordet; er kam sich selbst wie der Auswurf der Menschen vor, und er weinte heftig, als er an Glasmännleins Hügel kam.

Schatzhauser saß unter dem Tannenbaum und rauchte aus seiner kleinen Pfeife, doch sah er munterer aus, als zuvor.

„Warum weinst Du, Kohlen-Peter?“ fragte er. „Hast Du dein Herz nicht erhalten? Liegt noch das kalte in deiner Brust?“

„Ach Herr!“ seufzte Peter, „als ich noch das kalte Steinherz trug, da weinte ich nie, meine Augen waren so trocken, als das Land im Juli; jetzt aber will es mir beinahe das alte Herz zerbrechen, was ich gethan! Meine Schuldner habe ich ins Elend gejagt, auf Arme und Kranke die Hunde gehetzt, und, Ihr wißt es ja selbst — wie meine Peitsche auf ihre schöne Stirne fiel!“

„Peter! Du warst ein großer Sünder!“ sprach das Männlein. „Das Geld und der Müßiggang haben Dich verderbt, bis dein Herz zu Stein wurde, nicht Freud, nicht Leid, keine Reue, kein Mitleid mehr kannte. Aber Reue versöhnt, und wenn ich nur wüßte, daß Dir dein Leben recht leid thut, so könnte ich schon noch was für Dich thun.“

„Will Nichts mehr,“ antwortete Peter und ließ traurig sein Haupt sinken. „Mit mir ist es aus; kann mich mein Lebtag nicht mehr freuen; was soll ich so allein auf der Welt thun? Meine Mutter verzeiht mir nimmer, was ich ihr gethan, und vielleicht hab ich sie unter den Boden gebracht, ich Ungeheuer! Und Liesbeth, meine Frau! Schlaget mich lieber auch todt, Herr Schatzhauser, dann hat mein elend Leben mit einmal ein Ende.“

„Gut,“ erwiederte das Männlein, „wenn Du nicht anders willst, so kannst Du es haben; meine Axt hab ich bei der Hand.“ Er nahm ganz ruhig sein Pfeiflein aus dem Mund, klopfte es aus und steckte es ein. Dann stand er langsam auf und ging hinter die Tannen. Peter aber setzte sich weinend ins Gras, sein Leben war ihm Nichts mehr, und er erwartete geduldig den Todesstreich. Nach einiger Zeit hörte er leise Tritte hinter sich und dachte: „Jetzt wird er kommen.“

„Schau Dich noch einmal um, Peter Munk!“ rief das

Männlein. Er wischte sich die Thränen aus den Augen, und schaute sich um, und sah — seine Mutter und Liesbeth, seine Frau, die ihn freundlich anblickten. Da sprang er freudig auf: „So bist Du nicht todt, Liesbeth? und auch Ihr seid da, Mutter und habt mir vergeben?“

„Sie wollen Dir verzeihen, sprach das Glasmännlein, weil Du wahre Reue fühlst und Alles soll vergessen sein. Zieh jetzt heim in deines Vaters Hütte und sei ein Köhler, wie zuvor; bist Du brav und bieder, so wirst Du dein Handwerk ehren, und deine Nachbarn werden Dich mehr lieben und achten, als wenn Du zehn Tonnen Goldes hättest.“ So sprach das Glasmännlein und nahm Abschied von ihnen.

Die Drei lobten und segneten ihn und gingen heim.

Das prachtvolle Haus des reichen Peters stand nicht mehr; der Blitz hatte es angezündet und mit all seinen Schätzen niedergebrannt; aber nach der väterlichen Hütte war es nicht weit; dorthin ging jetzt ihr Weg und der große Verlust bekümmerte sie nicht.

Aber wie staunten sie, als sie an die Hütte kamen! Sie war zu einem schönen Bauernhaus geworden, und Alles darin war einfach, aber gut und reinlich.

„Das hat das gute Glasmännlein gethan!“ rief Peter.

„Wie schön!“ sagte Frau Liesbeth, „und hier ist mir viel heimlicher, als in dem großen Haus mit dem vielen Gesinde.“

Von jetzt an wurde Peter Munk ein fleißiger und wackerer Mann. Er war zufrieden mit dem, was er hatte, trieb sein Handwerk unverdrossen, und so kam es, daß er durch eigene Kraft wohlhabend wurde und angesehen und beliebt im ganzen Wald. Er zankte nie mehr mit Frau Liesbeth, ehrte seine Mutter und gab den Armen, die an seine Thüre pochten. Als nach Jahr und Tag Frau Liesbeth von einem schönen Knaben genas, ging Peter nach dem Tannenbühl und sagte sein Sprüchlein.

Aber das Glasmännlein zeigte sich nicht. „Herr Schatzhauser" rief er laut, „hört mich doch; ich will ja nichts Anderes, als Euch zu Gevatter bitten bei meinem Söhnlein!" Aber er gab keine Antwort; nur ein kurzer Windstoß sauste durch die Tannen und warf einige Tannzapfen herab ins Gras. „So will ich dies zum Andenken mit nehmen, weil Ihr Euch doch nicht sehen lassen wollet," rief Peter, steckte die Zapfen in die Tasche und ging nach Hause; aber als er zu Hause das Sonntags-wamms auszog und seine Mutter die Taschen umwandte und das Wamms in den Kasten legen wollte, da fielen vier stattliche Geldrollen heraus, und als man sie öffnete, waren es lauter gute, neue Badische Thaler, und kein einziger falscher darunter. Und das war das Pathengeschenk des Männleins im Tannenwald für den kleinen Peter.

So lebten sie still und unverdrossen fort, und noch oft nachher, als Peter Munk schon graue Haare hatte, sagte er: „Es ist doch besser zufrieden zu sein mit Wenigem, als Gold und Güter haben, und ein kaltes Herz."

Die Elfen.

Von

Ludwig Tieck.

„Wo ist denn Marie, unser Kind?" fragte der Vater.

„Sie spielt draußen auf dem grünen Platze," antwortete die Mutter, mit dem Sohne unseres Nachbars."

„Daß sie sich nur nicht verlaufen," sagte der Vater besorgt; „sie sind unbesonnen."

Die Mutter sah nach den Kleinen und brachte ihnen ihr Vesperbrot. „Es ist heiß," sagte der Bursche; und das kleine Mädchen langte begierig nach den rothen Kirschen. „Seid nur vorsichtig, Kinder," sprach die Mutter, „lauft nicht zu weit vom Hause, oder in den Wald hinein; ich und der Vater gehen aufs Feld hinaus." Der junge Andres antwortete: „O, seid ohne Sorge, denn vor dem Walde fürchten wir uns; wir bleiben hier beim Hause sitzen, wo Menschen in der Nähe sind."

Die Mutter ging und kam bald wieder mit dem Vater heraus. Sie verschlossen ihre Wohnung und wandten sich nach dem Felde um nach den Knechten und zugleich auf der Wiese nach der Heuernte zu sehn. Ihr Haus lag auf einer kleinen grünen Anhöhe, von einem zierlichen Stakete umgeben, welches auch ihren Frucht= und Blumengarten umschloß; das Dorf zog sich etwas tiefer hinunter, und jenseits erhob sich das gräfliche Schloß. Martin hatte von der Herrschaft das große Gut gepachtet und lebte mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde

vergnügt; denn er legte jährlich zurück und hatte die Aussicht, durch Thätigkeit ein vermögender Mann zu werden, da der Boden ergiebig war, und der Graf ihn nicht drückte.

Indem er mit seiner Frau nach seinen Feldern ging, schaute er fröhlich um sich und sagte: „Wie ist doch diese Gegend hier so ganz anders, Brigitte, als diejenige, in der wir sonst wohnten. Hier ist es so grün, das ganze Dorf prangt von dichtgedrängten Obstbäumen, der Boden ist voll schöner Kräuter und Blumen, alle Häuser sind freundlich und reinlich, die Einwohner wohlhabend, ja mir däucht, die Wälder hier sind schöner und der Himmel blauer, und so weit nur das Auge reicht, sieht man seine Freude an der freigebigen Natur."

„So wie man nur," sagte Brigitte, „dort jenseit des Flusses ist, so befindet man sich wie auf einer andern Erde; Alles ist so traurig und dürr; jeder Reisende behauptet aber auch, daß unser Dorf weit und breit in der Runde das schönste sei."

„Bis auf jenen Tannengrund," erwiederte der Mann; „schau einmal dorthin zurück, wie schwarz und traurig der abgelegene Fleck in der ganzen heitern Umgebung liegt; hinter den dunklen Tannenbäumen die rauchige Hütte, die verfallenen Ställe, der schwermüthig vorüberfließende Bach!"

„Es ist wahr," sagte die Frau, indem sie Beide still standen; „so oft man sich jenem Platze nur nähert, wird man traurig und beängstigt, man weiß selbst nicht warum. Wer nur die Menschen eigentlich sein mögen, die dort wohnen, und warum sie sich doch nur so von Allen in der Gemeinde entfernt halten, als wenn sie kein gutes Gewissen hätten."

„Armes Gesindel," erwiederte der junge Pachter, „dem Anscheine nach Zigeunervolk, die in der Ferne rauben und betrügen und hier vielleicht ihren Schlupfwinkel haben. Mich wundert nur, daß die gnädige Herrschaft sie duldet."

„Es können auch wohl," sagte die Frau weichmüthig, „arme

Leute sein, die sich ihrer Armuth schämen; denn man kann ihnen doch eben nichts Böses nachsagen; nur ist es bedenklich, daß sie sich nicht zur Kirche halten, und man auch eigentlich nicht weiß, wovon sie leben; denn der kleine Garten, der noch dazu ganz wüst zu liegen scheint, kann sie unmöglich erhalten, und Felder haben sie nicht."

„Weiß der liebe Gott," fuhr Martin fort, indem sie weiter gingen, „was sie treiben mögen; kommt doch kein Mensch zu ihnen; denn der Ort, wo sie wohnen, ist ja wie verbannt und verhext; so daß auch die vorwitzigsten Burschen sich nicht hingetrauen."

Dieses Gespräch setzten sie fort, indem sie sich in das Feld wandten. Jene finstere Gegend, von welcher sie sprachen, lag abseits vom Dorfe. In einer Vertiefung, welche Tannen umgaben, zeigte sich eine Hütte und verschiedene fast zertrümmerte Wirthschaftsgebäude; nur selten sah man Rauch dort aufsteigen, noch seltener wurde man Menschen gewahr; jezuweilen hatten Neugierige, die sich etwas näher gewagt, auf der Bank vor der Hütte einige abscheuliche Weiber in zerlumptem Anzuge wahrgenommen, auf deren Schooße eben so häßliche und schmutzige Kinder sich wälzten; schwarze Hunde liefen vor dem Reviere; in Abendstunden ging wohl ein ungeheurer Mann, den Niemand kannte, über den Steg des Baches und verlor sich in die Hütten hinein; dann sah man in der Finsterniß sich verschiedene Gestalten, wie Schatten, um ein ländliches Feuer bewegen. Dieser Grund, die Tannen und die verfallene Hütte machten wirklich in der heitern grünen Landschaft gegen die weißen Häuser des Dorfes und gegen das prächtige neue Schloß den sonderbarsten Abstich.

Die beiden Kinder hatten jetzt die Früchte verzehrt. Sie verfielen darauf, in die Wette zu laufen, und die kleine behende Marie gewann dem langsameren Andres immer den Vorsprung

ab. „So ist es keine Kunst!“ rief dieser endlich aus; „aber laß es uns einmal in die Weite versuchen; dann wollen wir sehen, wer gewinnt!“ „Wie du willst,“ sagte die Kleine, „nur nach dem Strome dürfen wir nicht laufen.“ „Nein,“ erwiederte Andres, „aber dort auf jenem Hügel steht der große Birnbaum, eine Viertelstunde von hier; ich laufe hier links um den Tannengrund vorbei, du kannst rechts in das Feld hineinrennen, daß wir nicht eher als oben wieder beisammen kommen, so sehen wir dann, wer der Beste ist.“

„Gut,“ sagte Marie und fing schon an zu laufen, „so hindern wir uns auch nicht auf demselben Wege, und der Vater sagt ja, es sei zum Hügel hinauf gleich weit, ob man diesseit, ob man jenseit der Zigeunerwohnung geht.“ Andres war schon vorangesprungen, und Marie, die sich rechts wandte, sah ihn nicht mehr. „Er ist eigentlich dumm,“ sagte sie zu sich selbst; „denn ich dürfte nur den Muth fassen, über den Steg bei der Hütte vorbei und drüben wieder über den Hof hinaus zu laufen, so käme ich gewiß viel früher an.“ Schon stand sie vor dem Bache und dem Tannenhügel. „Soll ich? Nein, es ist doch zu schrecklich,“ sagte sie. Ein kleines weißes Hündchen stand jenseits und bellte aus Leibeskräften. Im Erschrecken kam das Thier ihr wie ein Ungeheuer vor, und sie sprang zurück. „O weh!“ sagte sie, „nun ist der Junge weit voraus, während ich hier stehe und überlege.“ Das Hündchen bellte immer fort, und da sie es genauer betrachtete, kam es ihr nicht mehr fürchterlich, sondern im Gegentheil ganz allerliebst vor. Es hatte ein rothes Halsband um mit einer glänzenden Schelle, und so wie es den Kopf hob und sich im Bellen schüttelte, erklang die Schelle äußerst lieblich. „Ei, es will nur gewagt sein!“ rief die kleine Marie; „ich renne was ich kann, und bin schnell jenseits wieder hinaus; sie können mich doch eben nicht gleich von der Erde hin auffressen!“ Somit sprang das muntere

muthige Kind auf den Steg, rasch an dem kleinen Hunde vorüber, der still ward und sich an sie schmeichelte. Und nun stand sie im Grunde, und rund umher verdeckten die schwarzen Tannen die Aussicht nach ihrem elterlichen Hause und der übrigen Landschaft.

Aber wie war sie verwundert! Der bunteste, fröhlichste Blumengarten umgab sie, in welchem Tulpen, Rosen und Lilien mit den herrlichsten Farben leuchteten; blaue und goldrothe Schmetterlinge wiegten sich in den Blüthen; in Käfigen aus glänzendem Drathe hingen an den Spalieren vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder sangen, und Kinder in weißen kurzen Röckchen mit gelockten gelben Haaren und blauen Augen sprangen umher; einige spielten mit den kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder sie sammelten Blumen und schenkten sie einander; andere wieder aßen Kirschen, Weintrauben und röthliche Aprikosen. Keine Hütte war zu sehen, aber wohl stand ein großes schönes Haus mit eherner Thür und erhabenem Bildwerk leuchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erstaunen außer sich und wußte sich nicht zu finden. Da sie aber nicht blöde war, ging sie gleich zum ersten Kinde, reichte ihm die Hand und bot ihm guten Tag. „Kommst du, uns auch einmal zu besuchen?" sagte das glänzende Kind; „ich habe dich draußen rennen und springen sehn; aber vor unserm Hündchen hast du dich gefürchtet." „So seid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben," sagte Marie, „wie Andres immer spricht? O freilich ist der nur dumm und redet Vieles in den Tag hinein." — „Bleib nur bei uns," sagte die wunderbare Kleine, „es soll dir schon gefallen."

„Aber wir laufen ja in die Wette."

„Zu ihm kommst du noch früh genug zurück. Da nimm und iß!"

Marie aß und fand die Früchte so süß, wie sie noch keine

geschmeckt hatte, und Andres, der Wettlauf und das Verbot ihrer Eltern waren gänzlich vergessen.

Eine große Frau in glänzendem Kleide trat herzu und fragte nach dem fremden Kinde. „Schönste Dame," sagte Marie, „von ohngefähr bin ich hereingelaufen, und da wollen sie mich hier behalten." „Du weißt, Zerina," sagte die Schöne, „daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt ist; auch hättest du mich erst fragen sollen." „Ich dachte," sagte das glänzende Kind, „weil sie doch schon über die Brücke gelassen war, könnte ich es thun; auch haben wir sie ja oft im Felde laufen sehn, und du hast dich selber über ihr munteres Wesen gefreut, und sie wird uns doch früh genug verlassen müssen."

„Nein, ich will hier bleiben," sagte Marie, „denn hier ist es schön; auch finde ich hier das beste Spielzeug und dazu Erdbeeren und Kirschen; draußen ist es nicht so herrlich."

Die goldbekleidete Frau entfernte sich lächelnd, und viele von den Kindern sprangen jetzt um die fröhliche Marie mit Lachen her, neckten sie und ermunterten sie zu Tänzen; andere brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielgeräth; andere machten auf Instrumenten Musik und sangen dazu. Am liebsten aber hielt sie sich zu der Gespielin, die ihr zuerst entgegen gegangen war, denn sie war die freundlichste und holdseligste von allen. Die kleine Marie rief einmal über das andere: „Ich will immer bei euch bleiben, und ihr sollt meine Schwestern sein," worüber alle Kinder lachten und sie umarmten. „Jetzt wollen wir ein schönes Spiel machen," sagte Zerina. Sie lief eilig in den Palast und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurück, in welchem sich ein glänzender Samenstaub befand. Sie faßte hinein mit den kleinen Fingern und streute einige Körner auf den grünen Boden. Alsbald sah man das Gras, wie in Wogen rauschen, und nach wenigen Augenblicken schlugen glänzende Rosengebüsche aus der Erde, wuchsen schnell empor und

entfalteten sich plötzlich, indem der süßeste Wohlgeruch den Raum erfüllte. Auch Marie faßte vom Staube, und als sie ihn ausgestreut hatte, tauchten weiße Lilien und die buntesten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verschwanden die Blumen wieder, und andere erschienen an ihrer Stelle. „Jetzt," sagte Zerina, „mache dich auf etwas Größeres gefaßt." Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden und stampfte sie mit dem Fuße ein. Zwei grüne Sträucher standen vor ihnen. „Halte dich fest an mir," sagte sie, und Marie schlang die Arme um den zarten Leib. Da fühlte sie sich emporgehoben, denn die Bäume wuchsen unter ihnen mit der größten Schnelligkeit; die hohen Pinien bewegten sich, und die beiden Kinder hielten sich, hin- und herschwebend in den rothen Abendwolken umarmt und küßten sich. Die andern Kleinen kletterten mit behender Geschicklichkeit an den Stämmen der Bäume auf und nieder und stießen und neckten sich, wenn sie sich begegten, unter lautem Gelächter. Stürzte eins der Kinder im Gedränge herunter, so schwebte es sanft durch die Luft und senkte sich langsam und sicher zur Erde hinab. Endlich fürchtete sich Marie; die andere Kleine sang einige laute Töne, und die Bäume versenkten sich wieder eben so allgemach in den Boden und setzten sie nieder, als sie sich erst in die Wolken erhoben hatten.

Sie gingen durch die erzene Thür des Palastes. Da saßen viele schöne Frauen umher, ältere und junge, im runden Saal; sie genossen die lieblichsten Früchte, und eine herrliche unsichtbare Musik erklang. In der Wölbung der Decke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwischen denen Kinderfiguren in den anmuthigsten Stellungen kletterten und sich schaukelten. Nach den Tönen der Musik verwandelten sich die Bildnisse und glühten in den brennendsten Farben; bald war das Grüne und Blaue, wie helles Licht funkelnd, vorherrschend, dann sank die Farbe erblassend zurück, und dann wieder flammte es wie Purpur

auf, und das Gold entzündete sich. Dann schienen die nackten Kinder in den Blumengewinden zu leben und mit den rubinrothen Lippen den Athem einzuziehn und auszuhauchen, so daß man wechselnd den Glanz der weißen Zähnchen wahrnahm, so wie das Aufleuchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saale führten eherne Stufen in ein großes unterirdisches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelsteine von allen Farben funkelten dazwischen. Wundersame Gefäße standen an den Wänden umher; alle schienen mit Kostbarkeiten angefüllt. Das Gold war in mannichfachen Gestalten gearbeitet und schimmerte mit der freundlichsten Röthe. Viele kleine Zwerge waren beschäftig, die Stücke auseinander zu suchen und sie in die Gefäße zu legen; andere, höckrig und krummbeinig, mit langen rothen Nasen, trugen schwer und vorn übergebückt Säcke herein, so wie die Müller Getreide, und schütteten die Geldkörner keuchend auf den Boden aus. Dann sprangen sie ungeschickt rechts und links und griffen die rollenden Kugeln, die sich verlaufen wollten, und es geschah nicht selten, daß einer den andern im Eifer umstieß, so daß sie schwer und tölpisch zur Erde fielen. Sie machten verdrießliche Gesichter und sahen scheel, als Marie über ihre Geberden und über ihre Häßlichkeit lachte. Hinten saß ein alter, eingeschrumpfter, kleiner Mann, welchen Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernstem Kopfnicken dankte. Er hielt ein Zepter in der Hand und trug eine Krone auf dem Haupte; alle übrigen Zwerge schienen ihn für ihren Herrn anzuerkennen und seinen Winken zu gehorchen. „Was giebt's wieder?" fragte er mürrisch, als die Kinder ihm etwas näher kamen. Marie schwieg furchtsam, aber ihre Gespielin antwortete, „daß sie nur gekommen seien, sich in den Kammern umzuschauen." „Immer die alten Kindereien!" sagte der Alte; „wird der Müßiggang nie aufhören?" Darauf wandte er sich wieder an sein Geschäft und ließ die Goldstücke

wägen und aussuchen; andere Zwerge schickte er fort; manchen schalt er zornig. „Wer ist der Herr?“ fragte Marie. „Unser Metallfürst,“ sagte die Kleine, indem sie weiter gingen.

Sie schienen sich wieder im Freien zu befinden, denn sie standen an einem großen Teiche; aber doch schien keine Sonne und sie sahen keinen Himmel über sich. Ein kleiner Nachen empfing sie, und Zerina ruderte sehr emsig. Die Fahrt ging schnell. Als sie in die Mitte des Teiches gekommen waren, sah Marie, daß tausend Röhren, Kanäle und Bäche sich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiteten. „Diese Wasser rechts,“ sagte das glänzende Kind, „fließen unter euren Garten hinab; davon blüht dort Alles so frisch. Von hier kommt man in den großen Strom hinunter.“ Plötzlich kamen aus allen Kanälen und aus dem See unendlich viele Kinder auftauchend angeschwommen; viele trugen Kränze von Schilf und Wasserlilien; andere hielten rothe Korallenzacken, und wieder andere bliesen auf krummen Muscheln. Zwischen den Kleinen bewegten sich schwimmend die schönsten Frauen, und oft sprangen viele Kinder zu der einen oder der andern und hingen ihnen mit Küssen um den Hals und Nacken. Alle begrüßten die Fremde. Zwischen diesem Getümmel hindurch fuhren sie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger ward. Endlich stand der Nachen. Man nahm Abschied, und Zerina klopfte an den Felsen. Wie eine Thür that sich dieser von einander, und eine ganz rothe weibliche Gestalt half ihnen aussteigen. „Geht es recht lustig zu?“ fragte Zerina. „Sie sind eben in Thätigkeit,“ antwortete jene, „und so freudig, wie man sie nur sehen kann; aber die Wärme ist auch äußerst angenehm.“

Sie stiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plötzlich sah sich Marie in dem glänzendsten Saale, so daß beim Eintritte ihre Augen vom hellen Lichte geblendet waren. Feuerrothe Tapeten bedeckten mit Purpurgluth die Wände, und als sich das Auge

etwas gewöhnt hatte, sah sie zu ihrem Erstaunen, wie im Teppich sich Figuren tanzend auf und nieder in der größten Freude bewegten, die so lieblich gebaut und von so schönen Verhältnissen waren, daß man nichts Anmuthigeres sehen konnte. Ihr Körper war, wie von röthlichem Krystall, so daß es schien, als flösse und spielte in ihnen sichtbar das bewegte Blut. Sie lachten das fremde Kind an und begrüßten es mit verschiedenen Beugungen; als aber Marie näher gehen wollte, hielt sie Zerina plötzlich mit Gewalt zurück und rief: „Du verbrennst dich, Mariechen, denn Alles ist Feuer!“

Marie fühlte die Hitze. „Warum kommen nur,“ sagte sie, „die allerliebsten Geschöpfe nicht zu uns heraus und spielen mit uns?“ „Wie du in der Luft,“ sagte jene, „so müssen diese immer im Feuer bleiben, und würden hier draußen verschmachten. Sieh' nur, wie ihnen wohl ist, wie sie lachen und kreischen. Jene dort unten verbreiten die Feuerflüsse von allen Seiten unter der Erde hin; davon wachsen nun die Blumen, die Früchte und der Wein; die rothen Ströme gehen neben den Wasserbächen, und so sind die flammigen Wesen immer thätig und freudig. Aber dir ist es zu heiß, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehen.“

Hier hatte sich der Schauplatz verwandelt. Der Mondschein lag auf allen Blumen, die Vögel waren still, und die Kinder schliefen in mannigfaltigen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freundin fühlten aber keine Müdigkeit, sondern lustwandelten in der warmen Sommernacht unter vielerlei Gesprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquickten sie sich an Früchten und Milch, und Marie sagte: „Laß uns doch zur Abwechselung einmal nach den Tannen hinaus gehen, wie es dort aussehen mag.“ „Gern,“ sagte Zerina, „so kannst du auch zugleich dort unsere Schildwachen besuchen, die dir gewiß gefallen werden; sie stehen

oben auf dem Walle zwischen den Bäumen." Sie gingen durch die Blumengärten und durch anmuthige Haine voller Nachtigallen. Dann stiegen sie über Rebenhügel und kamen endlich, nachdem sie lange den Windungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Tannen und der Erhöhung, welche das Gebiet begrenzte. „Wie kommt es nur," fragte Marie, „daß wir innerhalb so weit zu gehen haben, da doch draußen der Umkreis nur so klein ist?" „Ich weiß nicht," antwortete die Freundin, „wie es zugeht, aber es ist so." Nun stiegen sie zu den finstern Tannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von draußen entgegen. Ein Nebel schien weit umher auf der Landschaft zu liegen. Oben standen wunderliche Gestalten mit mehligen, bestäubten Angesichtern, den widerlichen Häuptern der weißen Eulen nicht unähnlich. Sie waren in faltige Mäntel von zottiger Wolle gekleidet und hielten Regenschirme von seltsamen Häuten aufgespannt über sich. Mit Fledermausflügeln, die abenteuerlich neben dem Rockelor hervor starrten, wehten und fächelten sie unabläßig. „Ich möchte lachen und mir graut," sagte Marie. „Die sind unsere guten und fleißigen Wächter," sagte die kleine Gespielin. „Sie stehen hier und wehen, damit Jeden kalte Angst und Furcht befällt, der sich uns nähern will. Sie sind aber so bedeckt, weil es jetzt draußen regnet und friert, was sie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals Schnee und Wind, noch kalte Luft her; hier ist ein ewiger Sommer und Frühling; doch wenn die da oben nicht bald abgelöst würden, so vergingen sie bald."

„Aber wer seid ihr denn," fragte Marie, indem sie wieder in die Blumendüfte hinunter stiegen, „oder habt ihr keinen Namen, woran man euch erkennt?"

„Wir heißen Elfen," sagte das freundliche Kind. „Man spricht auch wohl in der Welt von uns, wie ich gehört habe."

Sie hörten auf der Wiese ein großes Getümmel. „Der

schöne Vogel ist angekommen!" riefen ihnen die Kinder entgegen. Alles eilte in den Saal. Sie sahen, wie Jung und Alt sich jauchzend über die Schwelle drängte; eine jubilirende Musik schallte heraus. Als sie hineingetreten waren, sahen sie den großen Raum von den mannigfaltigsten Gestalten angefüllt, und Alle schauten nach einem großen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder, langsam fliegend, vielfache Kreise beschrieb. Die Musik klang fröhlicher, als sonst; die Farben und Lichter wechselten schneller. Endlich schwieg die Musik, und der Vogel schwang sich rauschend auf eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenster schwebte, welches von oben die Wölbung erleuchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, durch welches sich die glänzendsten goldnen Streifen zogen; auf seinem Haupte bewegte sich ein Diadem von so helleuchtenden kleinen Federn, daß sie wie Edelsteine blitzten. Der Schnabel war roth, und die Beine glänzend blau. Wenn er sich regte, schimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzückt. Seine Größe war die eines Adlers. Aber jetzt eröffnete er den leuchtenden Schnabel; und so süße Melodie quoll aus seiner Brust in schönern Tönen, als die der lieblichen Nachtigall, daß selbst die kleinsten Kinder vor Freude und Entzücken weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten sich Alle vor ihm; er umflog wieder in Kreisen die Wölbung, schoß dann durch die Thür und schwang sich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein rother Punkt erglänzte und sich dann schnell verlor.

„Warum seid ihr alle so in Freude?" fragte Marie und neigte sich zum schönen Kinde, das ihr kleiner, als gestern vorkam. „Der König kommt," sagte die Kleine, „den haben viele von uns noch nicht gesehen, und wo er sich hinwendet, ist Glück und Fröhlichkeit. Wir haben schon lange auf ihn gehofft, sehnlicher, als ihr nach langem Winter auf den Frühling wartet, und nun hat er durch diesen schönen Botschafter seine Ankunft

melden lassen. Dieser herrliche und verständige Vogel, der im Dienste des Königs gesandt wird, heißt Phönix. Er wohnt fern in Arabien auf einem Baume, der nur einmal auf der Welt ist, so wie es auch keinen zweiten Phönix giebt. Wenn er sich alt fühlt, trägt er aus Balsam und Weihrauch ein Nest zusammen, zündet es an und verbrennt sich selbst. So stirbt er singend, und aus der duftenden Asche schwingt sich dann der verjüngte Phönix mit neuer Schönheit wieder auf. Selten nur nimmt er seinen Flug so, daß ihn die Menschen sehn, und geschieht es einmal, so zeichnen sie es in ihren Denkbüchern auf und erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun meine Freundin, wirst du auch scheiden müssen, denn der Anblick des Königs ist dir nicht vergönnt."

Da wandelte die goldbekleidete schöne Frau durch das Gedränge, winkte Marie zu sich und ging mit ihr unter einen einsamen Laubengang. „Du mußt uns verlassen, mein geliebtes Kind," sagte sie, „der König will auf zwanzig Jahr und vielleicht auf länger, sein Hoflager hier halten. Nun wird sich Fruchtbarkeit und Segen weit in die Landschaft verbreiten, am meisten hier in der Nähe; alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Aecker und Gärten reicher, der Wein edler, die Wiese fetter und der Wald frischer und grüner; mildere Luft weht, kein Hagel schadet, keine Ueberschwemmung droht. Nimm diesen Ring und gedenke unser; doch hüte dich, irgend Wem von uns zu erzählen, sonst müssen wir diese Gegend fliehen, und Alle umher, so wie du selbst, entbehren dann das Glück und die Segnung unserer Nähe. Noch einmal küsse deine Gespielin und lebe wohl. Sie traten hinaus, Zerina weinte. Marie bückte sich, sie zu umarmen, und darauf trennten sie sich. Schon stand sie auf der schmalen Brücke, die kalte Luft wehte hinter ihr aus den Tannen, das Hündchen bellte auf das herzhafteste und ließ sein Glöckchen ertönen. Sie sah zurück und eilte in

das Freie, weil die Dunkelheit der Tannen, die Schwärze der verfallenen Hütte, die dämmernden Schatten sie mit ängstlicher Furcht erfüllten.

„Wie werden sich meine Eltern meinethalben in dieser Nacht geängstiget haben!“ sagte sie zu sich selbst, als sie auf dem Felde stand, und ich darf ihnen doch nicht erzählen, wo ich gewesen bin, und was ich gesehen habe; auch würden sie mir nimmer glauben.“ Zwei Männer gingen an ihr vorüber, die sie grüßten, und sie hörte hinter sich sagen: „Das ist ein schönes Mädchen! Wo mag sie wohl her sein?“ Mit eiligeren Schritten näherte sie sich dem elterlichen Hause; aber die Bäume, die gestern voller Früchte hingen, standen heute dürr und ohne Laub; das Haus war anders angestrichen, und eine neue Scheune daneben erbaut. Marie war in Verwunderung und dachte, sie sei im Traum. In dieser Verwirrung öffnete sie die Thür des Hauses, und hinter dem Tische saß ihr Vater zwischen einer unbekannten Frau und einem fremden Jünglinge. „Mein Gott, Vater,“ rief sie aus, „wo ist denn die Mutter?“ „Die Mutter?“ sprach die Frau ahnend und stürzte hervor. „Ei, du bist doch wohl nicht — Ja freilich, freilich, bist du die verlorne, die todt geglaubte, die liebe einzige Marie.“ Sie hatte sie gleich an einem kleinen braunen Male unter dem Kinn, an den Augen und an der Gestalt erkannt. Alle umarmten sie, Alle waren freudig bewegt, und die Eltern vergossen Thränen. Marie verwunderte sich, daß sie fast zum Vater hinauf reichte; sie begriff nicht, wie die Mutter so verändert und gealtert sein konnte; sie fragte nach dem Namen des jungen Menschen. „Das ist ja unsers Nachbars Andres,“ sagte Martin, „wie kommst du nur nach sieben langen Jahren so unvermuthet wieder? Wo bist du gewesen? Warum hast du denn gar nichts von dir hören lassen?“ „Sieben Jahre,“ sagte Marie und konnte sich in ihren Vorstellungen und Erinnerungen nicht wieder zurecht finden; sieben ganze Jahre?“

„Ja, ja," sagte Andres lachend und schüttelte ihr treuherzig die Hand; „ich habe gewonnen, Mariechen, ich bin schon vor sieben Jahren an dem Birnbaum und wieder zurück gewesen, und du Langsame, kommst nun heut erst an!"

Man fragte von neuem, man drang in sie; doch sie, des Verbots eingedenk, konnte keine Antwort geben. Man legte ihr fast die Erzählung in den Mund, daß sie sich verirrt habe, auf einen vorbeifahrenden Wagen genommen und an einen fernen fremden Ort gebracht sei, wo sie den Leuten den Wohnsitz ihrer Eltern nicht habe bezeichnen können, daß man sie nachher nach einer weitentlegenen Stadt gebracht habe, wo gute Menschen sie erzogen und geliebt, daß diese nun gestorben, und sie sich endlich wieder auf ihre Geburtsgegend besonnen, eine Gelegenheit zur Reise ergriffen habe und so zurückgekehrt sei. „Laßt Alles gut sein," rief die Mutter, „genug, daß wir dich nun wieder haben, mein Töchterchen, du meine Einzige, mein Alles!"

Andres blieb zum Abendbrot, und Marie konnte sich noch gar nicht wieder zurecht finden. Das Haus dünkte ihr klein und finster; sie verwunderte sich über ihre Tracht, die reinlich und einfach, aber ganz fremd erschien; sie betrachtete den Ring am Finger, dessen Gold wundersam glänzte und einen roth brennenden Stein künstlich einfaßte. Auf die Frage des Vaters antwortete sie, daß der Ring ebenfalls ein Geschenk ihrer Wohlthäter sei.

Sie freute sich auf die Schlafenszeit und eilte zur Ruhe. Am andern Morgen fühlte sie sich besonnener; sie hatte ihre Vorstellungen mehr geordnet und konnte den Leuten aus dem Dorfe, die alle sie zu begrüßen kamen, besser Rede und Antwort geben. Andres war schon mit dem Frühesten wieder da und zeigte sich äußerst geschäftig, erfreut und dienstfertig. Die Herrschaft ließ Marie auf das Schloß fordern; da mußte sie wieder ihre Geschichte erzählen, die ihr nun schon geläufig geworden

war. Der alte Herr und die gnädige Frau bewunderten ihre gute Erziehung, denn sie war bescheiden und doch nicht zu blöde; sie antwortete höflich und in guten Redensarten auf alle vorgelegten Fragen; die Furcht vor den vornehmen Menschen und ihrer Umgebung hatte sich bei ihr verloren: denn wenn sie diese Säle und Gestalten mit den Wundern und der hohen Schönheit maß, die sie bei den Elfen im heimlichen Aufenthalte gesehen hatte, so erschien ihr dieser irdische Glanz nur dunkel, die Gegenwart der Menschen fast geringe.

Es war im Februar. Die Bäume belaubten sich früher, als je; so zeitig hatte sich die Nachtigall noch niemals eingestellt; der Frühling kam schöner in das Land, als sich die ältesten Greise dessen erinnern konnten. Aller Orten thaten sich Bächlein hervor und tränkten die Wiesen und Auen; die Hügel schienen zu wachsen, die Rebengeländer erhoben sich höher, die Obstbäume blühten, wie niemals, und ein schwellender duftender Segen hing schwer in Blüthenwolken über der Landschaft, Alles gedieh über Erwarten; kein rauher Tag, kein Sturm beschädigte die Frucht; am Weinstock wuchsen ungeheure Trauben, und die Einwohner des Ortes staunten sich an und waren wie in einem süßen Traume befangen. Das folgende Jahr war eben so: aber man war schon an das Wunderbare mehr gewöhnt. Im Herbste gab Marie den dringenden Bitten des Andres und ihrer Eltern nach; sie ward seine Braut und im Winter mit ihm verheirathet.

Oft dachte sie mit inniger Sehnsucht an ihren Aufenthalt hinter den Tannenbäumen zurück; sie blieb still und ernst. So schön auch Alles war, was sie umgab, so kannte sie doch etwas noch Schöneres, wodurch eine leise Trauer ihr Wesen zu einer sanften Schwermuth stimmte. Schmerzhaft traf es sie, wenn der Vater oder ihr Mann von den Zigeunern und Schelmen sprachen, die im finstern Grunde wohnten. Oft wollte sie sie vertheidigen, die sie als die Wohlthäter der Gegend kannte,

vorzüglich gegen Andres, der eine Lust im eifrigen Schelten zu finden schien; aber sie zwang das Wort jedesmal in ihre Brust zurück. So verlebte sie das Jahr, und im folgenden ward sie durch eine junge Tochter erfreut, welche sie Elfriede nannte, indem sie dabei an den Namen der Elfen dachte.

Die jungen Leute wohnten mit Martin und Brigitte in demselben Hause, welches geräumig genug war, und halfen den Eltern, die ausgebreitete Wirthschaft führen. Die kleine Elfriede zeigte bald besondere Fähigkeiten und Anlagen, denn sie lief sehr früh und konnte Alles sprechen, als sie noch kein Jahr alt war; nach einigen Jahren aber war sie so klug und sinnig und von so wunderbarer Schönheit, daß alle Menschen sie mit Erstaunen betrachteten, und ihre Mutter sich nicht der Meinung erwehren konnte, sie sehe jenen glänzenden Kindern im Tannengrunde ähnlich. Elfriede hielt sich nicht gern zu andern Kindern, sondern vermied bis zur Aengstlichkeit ihre geräuschvollen Spiele und war am liebsten allein. Dann zog sie sich in eine Ecke des Gartens zurück und las, oder arbeitete eifrig am kleinen Nähzeuge: oft sah man sie auch wie tief in sich versunken sitzen, oder in Gängen heftig auf und nieder gehen und mit sich selber sprechen. Die beiden Eltern ließen sie gern gewähren, weil sie gesund war und gedieh; nur machten sie die seltsamen, verständigen Antworten und Bemerkungen oft besorgt. „So kluge Kinder," sagte die Großmutter Brigitte vielmals, „werden nicht alt; sie sind zu gut für diese Welt; auch ist das Kind über die Natur schön und wird sich auf Erden nicht zurecht finden können."

Die Kleine hatte die Eigenschaft, daß sie sich höchst ungern von Andern bedienen ließ. Alles wollte sie selber machen. Sie war fast immer am frühesten auf im Hause und wusch sich sorgfältig und kleidete sich selber an. Eben so sorgsam war sie am Abend; sie unterließ nie, Kleider und Wäsche selbst einzupacken und ließ durchaus Niemanden, auch die Mutter nicht, über ihre

Sachen. Die Mutter sah ihr in dieser Eigenheit nach, weil sie sich Nichts weiter dabei dachte; aber wie erstaunte sie, als sie sie an einem Feiertage zu einem Besuche auf dem Schlosse mit Gewalt umkleidete, so sehr sich auch die Kleine mit Geschrei und Thränen dagegen wehrte, und an ihrer Brust, an einem Faden hangend, ein Goldstück von seltsamer Form antraf, welches sie sogleich für eines von jenen erkannte, deren sie so viele in dem unterirdischen Gewölbe gesehen hatte. Die Kleine war sehr erschrocken und gestand endlich, sie habe es im Garten gefunden, und da es ihr sehr wohlgefallen, habe sie es so emsig aufbewahrt; sie bat auch so dringend und herzlich, es ihr zu lassen, daß Marie es wieder auf derselben Stelle befestigte und voller Gedanken mit ihr stillschweigend zum Schlosse hinaufging.

Seitwärts vom Hause der Pachterfamilie lagen einige Wirthschaftsgebäude zur Aufbewahrung der Früchte und des Feldgeräthes, und hinter diesen befand sich ein Grasplatz mit einer alten Laube, die aber kein Mensch jetzt besuchte, weil sie nach der neuen Einrichtung der Gebäude zu entfernt vom Garten war. In dieser Einsamkeit hielt sich Elfriede am liebsten auf, und es fiel Niemanden ein, sie hier zu stören, so daß die Eltern oft in halben Tagen ihrer nicht ansichtig wurden. An einem Nachmittage befand sich die Mutter in den Gebäuden, um aufzuräumen und eine verlorene Sache wieder zu suchen, als sie wahrnahm, daß durch eine Ritze der Mauer ein Lichtstrahl in das Haus falle. Es kam ihr der Gedanke, hindurch zu sehen, und es fand sich, daß ein locker gewordener Stein sich von der Seite schieben ließ, wodurch sie den Blick gerade hinein in die Laube gewann. Elfriede saß drinnen auf einem Bänkchen, neben ihr die wohlbekannte Zerina, und beide Kinder spielten und ergötzten sich in holdseliger Eintracht. Die Elfe umarmte das schöne Kind und sagte traurig: „Ach, du liebes Wesen, so wie mit dir habe ich schon mit deiner Mutter gespielt, als sie klein

war und uns besuchte; aber ihr Menschen wachset zu bald auf und werdet so groß und vernünftig; das ist recht betrübt! Bliebst du doch so lange ein Kind, wie ich!"

„Gern thät' ich dir den Gefallen," sagte Elfriede; „aber sie meinen ja alle, ich würde bald zu Verstand kommen und gar nicht mehr spielen, denn ich hätte rechte Anlagen, altklug zu werden. Ach, dann seh' ich dich auch nicht wieder, du liebes Zerinchen; Ja, es geht wie mit den Baumblüthen; wie herrlich der blühende Apfelbaum mit seinen röthlichen aufgequollenen Knospen dasteht! Der Baum thut so groß und breit, und Jedermann, der drunter weg geht, meint auch, es müsse recht was Besonderes werden; dann kommt die Sonne, die Blüthe geht so leutselig auf, und da steckt schon der böse Kern drunter, der nachher den bunten Putz verdrängt und hinunter wirft, nun kann er sich geängstigt und aufwachsend nicht mehr helfen, er muß im Herbst zur Frucht werden. Wohl ist ein Apfel auch lieb und erfreulich; aber doch nichts gegen die Frühlingsblüthe: so geht es mit uns Menschen auch; ich kann mich nicht darauf freuen, ein großes Mädchen zu werden. Ach, könnt' ich euch doch nur einmal besuchen!"

„Seit der König bei uns wohnt," sagte Zerina, „ist es ganz unmöglich; aber ich komme ja so oft zu dir, und Keiner sieht mich, Keiner weiß es, weder hier, noch dort; ungesehen gehe ich durch die Luft, oder fliege als Vogel hinüber. O, wir wollen noch recht viel beisammen sein, so lange du klein bist. Was kann ich dir nur zu Gefallen thun?"

„Recht lieb sollst du mich haben," sagte Elfriede, „so lieb, wie ich dich in meinem Herzen habe. Doch laß uns auch einmal wieder eine Rose machen."

Zerina nahm das bekannte Schächtelchen aus dem Busen, warf zwei Körner hin, und plötzlich stand ein grüner Busch mit zwei hochrothen Rosen vor ihnen, welche sich zu einander

neigten und sich zu küssen schienen. Die Kinder brachen die Rosen lächelnd ab, und das Gebüsch war wieder verschwunden. „O, müßte es nur nicht wieder so schnell sterben," sagte Elfriede, „das rothe Kind, das Wunder der Erde." „Gieb," sagte die kleine Elfe, hauchte dreimal die aufknospende Rose an und küßte sie dreimal. „Nun," sprach sie, indem sie die Blume zurückgab, „bleibt sie frisch und blühend bis zum Winter." „Ich will sie, wie ein Bild von dir, aufheben," sagte Elfriede, „sie in meinem Kämmerchen wohl bewahren uud sie Morgens und Abends küssen, als wenn du es wärst." „Die Sonne geht schon unter," sagte Jene, „ich muß jetzt nach Hause." Sie umarmten sich noch einmal, dann war Zerina verschwunden.

Am Abend nahm Marie ihr Kind mit einem Gefühl von Beängstigung und Ehrfurcht in die Arme. Sie ließ dem holden Mädchen nun noch mehr Freiheit als sonst, und beruhigte oft ihren Gatten, wenn er das Kind aufsuchen wollte, was er seit einiger Zeit wohl that, weil ihm ihre Zurückgezogenheit nicht gefiel. Die Mutter schlich oft nach der Spalte der Mauer, und fast immer fand sie die kleine glänzende Elfe neben ihrem Kinde sitzen, mit Spielen beschäftigt, oder in ernsthaften Gesprächen. „Möchtest du fliegen können?" fragte Zerina einmal ihre Freundin. „Wie gerne!" rief Elfriede aus. Sogleich umfaßte Zerina die kleine Elfriede und schwebte mit ihr vom Boden empor, so daß sie zur Höhe der Laube stiegen. Die besorgte Mutter vergaß ihre Vorsicht und lehnte sich, erschreckend, mit dem Kopfe hinaus, um ihnen nachzusehen; da erhob aus der Luft Zerina den Finger und drohte lächelnd, ließ sich mit dem Kinde wieder nieder, herzte sie und war verschwunden. Es geschah nachher noch öfter, daß Marie von dem wunderbaren Kinde gesehen wurde, welches jedesmal mit dem Kopfe schüttelte und drohte, aber mit freundlicher Geberde.

Oftmals schon hatte bei vorgefallenem Streite Marie im

Eifer zu ihrem Manne gesagt: „Du thust den armen Leuten in der Hütte Unrecht!“ Wenn Andres dann in sie drang, ihm zu erklären, warum sie der Meinung aller Leute im Dorfe, ja der Herrschaft selber entgegen sei und es besser wissen wolle, so brach sie ab und schwieg verlegen. Heftiger, als je, ward Andres eines Tages nach Tische, und behauptete, das Gesindel müsse, als landesverderblich, durchaus fortgeschafft werden. Da rief sie im Unwillen aus: „Schweig, denn sie sind deine und unser aller Wohlthäter!“ „Wohlthäter?“ fragte Andres erstaunt; „die Landstreicher?“ In ihrem Zorn ließ sie sich verleiten, ihm unter dem Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit die Geschichten ihrer Jugend zu erzählen, und da er bei jedem ihrer Worte ungläubiger wurde und verhöhnend den Kopf schüttelte, nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn in das Haus, von wo er zu seinem Erstaunen die leuchtende Elfe mit seinem Kinde spielen und es liebkosen sah. Er wußte kein Wort zu sagen; ein Ausruf der Verwunderung entfuhr ihm, und Zerina erhob den Blick. Sie wurde plötzlich bleich und zitterte heftig; nicht freundlich, sondern mit zorniger Miene machte sie drohende Geberden und sagte dann zu Elfrieden: „Du kannst nichts dafür, geliebtes Herz, aber sie werden niemals klug, so verständig sie sich auch dünken.“ Sie umarmte die Kleine mit stürmender Eile, und floh dann, als Rabe, mit heiserem Geschrei über den Garten hinweg nach den Tannenbäumen zu.

Am Abend war die Kleine sehr still und küßte weinend die Rose; Marie war ängstlich zu Sinne. Andres sprach wenig. Es wurde Nacht. Plötzlich rauschten die Bäume, Vögel flogen mit ängstlichem Geschrei umher, man hörte den Donner rollen, die Erde zitterte, und Klagetöne winselten in der Luft. Marie und Andres hatten nicht den Muth, aufzustehen. Sie hüllten sich in die Decken und erwarteten mit Furcht und Zittern den Tag. Gegen

Morgen ward es ruhiger, und Alles war still, als die Sonne mit ihrem heiteren Lichte über den Wald hervor drang.

Andres kleidete sich an, und Marie bemerkte, daß der Stein des Ringes an ihrem Finger verblaßt war. Als sie die Thür öffneten, schien ihnen die Sonne klar entgegen, aber die Landschaft umher kannten sie kaum wieder. Die Frische des Waldes war verschwunden, die Hügel hatten sich gesenkt, die Bäche flossen matt mit wenigem Wasser, der Himmel schien grau, und als man den Blick nach den Tannen hinüberwandte, standen sie nicht finsterer oder trauriger da, als die übrigen Bäume; die Hütten hinter ihnen hatten nichts Abschreckendes, und mehrere Einwohner des Dorfes kamen und erzählten von der seltsamen Nacht, und daß sie über den Hof gegangen seien, wo die Zigeuner gewohnt, die wohl fortgegangen sein müßten, weil die Hütten leer ständen und im Innern ganz gewöhnlich, wie die Wohnungen anderer armer Leute aussehen; Einiges vom Hausrath wäre zurück geblieben. Elfriede sagte zu ihrer Mutter heimlich: „Als ich in der Nacht nicht schlafen konnte und in der Angst bei dem Getümmel von Herzen betete, da öffnete sich plötzlich meine Thür, und herein trat meine Gespielin, um Abschied von mir zu nehmen. Sie hatte eine Reisetasche um, einen Hut auf ihrem Kopfe und einen großen Wanderstab in der Hand. Sie war sehr böse auf dich, weil sie deinetwegen die größten und schmerzhaftesten Strafen aushalten müsse, da sie dich doch immer so geliebt habe; denn Alle, so wie sie sagte, verließen nur ungern diese Gegend." Marie verbot ihr, davon zu sprechen, und indem kam auch der Fährmann vom Strome herüber, welcher Wunderdinge erzählte. Mit einbrechender Nacht war ein großer Fremder Mann zu ihm gekommen, welcher ihm bis Sonnenaufgang die Fähre abgemiethet habe, doch mit der Bedingung, daß er sich still zu Hause halten und schlafen, wenigstens nicht aus der Thür heraustreten solle. „Ich fürchtete

mich," fuhr der Alte fort, „und der seltsame Handel ließ mich nicht schlafen. Sacht schlich ich mich ans Fenster und schaute nach dem Strome. Große Wolken trieben unruhig durch den Himmel, und die fernen Wälder rauschten brausend; es war, als wenn meine Hütte bebte, und Klagen und Winseln um das Haus schlich. Da sah ich plötzlich ein weißströmendes Licht, das breiter und immer breiter wurde, wie viel tausend niedergefallene Sterne; funkelnd und wogend bewegte es sich von dem finstern Tannengrunde her, zog über das Feld und verbreitete sich nach dem Flusse hin. Da hörte ich ein Trappeln, ein Klirren, ein Flüstern und Säuseln näher und näher; es ging nach meiner Fähre hin; hinein stiegen Alle, große und kleine leuchtende Gestalten, Männer und Frauen, wie es schien, und Kinder, und der große fremde Mann fuhr sie alle hinüber. Im Strome schwammen neben dem Fahrzeuge viel tausend helle Gestalten, in der Luft flatterten Lichter und weiße Nebel, und Alles klagte und jammerte, daß sie so weit, weit reisen müßten, aus der geliebten angenehmen Gegend fort. Der Ruderschlag und das Wasser rauschten dazwischen, und dann war wieder plötzlich eine Stille. Oft stieß die Fähre an und kam zurück und ward von neuem beladen; auch viele schwere Gefäße nahmen sie mit, die gräßliche kleine Gesellen trugen und rollten; waren es Teufel, waren es Kobolde, ich weiß es nicht. Dann kam im wogenden Glanz ein stattlicher Zug. Ein Greis schien es auf einem weißen kleinen Rosse, um den sich Alles drängte; ich sah aber nur den Kopf des Pferdes, denn es war über und über mit kostbaren glänzenden Decken verhangen; auf dem Haupte trug der Alte eine Krone, so daß ich dachte, als er hinüber gefahren, die Sonne wolle von dorten aufgehen, und das Morgenroth funkle mir entgegen. So währte es die ganze Nacht; ich schlief endlich in dem Gewirre ein, zum Theil in Freude, zum Theil in Schauder. Am Morgen war Alles ruhig,

aber der Fluß ist, wie weggelaufen, so daß ich Noth haben werde, mein Fahrzeug zu regieren."

Noch in demselben Jahre war ein Mißwachs, die Wälder starben ab, die Quellen vertrockneten, und dieselbe Gegend, die sonst die Freude jedes Durchreisenden gewesen war, stand im Herbst verödet, nackt und kahl, und zeigte kaum hie und da noch im Meere von Sand ein Plätzchen, wo Gras mit fahlem Grün empor wuchs. Die Obstbäume gingen alle aus, die Weinberge verdarben, und der Anblick der Landschaft war so traurig, daß der Graf im folgenden Jahre das Schloß verließ, welches nachher verfiel und zur Ruine wurde.

Elfriede betrachtete Tag und Nacht mit der größten Sehnsucht ihre Rose und gedachte ihrer Gespielin, und so wie die Blume sich neigte und welkte, so senkte sie auch das Köpfchen und war schon vor dem Frühlinge verschmachtet. Marie stand oft auf dem Platze vor der Hütte und beweinte das entschwundene Glück. Sie verzehrte sich, wie ihr Kind, und folgte ihm in einigen Jahren. Der alte Martin zog mit Brigitte und seinem Schwiegersohne nach der Gegend, in der er vormals gelebt hatte.

Großmutter Käthi's Märlein,

das sie ihrem Söhnlein erzählt.

Von

Jeremias Gotthelf.

Gott der Herr liebte die Menschen und verstieß sie nie ganz, wenn sie auch böse wurden. Einmal, als der liebe Gott die Engel im Himmel zu brauchen hatte, und der Heiland ebenfalls noch nicht Zeit hatte auf die Welt zu kommen, da wollte der liebe Gott, daß die Menschen doch nicht verlassen wären, denn der Mensch ist gar ein arm Wesen und Nichts für sich allein.

Tief unten im Boden, viel tiefer als der längste Kirchthurm auf Erden oder im Himmel, leben kleine, kleine Leutchen, die größten wie mein Daumen, die kleinsten wie dein klein Fingerchen. Sie leben in unsers Herrgotts unterirdischen Kammern, sind gar gute Leute, lieben den Frieden und was schön sonst ist und herrlich. Sie kochen unserm Herrgott die Diamanten und Edelsteine, sondern vom groben Gestein die edlen Metalle, tragen jedes an seinen Ort und weben die Blümlein und bereiten den himmlischen Thau. Es ist ein gar zahlreich Völklein, sie haben einen König und eine Königin, die tragen die herrlichsten Krönlein auf ihren Häuptchen, aus einem Karfunkelsteine ist des Königs Krone, aus einem Diamanten die der Königin, denn in den Stunden, welche unser

Herrgott sie nicht braucht, machen sie aus den Edelsteinen und Metallen ihr Hausgeräthe und Zierrathen, so schön, wie kein Mensch sie machen kann, und das leuchtet und glänzt in ihren Kammern so herrlich und schön, als ob die Sonne scheine für und für. Aber unterirdisch ist immer unterirdisch, da leuchten die himmlischen Sterne nicht, wehen frische, laue Winde nicht, wandelt der Mond nicht durch den blauen Himmel, wohnen nicht vernünftige Menschen, da sind schreckliche Schlangen und Drachen, welche Gott gebannt hat und gefesselt in schauerlichen Höhlen, deren Gebrüll tönt bis in die Kammern der guten Leutchen, da wohnen böse Geister, welche Schätze hüten und zu Zeiten wieder kommen müssen, die Einen zu plagen, die Andern zu warnen. Als eben nun einmal der liebe Gott viel zu schaffen hatte im Himmel, und doch die Menschen nicht ganz ohne Hülfe und Hüter wollte sein lassen, sandte er den Engel Gabriel zu den Leutchen und ließ ihnen sagen, sie sollten sich aufmachen auf die Erde hinauf und da den Menschen helfen und sie hüten; die guten Leutchen sollen anfangs sich gar grausam erschreckt haben über den Auftrag. Sie liebten den Frieden so, und so böse, wüst und zänkisch sollten die Menschen sein, haben sie gesagt. Da hat ihnen der Gabriel zugesprochen und gesagt, sie brauchten nur zu den guten Menschen zu gehen, die Bösen begehre ja der liebe Gott nicht hüten zu lassen, und sobald an einem Orte Unfrieden und Streit einreiße, den sie nicht verhüten könnten, sollten sie sich aufmachen und weiter ziehen. Da ihnen das versprochen war, machten sie sich an's Werk und gruben Gänge hinauf auf die Erde gar sicher und schnell, denn sie sind Bergleute von Natur und wissen umzugehen mit den Steinen gar wunderbar und mächtig. Als sie auf die Erde kamen zum ersten Male, ward ihnen fast übel in der frischen, kühlen Luft. Aber bald gefiel es ihnen gar wohl hier oben unter'm Himmel, wo die Sterne scheinen

und der Mond schiffet durch den Himmel. Die Sonne war ihnen zu hell und heiß, es war ihnen ein zu großer Abstand zwischen den Sonnenstrahlen und der Luft in ihren unterirdischen Gewölben, und mußten sie am Tage auf Erden sein, so hausten sie in Kellern oder im dunkelsten Waldesschatten. Aber in schönen Nächten, wenn im Sternenglanz und Mondeslicht die Erde silbern schimmert und leise, warme Winde wehen, dann machte das liebe Völklein sich auf, voran Spielleute, welche auf goldenen Flöten und Schalmeien gar herrlich spielten, dann kamen der König und die Königin, ihre Kronen auf den Köpflein, die roth und weiß gar wunderbar erglänzten durch die Nacht, und hinterdrein in unabsehbaren Reihen des Völkleins ungezählte Schaaren, und wo die Blumen am süßesten duften, die Quelle am reinsten rieselt, der Wiesengrund am lieblichsten und zärtlichsten sich lehnt an den dunkeln Waldessaum, da schlingen sie ihre Reihe und tanzen in fröhlicher Lust in der klaren Luft, bis der Hahn kräht, und einzelne Lichtstrahlen, Vorreiter der Sonne, in der Luft erzittern; dann ordnen sie sich wieder in lange Reihen, und wer nicht auf Erden Arbeit hat, zieht unter hellem Spiel, voran der König und die Königin, hinunter in die untre Welt.

Wenn es aber Winter war, weiß die Erde, kalt die Luft, und sie hatten eine große Freude, welche sie gerne gefeiert hätten so recht von Herzensgrund, eine Hochzeit, eine Taufe oder sonst was Schönes, da suchten sie sich ein fromm vornehm Haus, wo schöner Platz war und doch ein ehrbar Wesen. Dort hauchten, wenn der Abend kam, Gesandte des Völkleins die Bewohner mit süßem Schlafe an, ordneten dann und säuberten den Platz, dann kam Haufe um Haufe der Leutchen mit goldenem Geschirre, mit demantenen Bechern und Näpflein, gar so klein Alles und doch so herrlich und schön. Wenn Alles geordnet war, kamen der König und die Königin mit

den Spielleuten, den Hochzeitleuten und allen, die fröhlich waren im Gemüthe und bankettirten da die ganze Nacht in großer Lust und Freude, bis der Hahn krähte, der erste Tagesschimmer erzitterte in der Luft. Dann gingen der König und die Königin und legten schöne Geschenke, kleine, niedliche Geräthe aus Gold oder Edelstein auf die Betten der schlafenden Bewohner, und am Morgen, wenn sie erwachten, fanden sie dann die herrlichen Sachen, daran merkten sie, wer da gewesen, freuten sich sehr, denn es war ihnen ein Zeichen, daß sie vor Gott angenehm seien, und sein Segen mit ihnen sei. Was aber das Allerbeste und Köstlichste war, das war, daß solche Häuser von den guten Leuten absonderlich bewacht und behütet wurden, weit mehr als alle andern. Sie hüteten die Kinder und das Vieh, kein Kind fiel in einen Bach, keins vom Baume, kein Vieh wurde verhert im Stalle, an der Milch oder am Fleisch. Sie verscheuchten die Wölfe, reinigten von giftigen Kräutern die Wiesen, bewahrten die Häuser vor Feuer, die Felder vor Wasser, schafften viel für Fleißige; wenn diese am Morgen an die Arbeit wollten, war sie gemacht; treue Knechte fanden Tannen und Buchen gefällt, welche an gefährlichen Orten standen, treuen Mädchen ward die Milch nie sauer in ihren Milchgeschirren, arme Weiber fanden Bürden Holz vor den Fenstern und armen Vätern trugen sie Heu zum Stalle von den steilen Felsbergen. Die Menschen wußten um diese Gäste, freuten sich ihrer, erzählten von ihnen den Kindern, damit diese sich nicht fürchteten, wenn ihnen die Erdmännchen erscheinen sollten, was sie zuweilen bei lieben, guten Kindern thaten, mit ihnen spielten, die Zeit ihnen verkürzten, während die Eltern auf dem Felde waren.

Aber wenn Erwachsene sie belauschten, duldeten sie es nicht, und gar manch vorwitzig Knechtlein fand man mit umgedrehtem Kopfe, denn was Gott verborgen hat, das soll der Mensch

nicht ergründen, und wer's sucht, muß gar schrecklich büßen seinen Vorwitz. Sonst hatten sie große Freude auf der Erde, das Arbeiten unter dem Himmel war ihnen viel lieber, als das Arbeiten unter der Erde, und wer sich auszeichnete da unten und in Gunst kam bei dem Könige und der Königin, wurde ein Auserwählter, und durfte oben die Werke thun, die Gott ihnen auftrug. Da Gott sah, wie geschickt sie sich stellten auf der Erde und wie lieb ihnen das Arbeiten da oben war, so ließ er sie da, auch als er die Engel nicht mehr so nöthig brauchte im Himmel, und der Heiland geboren worden. Aber Eines blieb ihnen: Zank und Streit, Geiz und Unbarmherzigkeit mochten sie nicht leiden, und wo so was in einem Hause einriß, da verließen sie es und kehrten nimmer wieder. Wo Unfriede einzog, Zank und harte Worte an den Wänden wiedertönten, die Menschen Geld zählten statt beteten, schlemmten und praßten und die armen Leute vergaßen, da blieben die Kinder ohne Hut, erkrankten, fielen sich todt; über das Vieh kamen Krankheiten, über die Felder stürzten Ströme, und oft vom Feuer wurden die Häuser verzehrt. So ward Haus um Haus, Schloß um Schloß verlassen, und weil sie nimmer wiederkehrten, wurden die Häuser, wo sie ihre Banketts hielten und absonderlich sie hüteten, immer seltener, bis ihnen endlich hier in weiter Umgegend ein einziges blieb, eines reichen Bauern Haus auf dem Brittenwalde. Jetzt steht dort manch stattlich Haus, und Platz ist da für mehr als einen reichen Mann. Damals stand dort ein einzig Haus und der Bauer auf dem Brittenwalde war reich wie Salomo, seine Wälder, Felder und Matten waren ungemessen und ungezählt, und Knechte und Mägde hatte er fast wie Abraham. Es waren grausam gute Leute, die Bauern auf dem Brittenwalde, so lange man wußte; sie lebten in der Eintracht, und ohne Trost verließ kein Mensch das Haus, und wer den Brittenwald erreichen

konnte in Noth, Winter oder Krankheit, der brauchte nicht mehr sich zu kümmern bis Noth und Winter und Krankheit vorüber waren, und wenn es aus war mit ihm, konnte er auf einem ruhigen Plätzlein in der Wärme sterben.

So war's gegangen seit Menschengedenken, und der Leutchen liebstes Haus blieb es, und sie hüteten sorglich auch das einzige Söhnelein von dem Brittenwaldbauer, unter welchem sie das Haus verlassen mußten. Derselbe und sein Weib waren auch Leute von der alten Art und ihr Söhnelein war gar ein gut Kind und gehorchte den Eltern und war darum auch gar schön, groß und stark. Nun gewann derselbe ein Mädchen gar lieb und wollte es heirathen. Das Mädchen war auch schön, hatte himmelblaue Augen, und Haare gelb wie Gold und zart wie Flachs, aber es war nur eines Knechts Tochter und arm. Drüben über der Emme wohnte eine gar erschrecklich reiche Bauerntochter, diese gefiel den beiden Alten absonderlich und viel besser, als das arme Mädchen, und waren streng hinter dem Sohne, daß er sich hinter die reiche Tochter mache. Es waren recht gute Leute, sie sagten, je reicher sie seien, desto mehr Gutes könnten sie thun, und Gleich und Gleich geselle sich am besten. Aber vielleicht meinten sie eigentlich nur, wer reich sei, sei gut, und hatten ein Gelüste nach noch größerem Reichthume, und was sie eigentlich meinten und was sie im Herzen hatten, merkten sie selbst nicht. Der Sohn wollte die Eltern nicht traurig machen, er heirathete die Reiche, ließ die Arme. Dem schönen Kinde brach das Herz. Erst weinte es, bis seine Augen schwarz wurden, wie die Nacht, und grämte sich, daß seine Haare weiß wurden, wie frisch gefallener Schnee, dann starb es. Die Reiche zog in's Haus, nun erfuhren erst die Alten, daß nicht alle Reichen gut sind, und daß Reich und Reich nicht immer gleich und gleich ist. In der Reichen steckten zwei Teufel, aber wie es auch bei den Menschen geht, nicht

gleich große, erwachsene Teufel, sondern nur ganz kleine, kleine Teufelchen, welche man gar nicht merkt, Hörner und Schwänze sind auch noch nicht gewachsen, wie es auch bei den Hähnen geht, welchen der Kamm und die Schwanzfedern erst lange hinterherkommen. Die beiden Teufel hießen der Hochmuthsteufel und der Geizteufel, und wo diese beiden sich zu rühren anfangen, Schwanz und Hörner ihnen wachsen, da geht es gar grob und unmanierlich zu, und es wird den Leuten übel dabei, wenn auch nicht wegen des Gestanks, so doch sonst wegen Wüstthuns. Nach und nach sahen die alten Leute mit Grauen, wie die Schwiegertochter die armen Leute verachtete, sie für zu schlecht hielt für gute Worte und immer mehr auch für gute Gaben, und wie sie einen Kopf bekam, wie der Hahn einen Kamm, so roth, kühn und trotzig, und herum schoß den Arbeitern nach, wie die Schwalben den Mücken. Sie thaten das Möglichste mit Geduld und Sanftmuth, die junge Frau in's alterthümliche Geleise zu bringen, und die alte Hausart und Sitte ihr beizubringen, aber mit Sanftmuth und Geduld bändigt man bekanntlich zwei Teufel, den Hochmuthsteufel und den Geizteufel in einer Schwiegertochter nicht.

Die armen Leute, sie sollten es gewahr werden, was es heißt: einen reichen Menschen einem armen vorzuziehen, unbekümmert darum, ob werdende Teufel oder werdende Engel in dem einen oder in dem andern wohnen. Dieweil auf dieses zu sehen, gründlich genommen, die Hauptsache ist. Auch der Sohn sah das Unglück, und besser noch, als die Alten, denn gegen ihn ließ sie absonderlich ihre wachsenden Teufel los. Er versuchte, ihr dieselben mit guten Worten und schönen Sprüchen aus dem Leibe zu jagen, aber er fand die rechten nicht, die Teufel wuchsen alle Tage mehr, und die schönen Sprüche schienen für sie zu sein, was Hafer für die Rosse.

Die junge Frau hatte alle Tage größern Zorn im Herzen

über die alten Leute und ihren Mann, alle Tage wuchs der Widerwille gegen die alte Hausordnung und alle Tage glühte heißer der Vorsatz, dem alten, dummen Wesen ein Ende zu machen und ein neues einzuführen nach ihrem Sinn, und wie es recht sei und Brauch sein sollte. Sie sah in Nichts mehr Heil, als daß es anders werde, und daran, daß sie das Rechteste wolle und das Beste, kam ihr kein Zweifel. Alle Tage blitzte es mehr und mehr um sie herum, so wie es auch wetterte an den Bergen herum oder sonst von Weitem, bis das rechte Wetter kömmt und über unsern Köpfen losbricht. Die alten Leute fühlten alle Tage bitterer die Reue, aber ungeschehen macht man kein geschehen Ding, gebrochne Herzen nicht mehr ganz, und todte Leute nicht mehr lebendig. Die Reiche, die da herumschoß im Hause, wie eine Wespe an den Fenstern, konnten sie nicht mehr austauschen gegen das arme Mädchen, welches nun ruhig im Grabe lag. Dort hätte auch der Sohn gerne gelegen, ihm ahnte das sich sammelnde Wetter, aber ihm fehlten Muth und Liebe, sein Weib zu ändern.

So ging's eine Weile, da kam ein heißer Erntetag, und der letzte dazu; die letzten Garben, und zwar viele, viele Fuder sollten des sonnigen Wetters wegen eingefahren werden. Das war von je ein großer Festtag auf dem Brittenwalde, für den eigens geschlachtet ward, mancher Malter Korn in die Mühle wanderte, als weißes Mehl zurückkehrte und mehr, als ein Zentner Butter zum Kuchenbacken harrte. Der Arbeiter waren viele auf dem Hofe, zumeist waren ihre Familien groß, Schaaren von Aehrenlesern deckten die weiten Felder. Alte, Lahme, Blinde trabten daher, alle wußten, daß an diesem Tage Niemand ungesättigt den Brittenwald verließ. Darum, wenn es auch heiß war auf dem Acker, so war es doch ohne Vergleich heißer noch in der Küche, wo während zwei Tagen das Feuer nicht ausging, um das Gehörige zu backen und zu kochen,

damit Niemand ungesättigt den Hof verlasse, und Greis und Kind diesen Tag und den Brittenwald lobe und preise, und noch mancher Kranke daheim und manches Mütterchen, dessen Füße es nicht mehr trugen, und denen Gaben und Labung in's Haus geschickt wurden. Sie hatten's, und sie gönnten's.

Das war ein Tag, an welchem die Erdmännchen sehr große Freude hatten, aber auch große Arbeit. Sie hatten große Freude am Fleiße der Arbeiter, an der Gutthätigkeit des Bauern und seiner Frau, an den glücklichen Gesichtern Derer, die gaben und Derer die nahmen. Sie hatten große Arbeit, alle Störungen zu vermeiden, und in der Hitze der Arbeit die Ordnung und die nöthige Sanftmuth zu bewahren überall.

Sie wehrten auf dem Acker den Rossen die Bremsen, damit die Rosse nicht wild würden, dämpften des Feuers Wildheit und Tücke, damit die Butter nicht zornig werde, sich in das Feuer stürzte; sie schafften neue Butter in die Kübel, damit diese nicht leer würden; sie hüteten aber auch das Geschirr der Rosse, das Werkzeug allzumal, sie hüteten Alles und vorab der Menschen Gemüther, daß diese nicht heiß würden, nicht überliefen in Zorn und Wuth, Streit und Zank, den Tag nicht verdürben. Darum hatte seit Menschengedenken an diesem Tage kein Unfall auf dem Brittenwalde sich ereignet, kein Wagen stürzte um oder fiel ein, weder Roß noch Mensch nahm Schaden, keine Butter kam ins Feuer, kein Feuer ins Dach, kein Streit entweihte diesen Tag, es war immer der glücklichste Tag auf dem Brittenwalde. Nun war der Tag da, wo es anders werden sollte; die junge Frau ward die Butter, welche in's Feuer lief und das Feuer in's Dach brachte, und die Erdmännchen aus dem Hause. In stummem Zorn hatte sie schon lange von dem Erntetage reden hören und gesehen, wie die Leute sich darauf

freuten, sie wußte nicht, warum? Als sie nun eine Kuh schlachten sah und zwei Schaafe, die Körbe dürren Fleisches sah, welche gekocht werden, die Körbe voll Eier, die Kübel voll Butter, die Säcke voll Mehl, welche verbacken werden sollten, Alles für einen Tag, sah, wie es wimmelte auf dem Acker, wie es schlich und lief von allen Seiten dem Hause zu, da wuchsen Zorn und Angst in ihrem Herzen gewaltig. Angst kriegte sie, sie käme um Hab und Gut, sie hatte es nie erfahren, wie solche Güte durch größern Fleiß und größere Treue reich vergolten werden; Zorn, daß man für solche Menschen solche Mühe habe, und schaffen müsse für sie, und schwitzen ärger, als Knechte und Mägde für ihre Herren. Und je heißer es ward in der Küche, desto heißer ward ihr Blut, und je stärker die Butter brodelte in der Pfanne, desto wilder kochte der Zorn ihr im Gehirne. Bös wurden ihre Augen, scharf ihre Worte, und polternd flog das Geschirr aus ihren Händen auf Tischen und Bänken herum. Die Erdmännchen, welche unsichtbar in der Küche wachten und schalteten, erschraken und flohen, und alsbald zeigte es sich, wie es fehle an der üblichen Hut: Schüsseln brachen, aus den Vorräthen wich der Segen, aus Feuer und Butter die Mäßigung, mit der größten Mühe waren sie auseinander zu halten. Darüber erschraken die einen Gemüther, in heißer Ungeduld siedeten die andern auf, heißer und immer heißer und immer ungestümer ging es zu in der Küche, im ganzen Hause herum lärmte und polterte es. Auf dem Acker ging's, wie üblich, die Rosse standen, die Arbeit ging lustig von der Hand, grad auf luden sich die Garben, kein Rad brach oder sank ein, kein Strick und kein Riemen riß. Aber als der erste Wagen in die Einfahrt lenkte, stürzte er um, denn da waren keine Erdmännchen mehr, welche die Pferde in die gehörige Runde führten, die Räder hüteten vor dem großen Abreißsteine. Ein umgeworfner Wagen in der Einfahrt, welche

nicht zu umfahren ist, bringt große Säumniß, und wenn dazu noch zornige Wolken auf die Berge sich stellen, wenn es wetterleuchtet in der Ferne, allmählig dumpf donnert, und viele Garben gebunden im Felde liegen, dann kömmt eine unheimliche Hast über den Menschen, er stolpert über die eigenen Beine und meint, sein Nachbar habe ihm einen Knittel dazwischen geworfen. Je mehr er zappelt und wirthschaftet, desto mehr scheint ihm Harz in den Händen zu wachsen, Nichts will ihm mehr aus den Händen, und jemehr die Eile noth thut, desto mehr stockt es allenthalben. Endlich, ehe noch das Wetter losbrach, aber spät und unmuthig sammelten sich die Arbeiter im Hause, unmuthig saßen Aehrenleser und Dürftige, denen die gewohnten Gaben noch nicht verabreicht waren, um's Haus. Doch war man drinnen noch nicht fertig, die angetriebenen Mägde stolperten über die Schwellen, zerbrochne Näpfe flogen in der Stube herum, Fleisch wälzte sich unterm Tische; immer lauter ward das Schelten in der Küche, glühender züngelten am schwarzen Himmel die Blitze, und lauter begann es zu donnern.

Den alten Leuten und ihrem Sohne ward es bang und schwer um's Herz, unheimlich, denn so war es noch nie gewesen bei ihrem Gedenken. Sie gingen von Einem zum Andern, sühnten und sänftigten mit freundlichen Worten, trugen den draußen Vergessenen Gaben zu. Sie wollten mit Liebe und Güte sühnen die Schuld und ihre Folgen, welche sie ahnten. Aber wann haben leise Winde und der Bäume Fächeln ein Gewitter gehemmt, die Wolken aufgelöst, die Blitze ausgelöscht, den Donner erstickt?

Der Sohn war der Mundschenk, trug den Wein herbei in großen Flaschen und zählte sie nicht, schenkte ein, und je mehr man trank, desto mehr freute es ihn, Alles wie üblich. Aber was nicht üblich war, es tranken Alle bösen Wein, und

allenthalben züngelte der Zorn hervor, die Flamme des Streits schlug auf, wenn auch nur auf Augenblicke; wie Oel nicht gut thut im Feuer, so Wein nicht in entbrannten Herzen.

Wenn Knechte im Stalle zornig werden über den Meister, pflegen sie sein Vieh zu schlagen; wenn Menschen zornig werden an einem Mahle über den Meister oder Mitmenschen, so muß gewöhnlich erst das gebrechliche Geschirr herhalten, ein Glas oder ein Teller, oder was sonst am nächsten zur Hand ist, und das klirrte und klingelte, als ob Kobolde das Oberste zu unterst kehrten, und das Unterste zu oberst. Als die junge Frau, deren Kopf glühte, wie eine seit drei Tagen über dem Feuer gestandene Kuchenpfanne, sah, wie der Mann nach Wein rannte und einschenkte, wie das Essen verschwand, Schüsseln und Teller brachen, da zersprengte der Zorn ihr Herz, und wie aus einem geborstenen Dampfkessel das siedende Wasser über die Reisenden sich ergießt, so fuhr nun ihr Zorn über die Essenden und Trinkenden. Das sei ein theurer Tag für eine schlechte Ernte und viel Essen für eine schlechte Arbeit; mehr Aufwand und nichts nütziger Volk hätte sie nie an einem Erntetage gesehen. Lieb wär's ihr, sie ließen ihr wenigstens die Schüsseln ganz, und d'rin noch etwas übrig für den nächsten Tag, sonst wolle sie rechnen mit ihnen ein für allemal.

Frau, sagte ein Graubart, seit siebenzig Jahren bin ich an dem Erntetage auf dem Hofe, sie hatten's und gönnten's. Wie sie gaben, so geschah, was wir ihnen wünschten, sie hatten nie desto weniger, sondern alle Jahre mehr, denn Alles ging in Frieden und hatte den Segen, sie gönnten es uns und wir ihnen. Heute geht es anders, und an dir liegt's. O Frau, bedenke, halte uns weder Arbeit vor noch Essen, laß dich Gutes nicht reuen und meide Zank, sonst, o Frau, treibst du mit deiner neuen Mode den alten Segen aus.

Da schwur die Frau: dem alten Segen frage sie Nichts

nach, wenn sie neue Arbeiter hätte. Siebenzehn hätten heute gemäht in der Matte, und was sie abgehauen, fresse eine Kuh in einem halben Tage, und was sie heute verzehrt und zerschlagen hätten, sei mehr, als aller Segen in zehn Jahren gutmachen könne. Frau, frevle nicht! Was du sagst, weißt du nicht. Was es ist, durch Wurmerde mähen, kennst du nicht, und was der Segen Gottes ist, hast du nie erfahren, darum schweige, schweige wenigstens in dieser Nacht! Wie nahe dir Gott ist, weißt du nicht. Da schlug die Frau auf den Tisch, daß die Flaschen zitterten, die Gläser aufsprangen, riß den schäumenden Mund auseinander, aber ehe diesem ein Laut entfahren war, füllte ein Lichtstrom die Stube, und ein Donner prasselte, als ob der Himmel gläsern gewesen und in Millionen Scherben zersprungen wäre. Geblendet, betäubt waren Alle, stille wie im Grabe ward es einen Augenblick, dann rasselte das Feuer über alle Balken, an allen Wänden auf, zur Thüre stürzte, wer seiner Sinne mächtig war. Der Greis trat hinter dem Tische hervor, ihm war's gewesen, als fahre der Blitz zwischen ihm und der Frau herab, er sah sie nicht, suchte sie am Boden, fand sie nicht, und gefunden ward sie nimmer. Die alten Leute und der Sohn waren nicht im Hause gewesen. Als die junge Frau in die Stube stürzte, hatten sie Geld in die Tasche genommen, waren in die Küche gegangen, hatten zusammengerafft an eßbaren Sachen, was sie noch fanden, hatten Alles hinausgetragen und gelabet und beschenkt, wen sie draußen noch fanden. Dann setzten sie sich an den Zaun, weinten beide bitterlich, und ob's auch immer wilder wetterte und donnerte, mochten sie doch nicht in's Haus.

Da hörten sie hinter sich ihren Namen, und als sie aufsahen, sahen sie Niemand. Aber auf den beiden Zaunpfählen über ihnen glänzte es wie zwei Sterne, und als sie genau hinahen, waren auf den Zaunpfählen zwei Erdmännchen, von

denen sie von Kindesbeinen auf gehört und keines je gesehen. Diese waren ungefähr einen Daumen hoch und hatten Krönlein auf den Köpfen, denn es waren der König und die Königin, und die Krönlein waren es, welche leuchteten in der Nacht.

Der König mit der rothen Krone sprach ganz fein und daß es ihnen doch durch Mark und Bein ging: Lebt wohl, wir müssen scheiden! Durch manches Geschlecht gingen wir in diesem Hause aus und ein, uns war es lieb und dem Hause zum Segen. Ihr habt einen Geist in's Haus gebracht, der vertreibt uns, wir ziehen aus mit Leid und Schmerz und kehren nimmer wieder. Lebt wohl, sprach darauf die Königin mit dem weißen Krönlein, ihr habt uns weh gethan, doch weher noch euch selbst, aber ohne Andenken wollen wir nicht scheiden. Gar mühsam ward oft das Mähen dem armen Arbeiter, der nicht viel Kräfte hatte, dieweil so viel Wurmerde in der Matte war. Von dieser Stunde an soll zu Nutz und Frommen von Bauer und Knecht, so lange auf dem Brittenwalde gemäht wird, keine Wurmerde daselbst zu finden sein. Das waren ihre letzten Worte, darauf verschwanden sie, und wie sie verschwunden waren, fuhr der Blitz vom Himmel, das Haus stand in Feuer, fiel in Graus und Asche, aber auch Wurmerde war keine mehr in der Matte und ward keine mehr gefunden auf dem Brittenwalde bis auf den heutigen Tag.

Aber die Erdmännchen trauerten gar sehr, daß sie jetzt kein Haus mehr hatten, wo sie einkehren konnten, und keine Menschen, welchen sie Gutes thun konnten, denn dieses war ihnen gar lieb geworden, und sie hatten keinen Muth mehr in den unterirdischen Gewölben, und was sie da arbeiteten, bekam Flecken und war ohne Glanz und Schönheit. Da erbarmte sich der liebe Gott der Erdmännchen und schickte ihnen

wieder den Gabriel, den Engel nämlich, und ließ ihnen sagen, sie sollten Stäudchen und Blümlein flechten, welche süße Beeren trügen; sollten, wenn die Sonne steige, der Schnee weiche, in lauen Nächten diese pflanzen in Busch und Wald, dann gute, fleißige Leute, fried- und folgsame Kinder locken, sie zu pflücken zur eigenen Labung oder zum Verkauf, hungrige Vöglein locken zu den Sträuchen zur süßen Nahrung.

Das freute nun die Erdmännchen sehr, sie bekamen neuen Muth, und was sie arbeiteten, hatte wieder den alten Glanz, und als der Frühling kam, zogen sie in großen Reihen hinaus in Busch und Wald, pflanzten die zarten Sträuche und tanzten lustig in den Wiesengründen, wenn Mond- und Sternenglanz die Erde versilbern. Im Sommer bergen sie sich im kühlen Waldesschatten, locken und lauschen, freuen sich der hungrigen Vöglein, der guten Kinder, der armen Leute, welche kommen, den Hunger zu stillen oder Beeren zu sammeln, um Brot zu kaufen. Wenn sie nun in warmen, hellen Nächten die Sträuchlein gepflanzt, das Erntefeld für die armen Leute bereitet haben, so ziehen sie hinaus auf eine nahe Wiese oder in einen Baumgarten und schlingen da ihre Reihen, bis die Sterne bleich werden, der Morgenwind in den Blättern lispelt; dann ziehen sie hinunter in ihren unterirdischen Pallast. Wo sie einmal getanzt, ungestört, da tanzen sie alle Frühlinge wieder. Im jungen Grase sieht man dann die Ringe rund und in einander geschlungen, wo sie getanzt haben und freut sich, daß sie dagewesen, und hofft auf viele Beeren.

Die wunderthätigen Sandalen.

Von

Hermann Fürst Pückler von Muskau.

Ein deutscher Prinz, dem es einmal einfiel, sich die Welt nicht blos durch das Fernglas, sondern mit eigenen Augen in der Nähe zu betrachten, kam auf seinen Wanderungen auch nach Afrika.

Dies ist aber ein sehr gefährliches Land, denn wenn es dort auch keine Menschenfresser giebt, so findet man doch sehr wilde Völker, die von Raub und Mord leben und Beduinen heißen. Will man sich aber in der Fremde umschauen, muß man es so genau nicht nehmen, wenn einem der Hals auch mitunter abgeschnitten wird. So dachte auch unser Prinz, nahm jedoch aus Vorsicht eine Bedeckung von funfzig Arabern, deren Anführer der Caid von Mussa war, mit sich, als er von Algier aus aufbrach, um den Berg Atlas zu besuchen. Dieser Berg Atlas war nämlich in alten Zeiten ein sehr starker König, der sich rühmte, noch stärker zu sein, als Herkules. Als dieser nun einmal an seinen Hof kam, und mehrere herkulische Vorstellungen auf dem Theater gab, machte sie ihm der König alle nach. Da bat ihn Herkules, am folgenden Tage ihn in das Freie zu begleiten; und der ganze Hof versammelte sich am andern Morgen auf einer Anhöhe vor den Thoren der Stadt. Heut, sagte Herkules, werde ich Ew. Majestät ein

Stückchen zeigen, das Sie mir gewiß nicht nachmachen. Somit stieg er den Berg hinauf, nahm aber das ganze Himmelsgewölbe mit Sonne, Mond und Sternen auf die Schulter, und hob es, wie den Deckel einer Zuckerdose, hoch in die Höhe. Der König vermaß sich, gleiche Stärke zu besitzen: gieb mir, sagte er zu Herkules, den Himmel nur auf die Schulter; wenn ich ihn auch nicht heben kann, tragen will ich ihn gewiß. Ganz sanft ließ jetzt Herkules das blaue Gewölbe auf die Schulter des Königs nieder, und wirklich, er trug mit eingestemmten Armen die ganze Last. Nach fünf Minuten aber sagte er: jetzt nimm es mir wieder ab, auf die Länge möcht' ich das doch nicht aushalten. Allein Herkules hatte sich auf und davon gemacht, und keine menschliche Kraft war im Stande, den König von dieser Last zu befreien, welche ihn immer tiefer und tiefer in den Berg hineindrückte, bis nichts mehr von der Majestät zu sehen war. Allerhöchstdieselben mußten sich bequemen, den Himmel noch ferner zu tragen, und so ist es denn auch bis auf den heutigen Tag dabei verblieben. Dies war es nun eigentlich, was den Prinzen veranlaßte, die gefahrvolle Reise zu unternehmen.

An einem Freitage früh meldete sich der Caid von Mussa mit einer Schaar bewaffneter Araber bei dem Prinzen, und nachdem dieser den Ungläubigen ein Frühstück von Champagner und wildem Schweinskopf vorgesetzt, ging es in muntrem Galopp zu den Thoren von Algier hinaus. Nach einigen Stunden gelangte man an den Fluß Aratsch, und hier galt es festzusitzen und mit Pferden, Kameelen und Eseln gut hindurchzuschwimmen; einer der Letzteren, der zu schwer bepackt war, erlag mitten im tiefsten Strome mit wahrer Engels- und Eselsgeduld. Er streckte nur zuweilen, gleich einem Karpfen, der nach Luft schnappt, den Kopf über das Wasser und sank dann unter, ohne einen Laut von sich zu geben.

Gegen Abend erreichte die Caravane wohl behalten Beni-Mussa, zwei Stunden vom Atlas entfernt, wo der Caid seinen Hautsch, eine Art Hof mit steinernen, sehr elenden Gebäuden umgeben, besitzt, die bei seinem früheren Handwerk vielleicht dazu bestimmt waren, den gemachten Raub in Sicherheit zu bringen.

Ein Orangengarten, mit einer undurchdringlichen Hecke von Aloe umgeben, schließt sich auf der einen Seite an das Gebäude, und, nicht weit davon entfernt, breitet sich auf der andern ein hübsches Wäldchen von wilden Olivenbäumen und hohem Gebüsch, in welchem ein Dorf liegt, aus.

Zwanzig bis dreißig Araber saßen bei Ankunft der Reisenden vor dem Hause auf dem feuchten Rasen, und neben ihnen lagen ein halbes Dutzend wilde Schweine, die sie so eben erlegt hatten. Sie nahmen von den Fremden wenig Notiz, küßten dagegen ihrem Oberhaupte, dem Caid, respectvoll die Hand. Hier sind die Sitten noch ganz so, wie sie die Bibel schildert, und der vornehmste Anführer und Herr, der im Hause wie die andern barfuß geht und sich durch seine Tracht nicht auszeichnet, glaubt sich nichts zu vergeben, wenn er, eben so wie Abraham es that, das für seine Gäste bestimmte Lamm selbst aus der Heerde holt und schlachtet. Das erste Geschäft des Arabers war bei der Ankunft, sogleich die Pferde zu besorgen; denn der Araber sorgt bekanntlich für seine Pferde mit gleicher Liebe, wie für Weib und Kind. Sobald die Pferde angebunden und mit Futter versehen waren, benutzte unser Prinz die Abendstunde zu einem Spaziergang in die Umgegend. Nachdem man eine Weile in dem duftigen und blumenreichen Wäldchen umhergeirrt, kündigte ein fürchterliches Hundegebell die Nähe des Dorfes an. Gegen funfzig Hunde, die so groß wie Wölfe waren, stürzten hervor, ließen es jedoch beim Bellen bewenden. Aus den, aus Garn

und Kameelhaaren gewebten Zelten guckten eine Menge Kinder hervor, die ein helles Geschrei aufschlugen. Jetzt erschienen ihre Väter, und der Aelteste derselben rief den Fremden zu, sich sogleich zu entfernen: „Seht ihr denn nicht,“ sagte er, „daß ihr die Kinder erschreckt!“ aus welchen Worten der Prinz schloß, daß die Kinder in Afrika eben so, wie in seiner Heimath, Furcht vor Fremden haben, sich indessen beruhigen, wenn man sie durch etwas Zuckerwerk und andere kleine Geschenke zu gewinnen sucht. Um länger hier zu verweilen, oder in den Zelten einzusprechen, waren die Bewohner nicht freundlich und reinlich genug, weshalb unser Prinz bald wieder zu dem Hof des alten Caid von Beni-Mussa zurückkehrte. Hier war unterdessen das Abendessen bereitet worden.

In einer langen Kammer, die einen offenen Taubenschlag zur Decke hatte, waren Strohmatten und darüber Teppiche ausgebreitet, auf denen man mit untergeschlagenen Füßen in der Runde Platz nahm. Jetzt brachten einige Aufwärter ungeheure, hölzerne Schüsseln mit Cuscussu, einer Art Milchbrei, und Pilau, einer Fleischspeise. Im Cuscussu wurde in der Mitte ein tiefes Loch gemacht und saure Milch hineingegossen, von der jeder Gast eine kleine Rinne nach seiner Ecke leitete. Als Auszeichnung hatten die Fremden schön geschnitzte Holzlöffel erhalten; die Araber langten, ohne Messer und Gabel, mit den Fingern zu. Der Wirth nöthigte freundlich, und als dem Prinzen der Appetit sehr bald vergangen war, glaubte der Caid, daß dies europäische Bescheidenheit sei, gegen welche er seine afrikanische Freigebigkeit aufbieten zu müssen glaubte. Er gab einem der Mohren, welche hinter dem Prinzen standen, einen Wink, worauf dieser sogleich eine Hand voll Cuscussu aus der Schüssel nahm, eine tüchtige Kugel davon machte und diese ohne Umstände dem Prinzen, der sich dessen nicht versah, in den Mund stopfte. Eine Schüssel gebratener Hühner zer-

legte der Caid, ohne sich eines andern Werkzeuges als seiner Hände zu bedienen, und von dem in Stücken geschnittenen Lammfleische legte er ebenfalls mit den Händen dem Prinzen sehr reichlich vor. Den Beschluß machten harte Eier mit Salz und Pfeffer. Die Ueberbleibsel der Mahlzeit, zu der man frisch gemolkene Milch trank, sättigte nach den Herren auch die Diener. Da sich die Araber bei dem Essen nur der Hände bedienen, so ist es wenigstens gut, daß sie sehr auf Reinlichkeit derselben halten und sowohl vor als nach Tische sich waschen.

Nach dem Kaffee und zwei bis drei Pfeifen Taback, die man sich als Höflichkeitszeichen gegenseitig zu einigen Zügen gereicht und wieder genommen, wickelte sich nach und nach Einer nach dem Andern in seinen Mantel und suchte sich ein Ruheplätzchen. Für den Prinzen hatte der Caid die besondere Aufmerksamkeit, einen Märchenerzähler zu bestellen, welcher an seiner Seite Platz nahm und den Auftrag hatte, so lange zu erzählen, bis der Prinz eingeschlafen sei. Er begann seine Erzählung damit, daß er sich eine Pfeife anzündete, mit untergeschlagenen Füßen sich zu Häupten des Prinzen niedersetzte, seinen großen Bart einige Mal strich und sagte: Wenn es gewiß gut ist, die Sitten und Gebräuche eines fremden Landes, in welchem man als Gast Aufnahme findet, kennen zu lernen, so ist es nicht minder wichtig, auch die Wunder und heiligen Männer solcher Länder kennen zu lernen, weshalb ich euch heut die Geschichte erzählen werde von den wunderthätigen Sandalen.

Hat es auch in allen Landen und zu allen Zeiten Männer gegeben, welche durch einen besonders frommen Lebenswandel es dahin brachten, daß sie Thaten verrichten konnten, die für Wunder gelten müssen, so übertraf hierin keiner den heiligen Marabut, der noch heutiges Tages auf jenem Berge in einer

finstern Höhle wohnt, welche er durch nichts anderes erleuchtet, als durch drei Diamanten, von denen jeder die Größe eines Straußeneies hat, und von denen der eine ein rothes, der zweite ein grünes, der dritte ein gelbes Licht ausstrahlt, so hell, daß, wenn er damit an das Tageslicht kommt, die Sonne so verfinstert wird, daß Niemand Hand vor Augen sehen kann. Als Don Enriko, der Infant von Portugal, von diesem heiligen Manne und seinen Steinen gehört hatte, rüstete er eine Flotte aus und fuhr mit zehn großen Schiffen nach Afrika, erfuhr auch bald, wo der heilige Marabut wohnte, und begab sich zu ihm. Der Marabut, der gegen Alle, wenn sie auch nicht seines Glaubens waren, sich freundlich benahm, begrüßte den Infanten Enriko sehr höflich und fragte, womit er ihm dienen könne. Der Infant versicherte, daß er die gefahrvolle Reise nur unternommen habe, um sich durch die Weisheit des heiligen Marabuts belehren zu lassen. Dieser war gutmüthig genug, ihn bei sich aufzunehmen, und schon am andern Tage begann er, ihm bei dem Scheine des grünen Diamanten aus seinen geheimnißvollen Schriften Unterricht zu ertheilen. Der hochgeborne Schüler merkte sich genau, wohin der Lehrer zur Nachtzeit den Diamanten verbarg, und dem frommen Manne ward es bald klar, in welcher Absicht der vornehme Gast zu ihm gekommen sei. „Um dich," sagte er eines Tages zu ihm, „ganz in meine Fußtapfen treten zu lassen, ist es unerläßlich, daß du deine Stiefeln mit den großen Sporen ablegst und dafür dir meine Sandalen anbinden läßt." Der Infant, welcher meinte, hierdurch ein Zeichen seiner Demuth zu geben und den Marabut desto sicherer zu machen, säumte nicht, sogleich Folge zu leisten, und ließ sich geruhig die Sandalen anlegen, ohne zu ahnen, welche Zauberkraft ihnen eigen sei. Als nun eines Tages der Marabut sich zu einem Mittagschläfchen in einen nahen Palmenhain zurückgezogen hatte, nahm der

Infant die leuchtenden Steine, packte sie in einen Kasten und eilte damit zur Flotte in den Hafen. — „Sie sind mein!" rief er voller Freuden dem Admiral zu; es erhob sich ein frischer Wind und sogleich stach die Flotte in die See. Kaum aber, daß man einige Meilen weit gefahren war, erhob sich ein heftiger Sturm, der die andern Schiffe verschonte, das Schiff aber, auf welchem der Infant sich befand, in dem heftigsten Wirbel umhertrieb. Da merkte nun wohl der Infant, daß ihn nichts andres retten könne, als die geraubten Steine zurückzubringen. Auch trieb der Wind schon von selbst das Schiff dem Lande wieder zu, und wie glücklich war der Infant, als er sah, daß der Marabut noch unter dem Palmenbaume schlummerte. Er legte die drei Steine ruhig an den Ort, von welchem er sie genommen, und eilte so schnell als möglich nach dem Hafen zurück; denn ihm schien es nicht mehr geheuer in der Nähe eines so mächtigen Zauberers. Der Wind wehte noch günstiger als zuvor, und bald hatten die Schiffe die hohe See wiederum erreicht. Allein auf's Neue erhob sich der Sturm, und trieb noch heftiger als zuvor den Infanten zurück zur Küste. Diesmal zerschellte das Schiff an einem Felsen, der Infant stürzte in das Meer, wurde indessen, da er dem Lande nahe war, von einer Welle an das sandige Ufer geschleudert. Als er sich die Augen etwas getrocknet und den Mund von Sand und Seewasser gereinigt hatte, sah er ganz nah unter dem Palmbaume den Marabut, freundlich wie immer, sitzen. Er warf sich ihm zu Füßen und rief: „Verzeihung, großer Meister, ich habe dir deine kostbaren Steine, deren Zauber ich anerkenne und bewundere, unversehrt wieder zurückgebracht; löse also den Bann, den du über mich verhängt hast!" — „Löse nur," rief der fromme Mann, „die Riemen der Sandalen, und du bist von allem Zauber befreit. Nicht jenen glänzenden Steinen wohnt die magische Kraft bei, sondern diesen unschein-

baren Schuhsohlen, die mir alles zurückbringen, was mir entwendet wird. Du siehst, wie der Schein oft trügt, wie nicht alles Gold ist, was glänzt, und deshalb füge ich für dich noch diese Moral hinzu: —"

Der Märchenerzähler hörte jetzt den Prinzen recht vernehmlich schnarchen, weshalb er es nicht für nöthig fand, die Moral noch hinzuzufügen. — Am andern Morgen trat der Prinz seine Reise nach dem Atlas an.

Das Glühwürmchen.

Von

Bernhard Görwitz.

Es war ein blinder Knabe. Früher hatte er auch sehen können, aber das war lange her. Und nun war es ihm, als habe er einmal einen schönen Traum gehabt, von der Welt, von den Sternen, von dem Grün und den Blumen. Ach, wie gern hätte er wieder träumen mögen; doch es wurde ihm schwer, weil es zu tiefe Nacht war.

Einmal aber — Abends — brachte ihm seine Schwester ein Johanniswürmchen. „Das leuchtet wie ein kleiner Stern," sagte sie. „Wenn es dunkel ist, daß ich selbst nichts sehen kann, wie du, so erkenne ich doch das goldene Fünkchen, was es in sich hat — so schön, so hell!"

„Warum hast du es nicht draußen gelassen bei seinen Gespielen?" sagte der Knabe. „Wenn sie das Fünkchen nicht mehr sehen, so wird ihnen etwas fehlen. Hätte ich nur einen einzigen solchen Funken in meinem Auge, ich möchte ihn nicht verlieren. Gieb es frei!"

Die Schwester aber hatte das Thierchen in eine Schachtel gethan und diese dem Knaben in die Hand gegeben. „Laß es nur noch ein Weilchen gefangen," sagte sie, „bis ich wieder komme." Nun ging sie fort, und vergaß es, zurückzukehren. Der Knabe aber hatte keine Ruhe deshalb. Er tastete sich von seinem Lager auf und hin nach dem Fenster. Erst lauschte er hinaus, ob auch Niemand das Glühwürmchen hinabfliegen sehe, wenn er ihm die Freiheit gäbe, um es dann wieder zu

fangen. Als er Alles still und sicher fand, öffnete er die Schachtel, und schüttelte und klopfte sie mit Vorsicht aus. Das Glühwürmchen kam auch glücklich hinunter, und Hunderte seiner Bekannten empfingen es und freuten sich, daß es wieder da sei und mit ihnen leuchten könne. Nun erzählte es von seiner Gefangenschaft, und von dem guten, blinden Knaben, der es befreit habe.

Am andern Abend führte die Schwester ihren Bruder in die Gartenlaube, und ließ ihn allein, weil sie von Freundinnen abgerufen wurde. Der Knabe blieb einsam und vergessen, und ließ sich von der untergehenden Sonne umglänzen, und athmete den Duft der weißen und rothen Blüthen ein, die über ihm waren, und endlich träumte er, wie er es schon lange nicht mehr konnte, von dem Glühwürmchen.

Das Eine, was er gestern frei gelassen hatte, war wirklich in der Nähe. Und als es den blinden Knaben sah, flog es im Garten umher und rief die Andern. Nun kamen alle herbei, und jedes gab dem Blinden ein Fünkchen von seinem Funken, weil sie dachten, davon müsse er endlich sehen können. Der liebe Gott aber wußte es, was die Thierchen im Sinne hatten, und that hinzu, was an ihrem Lichte fehlte. Da wurde das Auge des Knaben wundersam hell. Erst sah er die Glühwürmchen, und sah sie immer deutlicher und klarer — dann sah er die Sterne, dann den Mond, und endlich sah er das Morgenroth.

Nun sank er nieder im Gebet und dankte dem Allmächtigen für das Leuchten im Glühwürmchen und in dem Glanze der Sonne.

Wie der

junge Münchhausen die Welt kennen lernt.

Nach Immermann's Münchhausen.

Für die Jugend bearbeitet von Ferdinand Schmidt.

---

1. Kapitel.

Wie der alte Münchhausen den Sohn in die Tasche steckt und ihn mit auf Reisen nimmt.

„Ich war noch sehr klein," erzählt Münchhausen, „kaum eine Spanne lang, obgleich klüger als mancher Dreißiger; da erwachte in mir der Trieb, die Welt zu sehen. Früh und spät lag ich dem Vater um den Bart mit Bitten und Vorstellungen, bis er endlich nachgab und versprach, eine große Reise mit mir zu machen. Eines schönen Morgens weckte mich der Vater früher, als gewöhnlich. Er war mit Reisekleidern angethan, und ich merkte sogleich, um was es sich handle. Mit einem Hopps verließ ich mein kleines Bett und wollte geschwind in meine gewöhnliche Kleidung fahren. Doch diese war weg. Da entfaltete der Vater einen weißen Bogen Papier, und siehe da — eine funkelnagelneue Kleidung lag vor mir, und was für eine! — Es war eine türkische Janitscharen-Kadetten-Uniform die mir der Vater hatte heimlich machen

lassen. Sie bestand in weißen Pumphöschen, in einem auf europäische Art zugeschnittenen Kollet mit gelben Litzen und in dem Turban, der damals noch nicht abgeschafft war. In fünf Minuten steckte ich in der Uniform, ein kleiner, blecherner Säbel klirrte an meiner Seite, und einen Schnurrbart trug ich auch, vorläufig einen mit Kohle gezeichneten. Nun merkte ich wohl, mein Vater hatte die Absicht, mich dem Sultan vorzustellen, damit ich dort mein Glück mache!

Mein Vater nahm den Reisehut und Stock, und ich hüpfte, den Säbel schwingend und Hurrah rufend, voran. Aber lange ging das nicht so, denn mein Vater, ein wahrer Riese gegen mich, nahm zu mächtige Schritte. Um besser vorwärts zu kommen und mich auch vor möglichem Schaden zu bewahren, nahm er mich auf und steckte mich in seine linke Rocktasche. Mein Vater miethete einen Wagen, der uns über Scheppenstädt, Magdeburg, die Wallachei hindurch nach Thessalonich fuhr. In Magdeburg war Landestrauer, weil die Klöße in dem Jahre nicht gerathen wollten; in der Wallachei werden lauter Wallachen gezogen; bei Thessalonich kommt man schon in's Türkische.

Wenn ich nur nicht immer in des Vaters Rocktasche hätte sitzen müssen! Ich hatte den brennendsten Drang nach Selbstständigkeit, nach unumschränkter Beobachtung, und mußte da immer zwischen Schinken und Semmel und Sauerbraten verächtlich die Zeit zubringen, denn mein Vater pflegte auch sein Frühstück in die linke Rocktasche zu stecken, und ich durfte nur so oben aus der Schlitze gucken. Ich sagte zu meinem Vater in jedem Nachtquartier: „Papa, die Tasche steht mir nicht mehr an; lassen sie mich neben ihnen sitzen.“ Er aber gab mir dann jederzeit einen väterlichen Kuß und schlug mir meine Bitte ab, „weil ich ihm,“ wie er sagte, „außer der Tasche verloren gehen könne.“

In Thessalonich machten wir Halt und mein Vater bezahlte unsern Kutscher. Er ging nun viel spazieren, hauptsächlich um meinetwillen, „um," wie er sagte, „mir früh Empfindung für die schöne Natur beizubringen," überlegte nur nicht, daß ich in seiner linken Rocktasche von der schönen Natur wenig zu sehen bekam.

Eines Tages saß mein Vater mit dem Rücken gegen einen Oelbaum gelehnt, sah die Sonne untergehen, und war außer sich über ihren purpurnen Widerschein im Meerbusen von Thessalonich. Sonst pflegte er bei allem Enthusiasmus die Hände in den Taschen zu halten, so daß kein Entrinnen möglich war. Diesmal vergaß er aber die Vorsicht in seiner Begeisterung; er schlug unter Ausrufungen der Bewunderung die Hände über dem Kopf zusammen, und ich benutzte den Augenblick, um aus der Tasche zu schlüpfen. Da sahe ich mich um, da athmete ich, da ward mir wohl nach langer Kerkerhaft. Ich kroch, ging, stolperte, lief ein Wenig, wie es eben glücken wollte, während mein Vater seine Rede an Sonne und Meer fortsetzte. Ich war eben in der Furcht vor Schlägen auf dem Rückwege nach der Tasche — denn mein Vater züchtigte mich, ungeachtet aller Liebe, sehr oft in der empfindlichsten Art — als das Verhängniß mit mir die wunderlichen Spiele begann, welche sich lange fortsetzen und mir die eigenthümlichsten Erfahrungen geben sollten.

Plötzlich fühle ich mich nämlich von einem großen, dunkeln Etwas überschattet, höre ein Lärmen, wie, wenn ein Baum knattert und fällt, fühle ein rauhes Gefieder und zwei scharfe Krallen an meinem Leibe, sehe mich pfeilschnell gefaßt, in die Lüfte geführt und wolkenhoch emporgetragen. Mit Entsetzen erkenne ich mein Loos und rufe mir zu: „Du bist in den Krallen eines Lämmergeiers, du armer, armer Wurm! Warum, Unglücklicher, verließest du die Tasche?" —

Meine Lage war schaudervoll! Ueber mir der goldgelbe Bauch und die korallenroth glühenden Augen des Ungeheuers, um mich Luft und Wolken, oder Schwärme krächzenden Gefieders, welches dem Geier seine Beute mißgönnt, tief, schwindlicht tief unten Land und Meer, wechselnd als dunkele, blanke Streifen! — Der Geier fliegt und fliegt; er ist ein Geier, der auf Reisen geht und seinen Mundproviant hat mitnehmen wollen. Das Ungeheuer schreit beständig in gellenden, langhingezogenen Tönen: „Pfy! — Pfy!" — da rufe ich mit dem Witze der Verzweiflung: „O, wenn du Pfy! schreien kannst, so rufe doch zuerst über dich Pfy! aus, abscheulicher Mörder, abscheulicher Franz Moor der Lüfte; Pfy! über deine mehr als unredliche Handlungsweise! Nach der Naturgeschichte fällst du zuweilen ausnahmsweise Hirtenknaben an. Bin ich denn ein Hirtenknabe? Bin ich nicht das gebildete Kind gebildeter Eltern? Hast du nicht selbst Kinder, Barbar? Jammert dich der Vater nicht, der drunten, mit dem Rücken gegen den Oelbaum gelehnt, sitzt, vermuthlich noch immer die Sonne sinken sieht, und den Sohn in der Tasche zu haben glaubt?"

Ich war, wie man sieht, über meine Jahre gereift. Der Geier kehrte sich aber an meine Reden nicht, sondern flog und flog.

Ein Blitz, ein Knall, ein Fall!

Aus unermeßlicher Höhe stürzte ich hinab; mir verging Hören und Sehen.

Als ich aus meiner Betäubung erwache, liege ich weich gebettet, ohne daß mich eines meiner Glieder schmerzt. Ich sehe mich auf dieser Lagerstätte um; sie ist ein feiner Reisemantel von blauem Tuch, ausgespannt zwischen zwei Oelbäumen. Ein langer, bleicher Mann steht neben den Bäumen, die abgeschossene Perkussionsflinte in der Hand; der fürchterliche Geier liegt einige Schritte davon blutig am Boden,

schlägt mit den Flügeln, zuckt und schnappt in den letzten Zügen. Etwas weiterhin graset, abgezäumt, ein Reitpferd.

„Freue dich, daß du lebst!“ sagte der großmüthige Engländer nachdenklich, hob mich vom Mantel und hielt mir die Hand zum Kusse hin.

Hierauf zäumte er sein Pferd auf, schlug den Mantel malerisch um die Schultern, bestieg das Pferd und ritt fort.

„Um Gotteswillen, Mylord, habt ihr mich darum gerettet, um mich in dieser Einöde dem Hunger, dem Durst, den wilden Thieren Preis zu geben?“ rief ich. „Bei der Gnade des Himmels! nehmt mich mit!“ —

„Kann mich mit dir nicht aufhalten,“ versetzte der großmüthige Engländer kalt und ritt wirklich fort, so daß ich ihn bald aus dem Gesichte verloren hatte. —

„Elender,“ sagte ich dumpf, „ist dieses die Großmuth Englands? Du dachtest an dein Jagdvergnügen und nicht an das gebildete Kind gebildeter Eltern, als du schossest! Geh', falscher, heuchlerischer Britte; wir sind quitt! Bewaff'ne dich mit dem ganzen Stolze deines Englands; ich, ein deutscher Knabe, verachte dich!“ —

Durch dieses Selbstgespräch fühlte sich meine Seele gehoben und gekräftigt. Ich empfand zugleich, was ich meiner Ehre gegen den verruchten Geier schuldig war, der noch immer jappte und schnappte, trat daher zu ihm und sagte: „Ein anderes Mal sehen sie besser zu, wen sie vor sich haben Federvieh! Die Naturgeschichte erlaubt ihnen ausnahmsweise auf Hirtenknaben zu stoßen, nicht aber auf gebildete Kinder gebildeter Eltern!“ —

Der Geier drehte seinen borstigen Schnabel matt nach mir um und verschied sodann, wie es mir vorkam, mit einiger Reue in den Augen.

Ich betrachtete mir die Gegend. Nichts als Felsen und Klippen, eine über der andern, und in der Ferne noch höhere Kuppen! Flechten, Moose und Haidekraut bedeckten die Steine Alpenröslein zeigten die rothen Kronen; wilder Loorbeer, Tamarisken, Johannisbrotstauden standen in leichten, dünnen, malerischen Gruppen umher. Ich war auf einer bedeutenden Höhe — die Luft zog scharf und kühl — allem Vermuthen nach auf einem der berühmten, griechischen Berge, denn der Geier war mit mir südwestlich geflogen, aber auf welchem? Ich befand mich in der peinigendsten Ungewißheit über diesen Punkt, weil ich einsah, daß es vor allen Dingen nöthig sei, mich örtlich zurecht zu finden, um den rechten Weg nach Thessalonich und der linken Rocktasche meines Vaters einzuschlagen.

In der kurzen Zeit hatte ich so schwere Erfahrungen gemacht! Ach die linke Rocktasche meines Vaters kam mir jetzt vor, wie ein verlorenes Paradies! —

Aber, wie die Kenntniß des Weges erlangen? die Gegend war so einsam; kein Thier, geschweige denn ein Mensch ließ sich erblicken. Ich wollte anfangs das Geschick befragen und an meinen Jackenknöpfen abzählen, ob ich auf dem Oeta, Parnaß, Pindus oder Helikon stehe? verwarf aber dieses Auskunftsmittel als zu kindisch und meiner nicht würdig.

Das Dunkel nah'te sich; die Kuppen der Berge wurden violett; Hunger und Durst begannen mich zu peinigen, und ich stand noch immer allein da droben, das einzig lebendige Wesen jener Einöde! Mich fror in meiner leichten, türkischen Janitscharen-Kadetten-Uniform.

Um wenigstens meinen Durst zu löschen — denn gegen den Hunger gab es da freilich nichts, als Stengel, Blätter und Alpenrosen — kroch ich zu einer Quelle, welche zwischen grünlichen Klippen hervorsprudelte und an diesem ihren Ursprunge von einigen der schönsten Lorbeern überstanden war. Ich ahnete,

daß es mit diesem Wasser eine eigene Bewandtniß haben müsse; denn Gewalt und Klarheit wohnten bei ihm so nahe bei einander, daß es kein gewöhnlicher Spring sein konnte. Zischend und schäumend drang der Strahl unter dem moosigen, bekräuterten Steine an das Licht, als koche er, und einen Schritt weiter floß schon das klarste Naß, ohne Unruhe, Schaumblasen und Wirbel, in seinem Bette dahin.

Ich bückte mich zur Quelle und netzte meine Lippen, aber wie wurde mir da!

In meinem Eingeweide that es ein Grimmen, in meinem Blute ein Wallen, in meinen Gliedern ein Glühen, in meinem Herzen ein Klopfen, in meinem Kopfe ein Schwärmen! Die wundersamsten Phantastereien begannen mir vor den Sinnen umherzugehn. Meine rothe Janitscharen-Kadetten-Uniform kam mir vor, wie das rothe Meer, meine weißen Pumphöschen leuchteten mir, wie der Schnee der Alpen, und mein kleiner blechener Säbel gemahnte mich, wie das Schwert des Alexander.

Ja, ich hatte unversehens aus dem Zauberbrunnen der Hippokrene getrunken und war sonach am Helikon!

Ich warf alsbald Säbel, Kollet, Turban, Pumphöschen, kurz Alles und Jedes ab, wälzte und kugelte mich, wie toll umher, unwillkürlich, von dem Musenwasser getrieben. Bilder und Weisen drängten sich in meine Seele, und ich sang in allen Formen und Versen, Weisen und Reimen. Ich weiß nicht, ob ich mich nicht würde todtgeschrieen haben, hätte nicht das Schicksal mich von den Folgen des Zauberbrunnens befreit.

Auf einmal nämlich, als ich eben ansetzte, meine Empfindungen im Geiste eines enthaupteten Hottentotten auszuströmen, fühlte ich mich von allen Seiten angerannt, übergerannt, beschnoppert, beleckt, befühlt, bestoßen, betrampelt. Zu Boden geworfen, sah ich nichts über mir und um mich, als gelbe Augen, dürre Beine, rauhe, bärtige Gesichter. Eine Heerde

wilder Ziegen war mit ihren Zicklein zum Orte gekommen und übte an mir diese etwas stürmische Bewillkommnung aus. Mein anfänglicher Schreck dauerte indeß nur wenige Augenblicke; ich erkannte sehr bald, daß ich gutmüthigen Wesen in die Pfoten gefallen war, die nur durch ihre Natur bestimmt wurden, so unbequem ihre Freude über den Fund des kleines Dichters zu äußern. Das waren keine blutdürstigen Lämmergeier, es waren sanfte, milde Ziegen mit den besten Herzen. Sie riefen Alle im Chore: „Ach, der arme Kleine! der Verlassene! Seht, da liegen seine Häute. In einer fürchterlichen Krankheit haben sie sich gewiß abgeschält, und nun sieht er, wie geschunden, aus. Laßt uns seine Wunden lecken; der Jammervolle!"

Ich mußte im Stillen über diese unerfahrenen Ziegen lächeln, welche meine Janitscharen-Kadetten-Uniform für ein abgestreiftes Fell und meine heile, weiße Haut für geschunden ansahen, beschloß indeß, Achtung vor dieser Volksmeinung zu haben, und nicht übereilt mir durch Eröffnung einer höhern Wahrheit bei den Ziegen zu schaden. Indeß war ich doch bald genöthigt, Einspruch zu thun, denn alle Ziegen leckten in ihrer wohlthätigen Absicht so eifrig an mir herum, daß ich es vor Kitzel nicht länger aushalten konnte. Ich ergriff daher das rechte Vorderbein derjenigen Ziege, die mir die älteste und verständigste zu sein schien, mit meinen kindlichen Händen, drückte es an mein Herz und sagte: „Ehrwürdige Mutter! ich danke Ihnen. Genug nun dieses Leckens! Vertrauen Sie der Natur, und überlassen Sie ihr die Nachheilung der Ihrer Ansicht nach wunden und geschundenen Haut!" — Wirklich ließen die gutmüthigen Ziegen, sobald sie meinen Wunsch vernommen hatten, von ihrer Leckkur ab.

Die Zicklein, die bisher diese Scene der Barmherzigkeit mit possirlichen Mienen und Geberden umstanden hatten, drängten sich jetzt, entsetzt seitwärts blickend, den Müttern innig an. Sie schrieen meckernd: „Der Geier! der böse Geier!" und zitterten

und bebten, als ob jener todte Bösewicht sie noch fressen könnte. Anfangs schauerten auch die Mütter bei seinem Anblick zusammen, indessen faßten sie sich bald und beruhigten die Zicklein mit verständigem Meckern. „Ach," rief eine der Ziegen, wie vielen Dank sind wir diesem armen, kleinen Findling schuldig! Ohne ihn würden wir wahrscheinlich den Verlust eines von euch, ihr theuren Kinder, zu beweinen haben! Der Lämmergeier sah aber ihn und nahm ihn an eurer Statt in die Lüfte!" —

Hier erwachte mein ganzer Stolz, und auf die Gefahr hin, es mit diesem Ziegenvolke auf der Schwelle unserer neuen Bekanntschaft zu verderben, sprach ich: „Meine Damen, sie sind im Irrthum. Daß jener Räuber mich für einen Hirtenknaben hielt, den er nach der Naturgeschichte ausnahmweise zuweilen anfallen darf, war schon unverzeihlich von ihm, daß er mich aber gar für ein Ziegenlamm hätte halten sollen, dazu traue ich ihm denn doch zu viel Verstand zu." —

„Das Wundfieber phantasirt aus ihm, riefen alle Ziegen; er weiß nicht, was er spricht." —

„Meine Schwestern," hob die älteste der Ziegen an, „uns dieses kleinen, verlassenen Kindes anzunehmen, erfordert unsere Ziegenpflicht, um so mehr, da es ein Opfer für eins unserer Kinder geworden ist. Bringen wir es denn vor allem unter Obdach, und späterhin wollen wir überlegen, was von uns für ihn geschehen kann!"

Die Heerde setzte sich in Bewegung, die Mütter voran, die Zicklein folgend. Die Mütter stießen mich mit ihren Köpfen vorwärts. Ich weinte und schrie, daß ich erst meine Janitscharen-Kadetten-Uniform wieder anziehen wolle, denn die Nacktheit beginne mir frostig zu werden. Davon wollten die Ziegen aber nichts wissen, sondern hielten es für eine neue Fieberphantasie, daß ich in jene kranken Hüllen kriechen wolle. Ich mußte mich

daher fügen, klammerte mich zwischen zweien der Gesetztesten mit den Händen an deren Zottelpelzen an, und konnte so nothdürftig mit der Heerde mich fortbewegen.

An Abgründen vorbei, auf rauhen Pfaden, über welche meine thierische Gesellschaft sicher ging, gelangten wir zu einer großen Felsenhöhle, dem von der Natur gebildeten Stalle dieser wilden Ziegen. Räumlich und wohnlich war die Höhle; ein warmer Hauch schlug aus der tiefen Wölbung meinem frierenden Körper wohlthuend entgegen; der Boden und die Seitenwände waren mit weichem Moose ausgepolstert: das ertastete ich, als wir hineingingen. Der süße, aromatische Duft des Thymians, welcher auf jenem Gebirge überall blüht, drang in die Höhle, kurz, dieser Aufenthaltsort konnte nicht tröstlicher gedacht werden, wenn man einmal von der linken Rocktasche seines Vaters verbannt sein sollte. Die Ziegen streckten sich auf dem weichen Moose nieder und begannen ihr Wiederkäuungsgeschäft; die Zicklein legten sich ihnen an die Euter und sogen; aber was wurde aus mir, dem Fremdlinge ohne Familienverbindungen in diesem Kreise? Traurig saß ich in einer Ecke auf einem Moosklumpen, hungerte und durstete. — Endlich ersuchte ich bescheiden auch um einige Milchnahrung, wenn die Kinder des Hauses gesättigt sein möchten. „Glaubst du denn,“ rief die älteste der Ziegen, welche die Andern Sisi nannten, „daß wir dich nicht längst auch zu unsern Nahrungsquellen herbeigelassen haben würden, wenn wir nicht wüßten, daß dein Wundfieber jede Ueberladung des Magens tödtlich machen kann?“ — Ich bat sie bei den Häuptern ihrer hoffnungsvollen Lämmer, es darauf zu wagen, ich verschmachte sonst. Darauf ward die Sache in der Heerde berathen. Endlich wurde der Beschluß gefaßt, mir ein Weniges zu verstatten. Froh über diese Entscheidung, kroch ich zur barmherzigen Sisi und sog die ersehnte, heilsame Nahrung in mich. Als ich aber im besten Saugen war, wurde

ich schon wieder abgestoßen, weil ein Mehreres, wie die um mich besorgten Ziegen ängstlich ausriefen, mir sicherlich schaden würde. Ich war daher nur halb satt geworden, indessen vor dem Hungertode nunmehr geschützt. Ach, wie schmerzlich gedachte ich an die von mir so thöricht verlassene linke Rocktasche meines Vaters!

Ueber meine Nachtruhe entstand eine zweite Verhandlung, welche ein Streit zu werden drohte, denn die Ziegen waren gegen mich so liebevoll gesinnt, daß Jede mich in ihren Pfoten erwärmen wollte. Ich mußte befürchten, bei diesem Liebesfeuer die ganze Nacht über unerwärmt zu bleiben, und rief daher: „Wohlthätige und rechtschaffene Ziegen, theilt euch in den kleinen Münchhausen; laßt ihn bei Jeder von euch eine halbe Stunde liegen!“ — Dieser Vorschlag fand Beifall; zuerst nahm mich die alte Sisi in ihre Pfoten, dann die Riri, dann die Quiqui, dann die Nini, dann die Mimi, dann die Lili, dann die Pipi, dann die Fifi, dann die Bibi, dann Didi, dann die Wiwi, dann die Kiki, endlich und zuletzt, Morgens gegen vier Uhr, die Zizi, die jüngste der meckernden Heerde. Denn diese Namen, alle in i endigend, führten die dreizehn Ziegen, aus denen die Heerde bestand. Ich hatte sie durch ihre Gespräche zufällig erkundet. Was meine Nacht betraf, so war sie freilich unruhig, denn ich hatte fast nichts zu thun, als mich niederzulegen und wieder aufzustehen, indessen erfror ich doch nicht.

Betrachtungen über mein sonderbares Schicksal raubten mir den wenigen Schlaf, den mir der Wechsel meiner dreizehn Wohlthäterinnen allenfalls noch hätte verstatten mögen. „So bist du denn,“ dachte ich, „indem du deine Selbstständigkeit erringen wolltest, in die Klauen eines Despoten und darauf, nach kurzem Freudentaumel am Zauberbrunnen, unter das Vieh gerathen, von welchem du obendrein noch nicht einmal für voll angesehen

wirst." Ich wünschte in dieser Nacht nichts sehnlicher, als allen Knaben, die noch in der linken Rocktasche des Vaters saßen, zurufen zu können: „Besinnet euch, ehe ihr sie leichtfertig verlaßt! — Gedenkt der Schicksale des kleinen Münchhausen!" — —

Zweites Kapitel.

Welche Wirkung der thierische Umgang auf den jungen Münchhausen ausübt.

In den nächsten Tagen besuchte ich mit den Ziegen und ihren Zicklein die Weide. Ich muß ihnen das Zeugniß ertheilen, daß sich die Ziegenmütter gegen mich immer gütig und liebevoll betrugen, und daß auch ihre Kinder nicht allzuarg mit mir umgingen, obschon diese freilich, muthwillig wie die Jugend einmal ist, allerhand neckende Possen trieben, welche auf mich Bezug hatten, z. B. sich gegen mich bäumten, mir über den Kopf wegsprangen, nach mir stießen, und was dergleichen Schalksthorheiten mehr waren, die ich, als gebildetes Kind gebildeter Eltern, nur verachten konnte.

„Du bist unter Ziegen," sagte ich zu mir selbst, wenn der Grimm in mir überwallen wollte; „vergiß das nie, kleiner Münchhausen!" Ich fühlte, daß ich mich dem Zustande, in den mich nun einmal die Krallen des Geiers und die Kugel des Engländers geworfen hatten, anbequemen müßte, versuchte also zuvörderst, auf allen Vieren zu laufen, da ich ohnehin auf meinen beiden kleinen, menschlichen Füßen noch nicht recht fortkommen konnte. Auch bestrebte ich mich außerdem, auf jene bäumenden, springenden, stoßenden Scherze einzugehen. Ich ahnte freilich nicht, wohin dieses Anbequemungssystem führen, wohin mich das Nachahmen thierischer Geberden bringen könne! — Ich war noch nicht zu der Erkenntniß gekommen, daß es ein gefähr-

liches Ding für einen Menschen ist, mitten unter Vieh leben zu müssen. — —

Wenn die gütigen und liebevollen Ziegenmütter sich nur nicht von vorgefaßten Ideen hätten so sehr leiten lassen! Aber es war meinen Bittten unmöglich, sie zu bewegen, daß sie mir meine Janitscharen-Kadetten-Uniform zukommen ließen. Sie blieben fest und steif dabei, das dieses Kollet, diese Hosen, dieser Turban Ueberbleibsel krankhafter Häutungen seien. Nackt war ich also und nackt blieb ich, so daß mich in den ersten Tagen meines ziegenhaften Lebens entsetzlich fror, bis die Haut eine Gegenwirkung zu entwickeln begann, welche den erkältenden Einfluß der Luft einigermaßen aufhob. Auch von der Milch bekam ich immer nur halbe Portionen, aus Sorge um mein angebliches Wundfieber. Oft knurrten meine Eingeweide vor Hunger. Bei allebem war ich der Liebling der ganzen Heerde, und sämmtliche dreizehn Ziegen auf i nannten mich nur ihren herzigen Junge. Ich hatte meine Bewunderung darüber, so viel Menschliches unter dem Volke zu finden, welches doch, wie ich aus allen Reden und Aeußerungen, die ich hörte, abnahm, in einer völligen Einsamkeit und Absonderung von der übrigen Welt auf diesem Berge erwachsen war, und gegen die Menschen, von denen es nur durch Hörensagen wußte, eine tiefe Verachtung hegte.

Das Leben einer Ziege, insonderheit einer wilden, hat sonst viel Schönes. Der erste Frühstrahl drang golden, wie ihn die tiefe Ebene nicht kennt, in unsere Höhle und beleuchtete ihre moosigen Klüfte, vor denen leichte Geflechte wilden Weines und bunter Winden hingen. Rothe Lichter und farbige Schatten umspielten die Heerde, die umher an den Steinen und Mooswülsten noch lag und schlummerte, bald aber sich erhob und, die Glieder dehnend, in den Morgenwind hinausschritt, der die Waldreben und Winden säuselnd bewegte. Wie herrlich glänzte

dann der hohe Gebirgsrücken mit seinen tausend Zacken und Klippen vor uns; wie nagte geschäftig der scharfe Zahn an den gewürzigen Kräutern, die ihn bedeckten; wie leckermäulig wurde, wenn diese Kost genossen war, emporstrebend die aromatische Rinde der Stauden und Bäume abgeschält; wie labte nach solcher Speise die süße Kühle der Quelle! Die Lüfte weh'ten erquicklich und labend über diese Gipfel hin. Sie waren mit keinem Dunst der Ebene befrachtet und erzählten herrliche Sagen der alten, schönen Götterwelt. Tief drunten in weiter Ferne lagen die Städte der Menschen mit dem gemeinen Wuste ihres Wesens; zu diesen seligen Höhen drang der Schrei des Bedürfnisses nicht und nicht der Seufzer der Sorge. Bisweilen erklang aus dem Gestein, umsproßt von Rosen und Feigen, der melodische Schall der Steindrossel, oder tönte aus den Haiden und Thymusbüschen der goldene Laut der Cikade. Alles klang hier voller, reiner, unschuldiger in der Nähe des Zauberbrunnens, denn Alles hatte aus ihm getrunken; selbst Gräser, Blumen, Büsche, Bäume, welche das schäumende und doch so ruhige Naß benetzte, oder auch nur mit seinem feinen Dufte erreichte, standen stolzer und vornehmer da, als die Gewächse der Niederungen. Wenn der Alpenhauch ihre Spitzen und Kronen rührte, beschrieben die Stengel und Zweige schöne, dem Auge wohlthuende Linien in den Lüften. So war Jegliches da droben verfeinert, abgeklärt und selbst im Kräftigen zart. Scheltworte, zu denen etwa einmal Eines gegen das Andere sich vergaß, adelten die Winde des Berges in zierliche Verse um. Dieses war, was die Nähe bot; die Ferne aber zeigte auch nur Erhabenes, nämlich die herrlichen Häupter der Berge.

Mittags rasteten wir gewöhnlich auf einer sonnigen, sammetweichen Weide. Dann kamen die Gatten zu einem kurzen, traulichen Besuche. Sie bewohnten eine andere Felsengrotte, an er entgegengesetzten Seite des Berges, und führten eine abge-

sonderte Wirthschaft. Dann begannen die gymnastischen Spiele der Jugend. Diese Spiele haben nur in dem niedern Zustande der gemeinen Ziege den Namen Bocksprünge. Hier war in den Spielen feurige Kraft und die Blume komischer Grazie zu schauen. Rings im Kreise gelagert, freuten sich die sanften Mütter und die ernsten, ehrwürdigen Väter der herrlichen, überquellenden Lust und gedachten ihrer früheren Zeit. Meldete sich nun wieder der Gläubiger, der Magen, der nie die Schuld einzufordern vergißt, d. h. wollten die Ziegen noch Etwas fressen, so schied man mit herzlichem Gruße und dem frohen, getrosten Worte: „Auf Wiedersehen!" Beide Geschlechter gingen zu ihren Weideplätzen, und nun wurde noch ein leichtes Vesperfutter abgerupft. Wenn aber die Sonne herabsank, und der Abendthau den Boden zu netzen begann, schritten wir lieblich meckernd heimwärts, erreichten vor der völligen Finsterniß die bergende Höhle und streckten uns, saugend oder wiederkäuend, in ihrer behaglichen Wärme auf dem weichen Moose aus. Bald goß ein leichter, träumeloser Schlummer den Balsam auf uns nieder, und machte unserm Saugen und Wiederkäuen ein Ende.

Ich sage: „Wir," ich sage: „Uns." Mit mir war nämlich eine wunderbare Veränderung vorgegangen. Ich lernte von Tage zu Tage flinker auf allen Vieren laufen; ich nahm an den gymnastischen Spielen der Jugend, bei welchen ich mich anfangs sehr ungeschickt betragen hatte, allgemach immer dreister Theil und rannte eines Tages, erhobenen Leibes, Kopf gegen Kopf, mit einem Böcklein, welches mich zu diesem Stoßkampfe herausgefordert hatte, so tapfer zusammen, daß das Böcklein stürzte, ich aber stehen blieb, worüber alle Ziegen ein herzliches, meckerndes Gelächter aufschlugen. Ich hatte, da mir die Milchnahrung nicht genügte, mich an das Nagen von Gräsern und Knabbern von Baumrinden gemacht, und zuerst freilich den heftigsten Widerwillen gegen diese Speise verspürt, allmählich

aber ihn schwinden sehen und gefunden, oder zu finden gewähnt, daß Gras, wie grüner Kohl, und Rinde, wie Krautsalat schmecke. — Alles das war in mir vorgegangen; aber ich hatte dessen nicht geachtet, weil ich nicht über mich nachdachte. Ein unvorhergesehener Vorfall entzündete endlich in mir die Fackel der Selbsterkenntniß und lehrte mich meinen umgestalteten Zustand verstehen.

Eines Abends liege ich in der Höhle neben der Ziege Quiqui. Die Zicklein sind von den Eutern abgegangen und schlafen schon; die Mütter käuen wieder und unterhalten sich. Ich schlafe noch nicht. Es geht mir Etwas im Kopfe umher, was ich nicht zu nennen weiß; es ist ein formloses Etwas, das sich nach und nach durch die Kehle hinab bis in den Leib senkt, und dort ein losgebundenes Leben für sich anfängt. Meine Kinnbacken beginnen sich kreuz und quer über einander zu schieben, und ein sonderbares Kauen, ein Nach-Schroten ohne Gegenstand auszuführen. Bald ergreift die angrenzenden und die unteren Theile derselbe Trieb; mir wird sehr übel; Dinge, die ich für immer abgethan glaubte, steigen in mir auf; ich weiß nicht, was das bedeuten soll; ich befürchtete einen gefährlichen Magenkrampf zu haben; ich ächze, ich stöhne. Theilnehmend ruscht die Quiqui herzu und fragt, was mir fehle? So gut ich unter dem unaufhaltsamen Schieben und Schroten der Kinnbacken es vermag, schildere ich ihr den Zustand, und wer begreift meinen Schreck, als die sanfte Quiqui Thränen vergießend und mich zärtlich drückend, ausruft: „Heil dir und Segen, herziger Junge! Du bist nun ganz der Unsere, du käust wieder! —"

„Ihr Götter!" rufe ich, „was ist aus mir geworden!" Ich habe aber nicht Zeit, diese Ausrufungen fortzusetzen, denn alle Ziegen, welche den Freudenschrei der Quiqui vernommen haben, drängen sich um mich, und sind wie außer sich. Die Lili leckt

mich, die Pipi neckt mich, die Riri schmiegt sich an, die Sisi riecht mich an, die Titi will mich küssen, die Wiwi hätte vor Liebe mich bald gebissen, Bibi, Didi, Kiki scherzen, Mimi, Nini herzen. Von dem Jubel erwachen die jungen Zicklein und Böcklein, hören, halb schlaftrunken, was vorfiel, und nun erbrauset erst der rechte Freudentaumel. Das springt, bockt, bäumt, stößt, rennt um mich her; das schüttelt sich, rüttelt sich, tänzelt, schwänzelt, hänselt, daß keine Phantasie, und wäre sie die kühnste und leichtfertigste, diese tolle Scene, beleuchtet von Mondschein, sich vorzustellen vermöchte. Nur die ehrwürdige Sisi behielt einigermaßen ihre Fassung, legte, als sie durch das Gewirre zu mir bringen konnte, ihre mütterliche Pfote segnend auf mein Haupt und sprach: Mögest du gedeihen zu unserer Freude, du junger Geretteter! du Wiederkäuer!

Endlich legt sich der Sturm, und Alles lagert sich wieder zum Schlummer. Ich aber liege, halb todt von allen den Pfoten, Schnauzen, Köpfen, Bäuchen, die mir Liebe hatten erzeigen wollen. Der Schreck war freilich das Kleinste gewesen, denn keines der gutmüthigen Thiere hatte mir wehe gethan; sie hatten sich vor jeglicher Rohheit zu hüten gewußt. Nur das Schieben und Schroten der Kinnbacken wollte nicht wieder geläufig in Gang kommen. Dieser ganze Hergang war durch die Heftigkeit der Neigungen, die ich erdulden müssen, gehemmt worden; ich empfand einige Störungen im Verdauungsgeschäfte. Aber, wie wenig bedeuten diese Unbequemlichkeiten gegen den Seelenschmerz und die geistige Unruhe, die ich in jener Nacht durchzudulden hatte. „Ist es möglich, daß du unter Ziegen aufgehört haben solltest, ein Mensch zu sein?“ sprach ich zu mir selber. — „Warum hast du dich gehen lassen, warum deine angeborne Würde nicht im Auge behalten, nicht treu und fest im Auge behalten die schreckliche Gefahr herabziehenden Umgangs

und erschlaffender Gewohnheit?" Noch zitterte ein schwacher Strahl der Hoffnung, daß Alles nur Täuschung sein möge. Ungeduldig wachte ich dem Tage entgegen, der mir Gewißheit bringen mußte, wenn auch vielleicht eine schreckliche. Bei dem ersten Schimmer der Morgenröthe schlüpfte ich, während die Heerde noch ruhte, aus der Höhle, rief: „Bedenke, daß du Mensch bist!" und wollte aufrecht einherschreiten, aber, o ihr Himmlischen! es ging damit nicht. Ich war genöthigt auf allen Vieren zu laufen, auf allen Vieren zur Quelle, welche mir die Wahrheit zeigen sollte.

Ueber ihren klaren Spiegel gebeugt, sah ich nunmehr, daß alle schwarzen Ahnungen Recht hatten, daß das Entsetzliche geschehen war. Ich sah aus ihrer Fluth einen mit zottigem Fell bedeckten Leib mir erschreckend entgegenstarren, dünn und knöchern gewordene Gliedmaßen, die, als ob sie Scham empfänden, sich in Fell hüllten; ich sah spitz und steif gewordene Ohren und ach! jene von meinem Umgange mit der Heerde mir so bekannt gewordene Physiognomie, in welcher der Mund sich zum breiten Maule verzogen, die Nase die lächerliche Streckung nach vorn angenommen hatte, die Augen aber, erschreckt von diesen Verwandlungen, nach den Seitenbeinen des Schädels auseinander gewichen waren, mit einem Worte, denn wozu so viele? Im Spiegel des Wassers sah ich mich als jungen, wenigstens werdenden Bock! —

„Dahin ist es also gekommen!" rief ich und suchte zu verzweifeln. „Bist du darum deinem Vater aus der Tasche gekrochen, um als Gehörnter und Beschweifter zu enden?" Denn die Quelle hatte mir außer Allem, was ich beschrieben, auch an Stirn und Rückgrat Keime gewiesen, welche mit den Jahren, wenn das Wetter günstig war, zu Horn und Schweif erwachsen konnten.

Ich war sehr angegriffen und bedurfte der Stärkung, oder

war es die Nüchternheit des Morgens? Genug, ich mußte fressen, und schälte einen der Lorbeerbäume ab. Die bitterlich herbe Rinde bekam mir wohl. Ich suchte jetzt abermals zu verzweifeln, oder, da dieses nicht gelingen wollte, mindestens mein Loos zu bejammern. Auch das glückte nur zum Theil. „Wie verstehe ich das?“ fragte ich mich. „Du hast deine Menschheit zum größeren Theile eingebüßt und kannst keine Verzweiflung, ja nicht einmal einen tüchtigen Jammer zu Wege bringen?“

Da machte ich eine Entdeckung in meinem Innern, die noch schlimmer war, als die äußeren Wahrnehmungen, welche mir die Quelle gegeben hatte. Ich merkte nämlich, als ich mich scharf prüfte, daß ich den Verlust meiner Menschlichkeit eigentlich nur der Form wegen und Ehrenhalber betrauere, im Grunde aber mit dem Fell an Leib und Gliedern, mit dem breitem Maule, der nach vorn gestreckten Nase, den seitwärts abgewichenen Augen, mit den Keimen an Stirn und Rückgrat wohl zufrieden sei. Meine Seele war, das empfand ich, auch bereits in der Verbockung begriffen! —

O Menschen! Menschen! Menschen! nehmt an dieser Thatsache ein warnendes Beispiel. Wahrlich, das Thier kommt rasch genug in euch zum Vorschein, wenn ihr nicht unablässig auf euch achtet! — —

Ich graste und hing Betrachtungen der tiefsinnigsten Art nach, als mich die Ankunft der Heerde in denselben störte. Die guten Ziegen waren schon besorgt um mich gewesen und zeigten, als sie mich am Zauberbrunnen denkend und grasend fanden, die unverstellteste Freude. Es würde nicht viel an einer Wiederholung der nächtlichen Auftritte gefehlt haben, wenn ich nicht die Rührung und Erschütterung über mein neues Glück vorgeschützt und sie ersucht hätte, meine durch das Wiederkäuen etwas angegriffene Gesundheit zu schonen. „Ja, er bedarf der Ruhe,“ riefen die edlen Ziegen und entfernten ihre Pfoten

und Mäuler von mir. Der Platz am Brunnen wurde für heute zur Weidestelle ausersehen, und ich hörte sie lange, während sie fraßen, in erhöhter Stimmung und in einem sogenannten schönen Style mein Glück preisen, daß ich endlich vernünftig und einer der Ihrigen geworden sei. —

Drittes Kapitel.

Eine neue Reise, aber eine mit einem Stricke um den Hals.

Was wollte man doch alles mit mir, dem kleinen Münchhausen anfangen! Die Mütter hatten mir nämlich angekündigt, daß man damit umgehe, die letzten Reste der Menschlichkeit in mir auszutilgen. Um dies zu Stande zu bringen, sollte ich nächstens aus der weiblichen Erziehung entlassen und den Händen der Böcke übergeben werden. Dagegen sträubte sich aber meine Seele, die doch noch etwas Menschliches an sich hatte, mit aller Macht. Indessen geschah nicht, was die Ziegenmütter beschlossen hatten. Ganz andere Dinge sollte ich noch erleben!

Ich hatte mich eines Tages von der Ziegenheerde etwas entfernt und ließ mir eben die saftigen Blätter eines buschigen Strauches wohl schmecken, als ich den Hufschlag von zwei Pferden hörte. Ein ältlicher, dicker Mann kam nach der Stelle geritten, wo ich im Versteck stand, und ein spindeldürrer Diener folgte ihm. Ich verhielt mich ganz still im Strauche, um meine Beobachtungen anzustellen. Der dicke Mann trug einen gelben Hut, einen gelben Rock und gelbe Beinkleider, sah sehr blaß und aufgedunsen und äußerst verdrießlich aus. Trotz seines grämlichen Gesichtes erfreute mich seine Nähe. Hatte ich doch, ich armer, kleiner Münchhausen, so lange nur Vieh um mich gesehen! —

Aber die Gleichgültigkeit, mit welcher er die schöne Gegend

anstierte, verdroß mich doch bald. „Da schauen ja beinahe Ziegen eine Landschaft seelenvoller an!“ murmelten meine Lippen. Der Herr stieg vom Pferde und setzte sich phlegmatisch auf einen moosigen Stein. Ich hatte beinahe Lust, ihm mit meinen hervorkeimenden Hörnern einen kräftigen Stoß in seinen breiten Rücken zu geben, allein ich fürchtete Dolche oder gar Pistolen. Deshalb drückte ich mich so tief als möglich in's Gras, das unter dem Strauche stand, und verhielt mich ruhig.

Aus der Unterhaltung der Fremden erfuhr ich, daß der dicke Mann ein reicher Herr war, der unweit Amsterdam auf seinem Landgute gelebt hatte. Da sich die Anfälle des Podagras bei ihm mehrten und sogar gewisse Vorboten der Wassersucht erschienen, so war ihm von seinem Arzte eine Reise in die südlichen Länder verordnet. Dazu wollte er sich aber nicht verstehen, wollte vielmehr die Sache mit einer Reise nach einem nahen Bade abmachen. Der Arzt aber blieb bei seiner Erklärung und nannte ihm eine ungeheure Meilenzahl, die er wenigstens abreisen müsse. Der Holländer war hierüber anfangs, so weit es sein Phlegma zuließ, in einige Verzweiflung gerathen, hatte sich jedoch endlich, weil der Arzt ihm Todestag, ja Todesstunde vorausgesagt hatte, wenn er nicht folge, zur Reise angeschickt. Aber, welch' einen Reiseplan hatte er sich gemacht! Da ihm die Reise zuwider war, haßte er Alles, was ihr den Schein einer Wanderung zum Vergnügen hätte geben können. Er zog deshalb auf seiner Karte von Europa, nach dem Lineal mit Bleistift einen Strich von Amsterdam nach Südosten, maß daran die Meilen und fand, daß ihre Zahl genau sich auf dem Gipfel des Helikon vollende. So war er, immer streng nach dem Striche reisend, und weder rechts noch links abweichend, allgemach auf den herrlichen Berg gekommen.

Der Diener rief ihm tröstend zu: „Myn Herr, wir sind am Ziel, und morgen geht es nach unserer schönen Heimath zurück!“

„Gottlob!“ sagte der Holländer, der sich bei dem Gedanken an sein Landhaus ein wenig erheitert fühlte, „und ich will, wenn wir nach Hause kommen, ein Lusthaus bauen und das soll heißen: Freude an Ruhe. Und aus der Ruhe will ich nicht wieder gehen, möchte auch meine Wassersucht so groß werden, daß alle Deiche von Seeland bedroht wären. Ich kenne gar nichts Erbärmlicheres, als diese griechischen Gegenden, in denen ein beschwerlicher Berg nach dem andern kommt, wo man keine Aussicht auf Kanäle und Wiesen hat, und der Himmel die unnatürliche, blaue Farbe nicht los wird.“

Ich hätte hier beinahe laut aufgelacht; doch drückte ich schnell mein Ziegenmaul in's Moos. — Was doch dieser Holländer für Ansichten von der Natur hat! Diese herrlichen Berge, dieser reine, tiefblaue Himmel gefällt dir also nicht? — Doch ich mußte noch ganz andere Dinge hören!

„Es kann nicht überall Holland sein,“ versetzte tröstend der Diener und stopfte sich eine kleine, thönerne Pfeife; „es muß auch solche nichtsnutzige Striche Landes geben!“

„Wenn ich mir da mein Landhaus vorstelle,“ fuhr der Holländer fort, der den Namen Streef führte, „was für eine andere Gegend ist da! Ich will gar nicht einmal reden von den innerlichen Schönheiten und bequemen Dingen, von der Menagerie, von dem mit bunten Steinen gepflasterten Hofe, vom Muschelhäuschen, von den Goldfasanen und den Mistbeeten voll Hyazinthen, die hier elend wild wachsen — aber, Sebulon, getreuer Diener, denke nur an die schöne Aussicht auf den Kanal und die mächtige Wiese dahinter, auf der doch nicht eine einzige Erhabenheit ist, und den Hintergrund von zwölf Windmühlen in vollem Gange! Wie wird dir denn, Sebulon, wenn du an dies Alles denkst?“

„Ach!“ seufzte der und ließ vor Sehnsucht nach den Windmühlen seine Pfeife fallen, „hole der Henker diese verdammten Berge!“

„Ereif're dich nicht, Sebulon," sagte der Herr schläfrig mit verdrossenem Mundhängen. „Ein Holländer darf sich nicht ereifern! Aber, weißt du was? mache mir jetzt Thee. Das Wasser aus jener Quelle — es war die Zauberquelle — scheint noch so ziemlich klar zu sein, wie es in diesem vermaledeiten Lande sein kann, denn freilich, Wasser von meinem Landhause ist es nicht."

Sebulon holte die Reise-Theemaschine, welche sein Herr überall mitnahm, aus dem Mantelsack hervor, zündete Feuer an, schöpfte Wasser aus der Quelle, brachte es zum Kochen und schüttete grünen Thee darauf. Als dies für den Holländer unentbehrliche Getränk bereitet war, reichte er seinem Herrn eine Tasse.

Herr Streef führte sie so langsam und mürrisch zum Munde, wie er in allen seinen Bewegungen bisher gewesen war. Er kostete und kostete; die schlaffen Lippen zogen sich ein Wenig zusammen; dann schluckte er bedächtig den Inhalt der Tasse hinunter und sagte: „Sebulon, noch eine! —"

Sebulon sah seinen Herrn bedenklich an und schüttelte den Kopf. Die zweite Tasse trank Herr Streef, ohne zu kosten, aus. Seine Augen bekamen während des Trinkens eine Art von Glanz, und er sagte: „Sebulon, noch eine!" — Sebulon reichte ihm zitternd die dritte Tasse. Diese stürzte Herr Streef hastig hinunter, und darauf sah er fast gen Himmel.

„Ach, Myn Herr!" rief der Diener besorgt, „was ist euch widerfahren? Sonst braucht ihr ja auf drei Tassen drei Viertelstunden, und hier geht es, wie mit Extrapost, in den Magen."

Der alte Holländer sah sehr nachdenklich aus und sagte endlich nach langem Schweigen: „Sebulon, dieser Thee hier schmeckt mir besser, als der auf meinem Landhause. Sebulon, diesen Thee werde ich nie vergessen! —"

Das war Alles, was die Wunder dieser Gegend aus diesem phlegmatischen Holländer herausbrachten!

„Sebulon," sagte er, „ich möchte mir zum Andenken, daß mir der Thee hier so gut geschmeckt hat, ein Erinnerungszeichen mitnehmen." —

„Was sollen wir mitnehmen?" versetzte Sebulon mißvergnügt; „wir können doch nicht einen Lorbeerbaum oder einen Berggipfel einpacken! —"

Hier half kein Zwingen und Zusammennehmen, ich mußte hell auflachen und — war gefangen. Sebulon sagte nämlich: „Myn Herr, habt ihr dies Gemecker gehört? Es muß hier im Strauche sein," und kaum hatte er dies Wort ausgesprochen, so war er auch schon hingesprungen und hielt mich fest. „Was für eine Kreatur ist das?" rief er seinem Herrn zu. Der Holländer besah mich und sagte dann langsam: „Wirf dem Vieh einen Strick um den Hals, Sebulon! Das will ich mitnehmen, als Andenken an diese schöne Stunde. Es scheint mir zu einer unbekannten Thierart zu gehören. Mein Freund Jonghe, der in Batavia gewesen ist, soll mir sagen, ob es auf Java vorkommt."

Was sollte ich machen? Ein Entrinnen war nicht möglich; auch muß ich bekennen, daß die Reste der Menschheit in mir einige Freude darüber empfanden, wieder unter ihres Gleichen zu kommen. Dennoch flüsterte mir eine geheime, düstere Ahnung zu, daß mir beim Holländer Schreckliches bevorstehen könne. — Ich ließ mir das Fangseil geduldig um den Hals schlingen und verließ mit meinem neuen Herrn, der sacht voran ritt, und Sebulon, der mich am Stricke hatte, den herrlichen Berg, auf dem mir so Vieles begegnet war.

Am Fuße des Berges war Herr Streef schon wieder so verdrießlich, wie vorher, und diese Stimmung blieb ihm auch während der ganzen Reise. Wir setzten dieselbe, nachdem wir in ebenere Gegenden gekommen waren, zu Wagen fort, d. h. Herr und Diener saßen im Wagen, und ich lief hinter her — ihr mögt mir es glauben oder nicht, es liegt mir Nichts daran,

aber wahr muß wahr bleiben — ich habe die Paar hundert Meilen zu Fuß zurückgelegt, ausgenommen eine kurze Strecke des adriatischen Meeres, die wir auf einem slavonischen Schifflein durchschnitten.

O Vater! o Rocktasche! Hätte ich sie nicht verlassen, wie wohl säße ich noch zwischen Schinken-Butterbroten und Sauerbraten, und — was die Hauptsache ist — in menschlicher Gestalt! — Aber so, mit einem Strick um den Hals, ein Paar hundert Meilen zu wandern, und dies noch dazu nach dem Bleistiftstrich — man denke!

Nun, diese Unbequemlichkeiten hatten endlich ein Ende. Wir trafen in Amsterdam und eine Stunde später auf dem Landgute meines Herrn an. Das Landgut hieß Wegelegen.

Als der Herr den Kanal, die ebene Wiese, die zwölf Windmühlen, endlich sein stilles Haus mit den herabgelassenen Fenstervorhängen, mit dem buntgepflasterten Hofe, mit dem eingezäunten Flecke, in welchem Gold- und Silberfasanen nebst anderem Gethier spazieren gingen, sah, vergoß er zwei runde Thränen und sagte zu Sebulon: „O Wegelegen!" weiter aber Nichts. Sebulon schluchzte, beugte sich vor dem Thore zur Erde, gleichsam um es zu küssen, und versetzte: „Myn Herr, Wegelegen ist Wegelegen!" —

In der Pforte des Hofes standen sechs Mägde, mit allem möglichen Glanze aufgeputzt, um ihren Herrn gebührend zu empfangen. Alle waren weiß und rund und sauber gekleidet; die Haare waren geschmückt mit goldenen Blechen. Sie machten einen Knix, küßten ihrem Herrn die Hand und sagten: „Viel Glück und Heil zur Rückkunft, Myn Herr!" — Da drang mitten durch ihren Kreis ein kleiner Mann, rothen Antlitzes, aber ganz weiß und ehrwürdig gepudert. Es war der Doktor. Er schüttelte dem Heimkehrenden die Hand und sprach: „Ich habe davon gehört, daß ihr heute kommen würdet, und wollte nun gleich sehen,

ob die Kur angeschlagen habe." — „Doktor, ich habe Thee auf dem Helikon getrunken und seitdem fühle ich Besserung." Der Doktor betrachtete ihn ein Weilchen. Dann sagte er kaltblütig: „Nein, Myn Herr Streef, ihr seid noch eben so krank, als da ihr abreistet. Ihr müßt deshalb von Neuem auf Reisen gehen, sonst sterbt ihr über's Jahr am 19ten November, Abends gegen 9 Uhr."

Potz Wetter, wie brannte aber da Herr Streef! Da lernte ich es kennen, was holländische Wuth heißt! Sein Gesicht wurde graubraun; die Stirnadern schwollen an, so daß sie Baumwurzeln glichen, und er goß über den Doktor eine wahre Fluth von Scheltworten aus. Dem Doktor ging auch die Galle über; er begann den Patienten auszuschimpfen. Sebulon schimpfte auf den Doktor; die Erste der Mägde schimpfte auf Sebulon, daß er sich in den Streit mische; die Zweite auf die Erste, daß sie auf Sebulon schimpfe; die Dritte auf die Zweite, daß sie auf die Erste schimpfe; die Vierte auf die Dritte, daß sie auf die Zweite schimpfe; die Fünfte auf die Erste, Zweite, Dritte, Vierte und Sebulon insgesammt; die Sechste schimpfte auf Niemand in's Besondere, sondern im Allgemeinen. Das war ein Getöse und Geschwirr, daß einem die Ohren gellten! Dazu kam noch, daß die ausländischen Raben, die Gold- und Silberfasanen und einige Puter hineinkreischten in den wirbelnden Tumult — Himmel! der Kopf drohte mir zu zerspringen! — Ein Glück war es, daß jetzt das amsterdamer Personenschiff kam und der Doktor eiligen Schrittes davon mußte; wer weiß, was sonst noch geschehen wäre! Sofort trat nach diesem Orkan völlige Windstille ein.

Mein Herr betrat nun sein Haus, und ich, als gehörte ich zur Familie, folgte ihm nach; aber eine Magd trieb mich ziemlich unsanft von den Stiegen und fing sogleich an, heftig nachzuscheuern, wo ich gestanden hatte, obgleich ich mir das

Zeugniß selbst geben muß, daß ich mich sehr anständig auf dem Flure betragen habe. Sebulon sperrte mich auf einem der grünen Plätze zu den Gold- und Silberfasanen ein, d. h. ich kam nicht zu diesem Gefieder unmittelbar, sondern erhielt einen eigenen, kleinen Abschlag, wie denn auch jeder Gold- und Silberfasan seinen eigenen, eingefriedigten Platz hatte.

Viertes Kapitel.

Ich soll ausgestopft werden.

Ich fand ziemlich gute Weide, wenn auch nicht so aromatische Kräuter, wie auf dem Berge Helikon, fraß mich endlich einmal wieder in Muße satt, und verschlief den meisten Theil der folgenden Tage aus übergroßer Ermüdung von dem langen Reisewege. Erst etwa eine Woche später bekam ich nach und nach die Fähigkeit wieder, aufzumerken, über meine Umgebung und über mich nachzudenken.

Hierbei muß ich euch doch erzählen, wie der Herr Streef seine Tage verlebte. Ich habe dies sehr genau beobachten können, denn mein Weide- und Wohnplatz befand sich dicht unter dem Fenster des Lusthäuschens, welches dem Herrn zu seinem täglichen Vergnügungsorte diente, es mochte Sonnenschein oder Nebel, Sturm oder Regen sein. Sebulon hatte mir einen Felsen von Backsteinen gebaut, der etwa vier Fuß hoch war und den er Klein-Helikon nannte. Auf diesen kletterte ich häufig und konnte von hier alles sehen, was in dem Lusthäuschen vorging, das Meiste auch hören, was darin gesprochen wurde.

Des Morgens um acht Uhr ging Herr Streef regelmäßig langsam in sein Lusthaus. Er trug dann seinen Frühanzug von zeisiggrünem Kamelot und eine rothe Mappe unter dem Arme. Mit der Pfeife und dem Theegeräthe folgte ihm die

erste Magd. Herr Streef trank nun seinen Thee, nicht rasch, wie auf dem Helikon, sondern, wie Sebulon gesagt hatte, die Tasse in einer Viertelstunde, wozu er langsam den Rauch aus der Pfeife blies und in geregelten Zeitabschnitten, wechselweise mit starrem Blicke, nach dem Kanal und nach uns, seiner Menagerie, sah. Sonst nahm er während dieser Zeit nichts vor, denn er war der Meinung, daß jedes Geschäft für sich betrieben werden müsse. Nach dem Frühstücksgeschäfte schickte er sich zu dem Zweiten an, nämlich den Text seiner Schuldforderungen und Kontrakte zu lesen, die er in der rothen Mappe verwahrte, Stück für Stück, obgleich er sie alle auswendig konnte. Diese Mühe dauerte bis zur zwölften Stunde. Dann erschienen Diener aus den nächsten zwei Landhäusern mit der Anfrage ihrer Herren, wie Herr Streef geschlafen habe und sich befinde? Myn Herr antwortete nach langer Ueberlegung jeden Tag dasselbe, daß die Nacht ziemlich ruhig gewesen sei, und das Befinden sich, Gott sei Dank, leiblich verhalte. Wenn diese Boten sich entfernt hatten, wurde Sebulon geklingelt und zu den Herren, die eben hatten fragen lassen, mit derselben Frage geschickt, wie diese Herren geschlafen hätten und sich befänden? Hierauf wurde zur Herstellung der erschöpften Lebenskraft wieder Thee getrunken, geraucht und die Antwort Sebulon's erwartet. Darauf ging Herr Streef in das Haupthaus, kam angekleidet wieder zurück in den Hof, stellte sich vor jeden Abschlag der Menagerie, sah jedes Thier eine geraume Zeit lang bedächtig an, schüttelte das Haupt und sagte bei jeder Station: „Unvernünftige Thiere! —“ Dieses that er jeden Tag, auch wenn es regnete; Sebulon hielt ihm dann nur, während dieser wichtigen Betrachtungen, den Regenschirm über.

Waren diese großartigen Geschäfte vorüber, so ging er wieder in das Haupthaus und speiste zu Mittag. Es mochte dann etwa vier Uhr sein. Darauf hielt er seine Mittagsruhe und

kehrte, abermals eine Mappe unter dem Arme, jetzt aber eine grüne, sechs Uhr Abends in das Lusthäuschen zurück. Er trank nun seinen dritten Thee, rauchte, wie sich von selbst versteht, abermals dazu und las dann den amsterdamer Anzeiger. Dies war ein Kaufmannsblatt, in welchem die verschiedenartigsten Waaren feilgeboten wurden: Tuch, Häringe, Salz, Fleisch, Stecknadeln u. s. w. Unter dieser geistreichen Unterhaltung, die er mit Gravität vollbrachte, vergingen einige Stunden. Myn Herr Streef klappte endlich gähnend die Mappe zu, sah noch einmal nach dem Kanal, verließ hierauf das Lusthaus und zog sich in das Haupthaus zurück. Sobald es völlig dunkel war, verschloß Sebulon die Pforte. Die Lichter erloschen allgemach — ein Zeichen, daß Herr und Diener in ihren Betten von den Anstrengungen des Tages ausruhten.

„O Himmel!“ seufzte ich oft, „was für eine Langeweile! Steht denn mein Herr nur eine Stufe über dem Faulthier und nicht tief unter dem Elephanten — Ist nicht das stolz empfindliche Roß, der rührige Hund viel begabter, als er? Und doch dünkt er sich etwas Rechtes, und doch behandelt er uns Thiere mit Verachtung!“

Man wird es wohl natürlich finden, daß sich unter solchen Umständen keine Zuneigung zwischen mir und ihm entwickelte. Dieser Holländer war nicht geeignet, Liebe zu erwecken. Ich drehte ihm daher auch immer den Rücken zu, wenn er in meinen Verschlag trat. Um der Last der schrecklichen Langeweile mich zu entziehen, suchte ich mit meinen Nachbarn in der Menagerie Umgang anzuknüpfen. Ich hatte recht leidliche Leute zu Nachbaren, links einen Goldfasan und rechts einen Silberfasan, hinter mir ein Paar Schildkröten in einem großen Sandkasten und einen jungen Biber, dessen Schwanz im Wasser hing. Es wäre mir interessant gewesen, mit diesen Geschöpfen auch einmal meine Gedanken auszutauschen, aber dazu wollte sich hier keine Ge-

legenheit finden. Diese Thiere waren von der tödtenden Langeweile schon so gebeugt, daß alle meine Versuche, ihnen näher zu treten, vergeblich waren. Es half weder das herzlichste Gemecker, noch der kühnste, treugemeinteste Bocksprung. Die Fasanen lagen meistens, den Kopf unter die Flügel gesteckt, dumpf hinbrütend da; die Schildkröten zogen sich, sobald sie sich an ihrem Kohle satt geknabbert hatten, unter ihr Schild zurück, und der Biber hatte für nichts Sinn, als für kaltes Wasser.

Meine Lage ward mit jedem Tage fürchterlicher! Ach, wie unglücklich war ich damals; ich, der arme, kleine, in ein Ziegenböcklein verwandelte Münchhausen! Eine furchtbare Verzweiflung bemächtigte sich endlich meiner. Ich sann auf Selbstmord. Aber, wie sterben? — Ich wollte von Stund' an keine Nahrung mehr zu mir nehmen. Zwei Tage lang hatte ich schon gehungert. Mein Herr war dadurch keineswegs beunruhigt worden. „Hunger kurirt," hatte er gesagt, als ihm die Sache mitgetheilt, „er wird sich den Magen verdorben haben!"

An diesem Tage kamen die beiden Freunde meines Herrn zum Besuch. Sie hießen Herr Jonghe und Herr Toll. Jeder dieser drei Menschen hatten so eine Liebhaberei. Mein Herr liebte, wie bekannt, die Menagerie; Herr Jonghe hielt auf eine Sammlung von Naturalien, und das Herz des Herrn Toll hing an einem Porzellankabinet.

Nachdem die drei Freunde im Lusthäuschen Thee getrunken hatten, führte mein Gebieter seinen Besuch zu unsern Verschlägen und fragte Herrn Jonghe'n, der, wie wir wissen, in Ostindien gewesen war, ob er eine Thiersorte, wie die meinige, auf Java kennen gelernt habe. Kaum erblickte mich der Naturaliensammler, da fingen seine Augen an zu glänzen, und seine farblosen Wangen wurden von einer leichten Röthe überflogen. Ich mußte mich erheben. Herr Jonghe betrachtete mich von allen Seiten, hob meine Pfoten, die noch nicht vergessen hatten, Menschenarme zu

bedeuten, auf, untersuchte mein Fell, guckte mir in den Rachen und befühlte meinen Schädel.

Mein Herr sah diese Untersuchung mit dem Stolze eines glücklichen Besitzers an. Nach vielfältigem Anschauen und Betasten sagte Herr Jonghe: „Nein, diese Thierart kommt nicht auf Java vor. Ich glaubte anfangs, es sei der kleine, gefleckte Hirsch, welchen man auf Ceylon findet, aber der Bau des Schädels widerspricht dieser Annahme. Der Schädel hat Etwas vom Affen; der ganze übrige Leib gehört in das Ziegengeschlecht. Es hilft Nichts, wir müssen einen neuen Namen für diese Art schaffen. Dieses Geschöpf, woran ihr, Herr Streef, eine gar große Seltenheit besitzt, muß der Bockaffe, capra simiae proxima, heißen.

Mein Herr ging mit dem Herrn Toll zu den Hyazinthen, welche die zweite Stelle in seinem Herzen einnahmen. Herr Jonghe bat um die Erlaubniß, bei dem Bockaffen zurückbleiben zu dürfen. Als er sich mir gegenüber allein sah, sagte er „Du einziges Exemplar! Herr Streef wird dich mir nicht verkaufen; die Dienerschaft wird nicht zu bestechen sein: folglich muß ich dich stehlen lassen.“

Nach diesen Worten kehrte mein Herr mit dem zweiten Freunde von den Hyazinthen zurück. Plaudernd gingen die drei Freunde weiter. Doch nicht lange dauerte es, da kam Herr Jonghe allein zurück, stellte sich vor meinen Verschlag und sprach halblaut: „Edles Thier, stehlen lass' ich dich noch vor Mitternacht und dann auf der Stelle ausstopfen!“

Meine Sinne schwanden mir. —

Als ich wieder erwachte, verbreitete sich schon Dämmerung über den Garten. Ich sprang auf, sprang, wie unsinnig, im Verschlage umher; ich stieß entsetzliche Töne aus, um mich Sebulon, der vorüber ging, verständlich zu machen. „Unglücklicher,“ rief ich ihm zu, „ich werde gestohlen, werde ausgestopft; be-

denke, wie es dir dann wird gehen! Lege auf die Mauer, über welche Herr Jonghe seine Mordknechte steigen lassen wird, Selbstschüsse und Fußangeln!" — Aber Sebulon verstand mich nicht. „Tolles Gemecker!" rief er und drohte mir mit der Peitsche, wenn ich länger die einbrechende Stille stören würde.

Da lag ich allein, verlassen, von Dunkel umgeben; nahe war vielleicht schon der Mörder. „O mein Vater, mein Vater," schluchzte ich, „wo weilst du? O, hätte ich dich nimmer verlassen, hätte ich nimmer deine Fürsorge verachtet! — O, wärest du hier, du würdest mich gewiß erkennen. Du reisest sicherlich in der Welt umher und suchst deinen verlornen Sohn! O, vielleicht bist du mir nahe und suchst mich, ahnest aber nicht, was mit mir vorgegangen ist! O Vater, Vater! Vielleicht erblickst du mich einst in dem Kabinet des Herrn Jonghe, ausgestopft und dort vielleicht stehend zwischen einem sibirischen Eichhorn und einer Fischotter! Du weißt es dann nicht, daß ich es bin und jammerst immer noch um deinen verlornen Sohn!"

So erging ich mich in Wehklagen. Aber wer hätte es nicht gethan? — Ausgestopft werden! — Gedanke, der das Gehirn sieden macht und alle Sehnen krachen! Nichts als Fell sein und Werg! Aus gläsernen Augen dumm und starr zu schauen, und ewig den Drath im Rücken, in den Beinen zu fühlen, als einzigen, haltenden Grundsatz! Neben sich nur Felle zu haben, und diese ganze, trockene Unsterblichkeit auf Kampfer gegründet!

In solchen jämmerlichen Betrachtungen ging ein Theil jener merkwürdigsten Nacht meines Lebens hin.

Da stieg eine unendliche Sehnsucht in mir auf, wieder Mensch zu werden. — Dies hatte Folgen, die ich mir im ersten Augenblicke nicht gleich zu erklären vermochte. Ich wollte nämlich im Verlauf meines Kummers mir vor die Stirne schlagen, und wunderbar! ich konnte dies mit meinen beiden

Vorderbeinen bewerkstelligen; ich konnte an mein Fell fassen und die Haare fielen ab, so wie ich sie nur berührte. Endlich wurde es in meinem Antlitze lebendig. Ein förmliches Umziehen und Quartierverändern von Maul, Nase und Augen ging vor sich. Es rückten und knackten die Knochen des Kopfes. Aber auf Alles dieses hatte ich weiter nicht Acht, ganz verloren in der Furcht vor dem Ausstopfen.

Gegen Mitternacht hörte ich draußen vor der Mauer Geräusch, darauf Emporklimmen und Herabwerfen einer Strickleiter. Ein Kerl steigt an ihr hernieder, nähert sich, und tappt zwischen Biber und Schildkröte vorsichtig hindurch. — — Ich sitze (denn ich vermochte schon wieder zu sitzen) stumm da, und raufe mir vollends alles Fell ab; seine rauhe Tatze ergreift mich — hui und davon mit mir über die Mauer! Ich hange schlotternd und an allen Gliedern zerbrochen in seinen Armen. — Endlich spricht er: „Was, zum Teufel, habe ich denn hier gefaßt? Das ist ja kein Bock," murrt er, während er mit mir davon eilt.

Da ruft plötzlich eine mir bekannt klingende Stimme: „Steh', du Dieb! Ich sah' dich über die Mauer steigen!"

Ich sehe einen Degen nach dem Diebe blitzen. Der Dieb — Sünde giebt keinen Muth — läßt mich fallen und läuft davon. Ich falle in den Kanal. „Mein Gott!" ruft der Mann, „ein Kind ist's." Darauf springt er, immer den Degen in der Faust, mir nach. Meine Besinnung war fast dahin. Der unbezahlbare Retter ergreift mich, schwimmt mit mir an's Land, steigt an's Ufer und trägt mich eiligst bis zur nächsten Laterne, die etwa hundert Schritte weit vom Kanal brannte. Bei dem Schimmer dieser Laterne sah' ich meinen Retter in's Antlitz, und — wer faßt's, wer glaubt's, wer sagt's, was ich empfinde? — Es ist — es ist — mein Vater, mein theurer Vater! — —

Was die Flucht nicht hatte möglich gemacht, die Freude, die Kindesliebe vollbringt es — ich finde meine Sprache wieder!

Zwar klang sie noch etwas meckernd, aber doch verständlich. „Vater! Vater!“ rief ich, „dein Kind!“ — Mit heißen Thränen stürze ich an seine Brust; er erkennt mich, wie ich ihn erkannt, und — doch schweige, Lippe! falle, Vorhang über diese unbeschreibliche Scene!

Ein gütiges Geschick hatte ihn gerade des Weges geführt, und, indem er einer Ungerechtigkeit entgegentrat, indem er hierauf ein Kind, das er nicht erkannte, retten wollte, fand er zum Lohn seinen Sohn.

Stumm vor Rührung steckte er mich ohne Weiteres in seine linke Rocktasche. Darin komme ich erst wieder ganz zu mir. Alle lieben Erinnerungen gehen mir in jener Tasche auf. Es ist noch ein Rest Frühstück darin; ich versuche, es zu essen. Ich bin ein Mensch wieder — welche Wonne!

Mein Vater redete zu mir. Er stammelte gerührt nach der Tasche hinunter; ich stammelte hinauf. Endlich ging er mit mir in ein Wirthshaus, ließ sich eine besondere Stube geben, und, vor Freude über den Fund seines Sohnes, drei Wachskerzen anzünden. Nun umarmten wir uns erst bei voller Muße.

„Vater, wie sehe ich aus?“ war meine erste Frage.

„Abscheulich! mein Sohn!“ versetzte er. „Deine Gesichtszüge sind in wunderbarer Unordnung; es ist, als wären Mund, Nase und Ohren bei dir berauscht gewesen. Die Ohren müssen wir vor allen Dingen stutzen; sie haben sich etwas üppig gen Himmel gehoben. An den Händen und Füßen sind überflüssige Haarbüschel gewachsen; auch deine Sprache schmettert sonderbar.“

Ich trat vor den Spiegel und entdeckte allerdings in meinem Gesicht noch manchen viehischen Zug und auch an meinem Körper noch einige thierische Ueberbleibsel.

„Aber, sage mir nur,“ sagte der Vater, „in welcher Gesellschaft bist du denn so verthiert?“

Ich erzählte ihm meine wunderbare und schreckliche Geschichte.

Thränen begleiteten meine Erzählung, und als ich fertig war, sagte ich: „Vater, verzeihe mir, daß ich wieder deinen Willen deine linke Rocktasche verließ!"

„Wie sollte ich dir nicht vergeben," sagte der Vater, „da du doch noch so viel Sehnsucht behieltest, wieder Mensch zu werden, der allein du deine Umwandlung zu verdanken hast! Glaube nur, mein Sohn, es verläßt gegen den väterlichen Willen so mancher Junge die linke Rocktasche des Vaters, verthiert, verliert die Sehnsucht nach der Umkehr, und Niemand sieht ihn wieder! — Schaue dich nur künftig um in der Welt; du wirst das oft so finden!"

Er hob mich auf seinen Arm und drückte mich in väterlicher Zärtlichkeit an sich, indem er sprach: „O, möchten doch alle Väter ihre verlorenen Söhne auch wiederfinden!"

„Du mußt jetzt aber wieder Kleider haben," sagte der Vater, zog aus der rechten Rocktasche ein Päckchen, öffnete es, und, was lag vor mir? — — die weißen Pumphöschen, das rothe Kollet, der Turban und der Säbel. Freude über Freude; die Janitscharen-Kadetten-Uniform war da! „Wo fandest du sie?" fragte ich ihn. „Im griechischen Gebirge, welches ich nach dir verzweiflungsvoll durchrannte," antwortete er. „Ich fand die Stücke auf einem Felsenabhange und glaubte, ein Raubthier habe dich gefressen." „Aber, mein Vater," sagte ich, „in den Hosen war ja kein Blut; woher dieser Glaube?" „Konnte das Raubthier dich nicht rein herausgefressen haben?" erwiederte er, etwas verstimmt über meine kritischen Zweifel.

Von nun an widmete sich mein Vater ganz dem Werke meiner Ausbildung. Noch oftmals sprachen wir über die Einzelheiten meiner außerordentlichen Geschichte. „Sage mir, mein Sohn," sprach der Vater eines Tages zu mir, „welche historische Lehre ziehst du aus allen diesen unglaublichen Vorfällen?"

„Vater," sagte ich nach einigem Besinnen, „es ist die ein-

fache Wahrheit, welche jeder Student fühlt, — daß die Söhne auf die Taschen der Väter angewiesen sind."

Er lachte, ich lachte.

„Schelm," sagte er, mich küssend, „ein kluger Scherz ist auch etwas werth; aber vergiß nur künftig niemals den Ernst unter dem Scherz!"

Joringel und Jorinde.

Von

Heinrich Stilling.

„Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen dicken Wald, darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Erzzauberin. Am Tage machte sie sich bald zur Katze, oder zum Hasen, oder zur Nachteule; des Abends aber wurde sie ordentlich wieder wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte das Wild und die Vögel herbeilocken, und dann schlachtete sie's, kochte und bratete es. Wenn Jemand auf hundert Schritte dem Schloß nahe kam, so mußte er stille stehen und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn los sprach: wenn aber eine reine, keusche Jungfer in den Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel und sperrte sie dann in einen Korb ein, in die Kammern des Schlosses. Sie hatte wohl siebentausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schlosse.

Nun war einmal eine Jungfer, die hieß Jorinde; sie war schöner als alle andern Mädchen, die, und dann ein gar schöner Jüngling, Namens Joringel, hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen, und hatten ihr größtes Vergnügen eins am andern. Damit sie nun einmalen vertraut zusammen reden könnten, gingen sie in den Wald spazieren. „Hüte dich, sagte Joringel, daß du nicht so nah' an das Schloß kommst!" — Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell in's dunkle Grün des Waldes, und

die Turteltaube sang kläglich auf den alten Maibuchen. Jorinde weinte zuweilen, setzte sich in den Sonnenschein und klagte. Joringel klagte auch; sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen; sie sahen sich um, waren irre, und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg, und halb war sie unter. Joringel sah durchs Gebüsch und sah die alte Mauer des Schlosses nah bei sich, er erschrak und wurde todtbang, Jorinde sang:

Mein Vögelein mit dem Ringelein roth
  Singt Leide Leide Leide;
Es singt dem Täubelein seinen Tod,
  Singt Leide Lei — Zicküth Zicküth Zücküth.

Joringel sah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt, die sang Zicküth Zicküth. Eine Nachteule mit glühenden Augen flog dreimal um sie herum und schrie dreimal Schuh — hu — hu — hu! Joringel konnte sich nicht regen; er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter; die Eule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine krumme Frau aus diesem Strauch hervor, gelb und mager, mit großen rothen Augen und krummer Nase, die mit der Spitze an's Kinn reichte. Sie murmelte, fing die Nachtigall und trug sie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort; endlich kam das Weib wieder und sagte mit dumpfer Stimme: „Grüß dich, Zachiel! Wenn's Möndel in's Körbel scheint, bind' los, Zachiel! zu guter Stund!“ Da wurde Joringel los; er fiel vor dem Weib auf die Knie, und bat, sie möchte ihm seine Jorinde wieder geben; aber sie sagte, er sollte sie nie wieder haben und ging fort. Er rief, er weinte, er jammerte, aber alles umsonst. Nu! was soll mir geschehen? Joringel ging fort und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hütet er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß

herum, aber nicht zu nahe dabei; endlich träumte er einmal des Nachts, er fände eine blutrothe Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war; die Blume brach er ab, ging damit zum Schlosse; alles, was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberei frei; auch träumte er, er hätte seine Jorinde dadurch wieder bekommen. Des Morgens, als er erwachte, fing er an, durch Berg und Thal zu suchen, ob er eine solche Blume fände; er suchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrothe Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Thautropfe, so groß wie die schönste Perle. Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Nu! es war mir gut! Wie er auf hundert Schritte dem Schloße nahe kam, da wurd' er nicht fest, sondern ging fort bis an's Thor. Joringel freute sich hoch, berührte die Pforte mit der Blume, und sie sprang auf; er ging hinein, durch den Hof, horchte, wo er die vielen Vögel vernähm'. Endlich hört er's; er ging und fand den Saal; dort war die Zauberin, fütterte die Vögel in den sieben tausend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie bös, sehr bös, schalt, spie Gift und Galle gegen ihn aus, aber sie konnt' auf zwei Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrt' sich nicht an sie, und ging, besah die Körbe mit den Vögeln; da waren aber viel hundert Nachtigallen; wie sollte er nun seine Jorinde wieder finden! Indem er so zusah, merkte er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel nimmt und damit nach der Thüre geht. Flugs sprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume, und auch das alte Weib; nun konnte sie nichts mehr zaubern; und Jorinde stand da, so schön als sie ehemals war und sank ihm an die Brust. Da macht' er auch all' die andern Vögel wieder zu Jungfern, und da ging er mit seiner Jorinde nach Hause und lebten lange vergnügt zusammen.

Die Kinder im Walde.

Von

Ernst von Houwald.

Gar wohlgemuth nnd guter Ding' zu Wald ein Knab' und Mägdlein ging. Der Tag war draußen heiß und schwül, der Wald hingegen frisch und kühl. Hier liefen sie die Kreuz und Quer und pflückten Erd- und Heidelbeer. — Bald rief der Bruder: „Schwester hier, die schönsten Beeren stehn bei mir!" Bald sprach die Schwester: „Bruder, nein, hier werden noch viel schön're sein." Zum Bruder springt die Schwester drauf, ißt dort die schönsten Beeren auf, und mit ihr muß der Bruder gehn, wo ihrer noch viel schön're stehn. So stopfen sie die Beerelein fortan mit vollen Händen ein, bis jedes zu dem andern spricht: 's ist nun genug, mehr kann ich nicht! und bis der kleine Bauch so schwer, daß fast ein Reif drum nöthig wär'. Sie setzen sich an einen Baum, sie sprechen Nichts, sie athmen kaum, und eins sich an das andre lehnt, und eines nach dem andern gähnt, bis daß der sanfte Schlaf sie leicht im kühlen Schatten überschleicht.

Und nah' bei ihrer Schlummerstatt ein Häslein seine Jungen hat. Die hüpfen aus dem Strauch heran und sehen sich die Kinder an, und spielen um das kleine Paar und fühlen mit den Pfötchen gar in stiller Lust und ohne Scheu, wie warm das rothe Bäckchen sei.

Und nah', wo Knab' und Mägdlein ruht, hat auch ein Zeisig seine Brut, die lauschet auch zum Nest hinaus und breitet ihre Flüglein aus und sieht, wie sich die Häslein klein dort um die holden Kinder freun. Da wagt sie sich in froher Hast auch bald hinab von Ast zu Ast, und setzet sich in stiller Lust den Kindern gar auf Stirn und Brust. Und wo der warme Athem weht, da wird das Köpfchen hingedreht. Und Zeisig spricht: Sagt uns geschwind, was das für liebe Thierchen sind? Wir glauben, es sind Vöglein; doch die Federn wachsen ihnen noch. Die Häschen aber sprechen: Nein, wo sollen Klau' und Schnabel sein? Die Lippen sind so roth, so weich, nein, die gehören nicht zu euch. Viel eher könnten's Häschen sein, sind auch die Ohren etwas klein. Und Zeisig hebt sein Köpfchen drauf und ruft und singt: Wacht auf, wacht auf! Ihr seid so wunderhold und schön, ihr müßt uns, wer ihr seid, gestehn; Wir woll'n in Liebe und Vertrau'n euch in die offnen Augen schau'n. Und Häschen klopft auf Hand und Wang' und ruft: Wacht auf, schlaft nicht so lang! Wir haben noch der Brüder viel, kommt mit, kommt mit zum frohen Spiel! Ihr seid so wunderhold und schön, wir woll'n mit euch zur Mutter gehn.

Als sie so sprachen, naht sich bald die Mutter Häsin durch den Wald. Die Mutter Zeisig flattert auch von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch; und als sie hier die Kinder sehn, da bleiben sie erschrocken stehn und rufen ihren Jungen: Fort! die Schläfer sind ja Menschen dort! Erweckt sie nimmer, laßt sie ruhn, damit sie uns nichts Böses thun! Es war ein Mensch der in der Schling' mein armes Männchen gestern fing. Es war ein Mensch mit Hund und Roß, der euren Vater hetzt' und schoß. Der Mensch ist nur im Schlafe mild, doch wenn er wacht, oft hart und wild, hat kein Erbarmen mit dem Thier; drum laßt uns fliehen fort von hier!

Und Häschen läuft und Zeisig fliegt, doch Knab' und

Mägdlein schlummernd liegt. Und beiden wie im Traum' es kam, als ob die Thierchen fromm und zahm liebkosend sich an sie gewagt und manch verständlich Wort gesagt. Und als sie beide endlich wach, da schaun sie aller Seiten nach. Doch still und leer ist Strauch und Baum. O weh', es war ein bloßer Traum. „Fort, Bruder! fort! ich fürchte mich! 's ist hier so öd' und schauerlich!"

Als Knab' und Mägdlein heimwärts springt, hoch in der Luft das Vöglein singt: 's wär' nirgends öd' um euch und leer, wenn nicht der Mensch so grausam wär'; wenn er nicht selbst das Thier verscheucht', das sich vertrauend zu ihm neigt. — So geh' er aber hübsch allein, Herr Mensch, ich mag nicht bei ihm sein!

Ihr, die ihr's kennt und die ihr's wißt, wie süß der Funke Leben ist, die ihr ihn ehrt und sorgend schont, gleichviel in welcher Brust er wohnt, die ihr leichtsinnig Nichts zerstört, selbst wenn's zu Thieres Lust gehört, und die ihr denkt: Das kleinste Thier hat einen Vater doch mit mir; geht nur getrost durch Wald und Flur, euch grüßt mit Freuden die Natur; vor eurem freundlichen Gesicht entfliehen ihre Kinder nicht. Doch wo ich einen finden sollt', der anders dächt' und anders wollt', da stimm' ich mit den Vöglein ein: Herr Mensch, ich mag nicht bei dir sein.

Der Mann und das Kind.

Von

Pomtow.

Es wohnten einmal ein Mann und ein Kind zusammen in einem dichten Walde, die hatten sich sehr lieb, und blieben immer beisammen; denn wo der Mann hinging, nahm er auch das Kind mit. Am besten aber gefiel es dem Kinde, wenn der Abend anbrach, und die Sonne untergehen wollte, dann ging der Mann mit ihm zur kühlen Mooshütte hinaus, und lagerte sich in dem Goldstrom, in dem die Sonnenstrahlen über den See und die grünen, dämmernden Matten herflossen, dann schlug das Kind die Arme um des Mannes Hals, legte das Haupt auf sein klopfendes Herz, und war sehr glücklich.

Eines Abends, als sie wieder so zusammen ruhten, sagte auf einmal der Mann, der recht bleich aussah: „Liebes Kind, ich muß heut fortgehn von dir, und kann dich nicht mitnehmen; sei nur recht fromm, dann wirst du auch dahin kommen, wohin ich gehe; und nun lebe wohl.“ „Mann,“ sagte das Kind, „nimm mich mit!“ „Du kannst nicht, sagte der Mann ganz leise, „es ist dir zu weit.“ — Da hörte das Kind des Mannes Herz nicht mehr klopfen, und ihm ward so bange und so weh, wie ihm in seinem Leben noch nie gewesen war. Es setzte sich in den finstersten Winkel der Hütte, und weinte so sehr, so sehr, daß

es noch mitten im Weinen einschlief. Träumend sah es den Mann, der erschien ihm noch viel schöner, als je zuvor; aber er sah das Kind so traurig und doch so liebevoll an, daß dem Kinde das Herz brechen wollte vor Sehnsucht. Und als es langsam die Augen aufschlug, meinte es des Mannes leuchtendes Antlitz ganz nahe vor sich zu sehen; dann rückte es ferner und immer ferner, bis es mit der glühenden Morgensonne zusammenfloß, die ihm hell und freundlich in's Auge blickte. Dem Kinde aber waren die Augen so schwer vom Weinen. Wie es nun sein schmerzendes Köpfchen in's morgenfeuchte Gras legte, hörte es den Strauch über sich leise mit dem Morgenwinde plaudern, da sprang es empor, schüttelte mit seinen Händchen den Strauch, daß er rasselte, und rief: „Strauch, sage mir, wo ist der Mann hingegangen? Ich will es wissen.“ Da rüttelte sich der Strauch noch einmal, um sich erst wieder zurecht zu rücken, und sagte dann:

„Tausend Augen hab' ich, doch sah ich ihn nicht.
Aber über Berg und Thal
Blitzt der bebende Sonnenstrahl,
Den frag' einmal.“

„Sonnenstrahl,“ fragte das Kind, „wo ist der Mann?“

Der Sonnenstrahl aber legte sich ruhig ins duftende Gras und sagte:

„Ich wandle immer
Im Meer des Lichts,
Da weiß ich vom Reiche
Der Dunkelheit Nichts;
Doch hat vielleicht
Die finstre Nacht
Dem Vogel im Baum
Es angesagt.“

Nun ging das Kind hin zum Fliederbaum, wo der Vogel

im Nest wohnte, und sagte: „Lieber Vogel, hat dir die Nacht gesagt, wo mein lieber Mann ist, dann sage mir's, ich möchte so gerne zu ihm hin.“ „Ja,“ sagte der Vogel, „ich sitze eben und sinne nach, was mir die Nacht geträumt hat. Der Mann kam darin vor, aber ich kann es gar nicht wieder finden. Halt! der Bach muß es wissen, der kommt aus der dunklen Erde her, und hat mir die ganze Nacht von ihm erzählt, aber, so sehr ich sinne, es ist mir, wie verweht.“ So ging nun das Kind zu dem schönen, klaren Bach hin, legte sich mit dem Köpfchen weit über das Wasser, und sah mit seinen Augen so tief, so tief hinein, und sagte: „Lieber Bach, der du aus der dunklen Erde herkommst, willst du mir nicht sagen, wo der Mann hingegangen ist, den ich so sehr lieb habe, und zu dem ich so gern wieder hin möchte?“ Als es so sagte, fielen ein Paar von seinen langen, schönen Locken in das Wasser, und es war ihm, als sähe ihm der Bach so sehnsüchtig in die Augen, die Welle murmelte so lieblich lockend — da sank sein Haupt immer tiefer hinab, und dann nahm es der Bach leise in seine kühlen Arme, wiegte es in süßen Schlummer, und trug es schlafend dem Manne an die Brust.

Wiesewittel.

Von

Büchmann.

Es waren einmal vier Brüder, die wohnten in einem freundlichen Hause an der Wiese; die ältesten waren unwirsch und barsch, und gaben nicht gern; der jüngste hatte ein mildes Herz gegen Menschen und Thier.

Da kam eines Tages eine Mücke auf den ältesten zugeflogen, als er auf der Wiese heuete, und sprach zu ihm:

„Wiesewittel läßt dir sagen,
Du sollst der Mücke ein wenig Blut geben."

Da sagte er: „Dummes Vieh!" und schlug nach ihr. Aber sie stach ihn gehörig, und schwirrte so schnell weiter, daß er sie nicht fassen konnte. Dann flog sie zum Jüngsten, und bestellte ihm ebenfalls, was Wiesewittel gesagt. Da sprach der Jüngste: „Ich kenne den Herrn nicht; aber nehme sie nur von meinem Blute." Das that sie denn auch, indem sie ihm fein säuberlich und manierlich etwas Blut aus dem Finger sog. Dann flog sie von dannen. Er aber rief ihr nach: „Grüße sie aber auch Herrn Wiesewittel!"

Desselben Tages kam eine Motte auf den zweiten Bruder

zu, der in der Wiese Pfeffermünzkraut gegen seinen bösen Husten sammelte, und sprach zu ihm:

„Wiesewittel läßt dir sagen,
Du sollst der Motte erlauben, sich ein wenig in deine Pelzmütze zu setzen."

Da sagte er: „Albernes Vieh!" und schlug nach ihr. Aber sie flog schnell weiter, und ätschte ihn mit ihren Hinterfüßen aus. Dann flog sie zum Jüngsten, und sprach zu ihm dieselben Worte. Da antwortete er: „Ich kenne Herrn Wiesewittel zwar nicht, aber meine Pelzmütze steht ihr zu Diensten. Sie liegt unter dem dreibeinigen Schemel." Da setzte sich die Motte in den Pelz, und erquickte sich. Dann flog sie fort. Er aber rief ihr nach, sie solle Herrn Wiesewittel einen schönen Gruß bestellen.

Desselben Tages kam eine Grille zum dritten Bruder, der auf der Wiese Pilze sammelte, (denn die aß er gern) und sagte:

„Wiesewittel läßt dir sagen,
Du sollst der Grille ein Hanfkorn geben."

Da sagte er: „Thörichtes Vieh!" und schlug nach ihr. Aber sie hopste und machte einen Satz, dreimal so lang als des Müllers Esel, vom Maule bis zum Schwanz, und drehte sich dann um, und machte ihm eine Nase, dann flog sie zum Jüngsten, und richtete Herrn Wiesewittels Bestellung aus. Da sprach er: „Hopse sie nur die Treppe hinauf, unten unter der Dachluke liegen die Hanfkörner." Da hopste die Grille hinauf, und als sie wieder hinunter hopste, rief er ihr nach: „Bringe sie auch ein Kompliment an Herrn Wiesewittel unbekannter Weise, und sage sie ihm, wir wollen gute Nachbarschaft halten."

Am Abende dieses Tages saßen die vier Brüder auf der Wiese neben dem alten Weidenbaum, und sprachen allerlei mit einander. Die Sonne war unter, und die Sterne waren auf, die Heimchen zirpten, und die Frösche quakten in dem nahen

Teich. Die Brüder fingen schon an müde zu werden, und der älteste nickte mit dem Kopfe. Da hörten sie plötzlich ein seltsam Murmeln, Flüstern, Rascheln und Knistern zu ihren Füßen. Die Erde bewegte sich, und heraus trat ein kleines Männlein, nicht höher, als eine Butterblume, fein, zierlich und doch majestätisch sah es aus. Einen Panzer trug es von purem Golde, und einen Helm hatte es auf mit wallendem Federbüschlein, und in der Rechten hielt es eine Lanze. Und als die Brüder ganz verwundert auf den kleinen Mann hinschauten, wie er so urplötzlich aus der Erde emporschoß, da that er auf seinen Mund und sprach: „Wiesewittel bin ich und Herrscher dieser Wiese. Einer von euch hat den drei Kammerjungfern meiner erlauchten Gemahlin Blumholde Gutes erwiesen. Das soll ihm aber belohnt sein. Morgen um halb sieben in der Früh', wenn der Kuckuck aus dem Walde ruft zum zweiten Male, dann geht auf den Weg, der nach Schöningen führt. Hinter dem Meilenzeiger, wo der große Stein im Graben liegt, da bückt euch. Vier Eier werden dort an der Erde liegen. Die nehmt auf und öffnet; der aber, der da Gutes erwiesen meiner erlauchten Gemahlin Blumholde, bekommt das Beste. Also will und beschließe ich Wiesewittel, Herrscher dieser Wiese." Und kaum hatte er gesprochen, da hob er sein rechtes Beinlein und stampfte auf die Erde. Das hörte aber sein Kämmerer, der Maulwurf, und hatte hurtig einen Weg aufgeworfen bis an die Oberfläche der Erde, und Wiesewittel sank hinab mit seinem funkelnden Panzer, seiner Lanze und mit seinem wallenden Federbüschlein. Und die Heimchen und die Frösche, die fein still gewesen waren, als Herr Wiesewittel gesprochen, fingen wieder ihren Lärm an.

Am andern Morgen um halb sieben in der Früh', als der Kuckuck aus dem Walde gerufen zum zweiten Male, da gingen die Brüder auf den Weg, der nach Schöningen führt, und

hinter dem Meilenzeiger, wo der große Stein im Graben liegt, da bückten sie sich. Da lagen vier Eier, eins war weiß und etwas schmutzig, wie ein rechtschaffenes Ei aus dem Hühnerstalle zu sein pflegt, das zweite aber war von eitel Golde, das dritte war wie glänzender Karfunkel, und auf dem vierten silbernen waren Sprüche in der Sprache, wie sie die Erdmännchen unter der Erde mit einander sprechen, gar kunstreich ausgemalt. Da bückte sich der erste Bruder nach dem goldenen Ei, und öffnete es gegen den Stein. Aber die goldene Schale zersprengte in feinen Goldstaub, und heraus flog ein Schwarm von Mücken, dem ersten Bruder um den Kopf, und jagte ihn immerfort nach Nord zu. Da nahm der zweite Bruder das Karfunkelei, und öffnete es gegen den Stein. Aber die Karfunkelschale zersprühete wie Staub, und heraus flog ein Schwarm von Motten, dem zweiten Bruder um den Kopf, und jagte ihn immerfort nach Ost zu. Da nahm der dritte Bruder das Sprüchleinei, und öffnete es gegen den Stein. Aber auch die Sprüchleinschale zerfiel wie Asche, und heraus hüpfte ein Schwarm von Grillen, dem dritten Bruder um die Beine, und jagte ihn fort gen Westen. Da stand nun der vierte Bruder ganz allein mit seinem Ei, und verwunderte sich über das, was seinen Brüdern widerfahren. „Mein Ei," sprach er bei sich selbst, „ist ein natürlich rechtschaffen Hühnerei, das will ich verspeisen, wenn ich nach Hause gekommen." Da wollte er es aufheben, aber siehe, die Schale floß von selbst ab, und da stand vor ihm leibhaftig und wahr Herr Wiesewittel, Herrscher der Wiese, in goldenem Panzer, mit Helm und Speer. Er that aber den Mund auf und sprach:

„Deine Brüder sind bestraft für ihre Hoffahrt gegen die Kammerjungfern meiner erlauchten Gemahlin Blumholde. Der erste muß funfzig Meilen laufen gegen Nord, der zweite funfzig gegen Ost, der dritte funfzig gegen West; denn so weit werden sie verfolgt werden von meinen Truppen, den Mücken, den

Motten und Grillen. Dann aber werden sie Ruhe finden und Häuser bauen; auch werden sie eine reiche Nachkommenschaft haben; der erste wird der Urahn werden des Geschlechts der Muckebolde, der zweite der des Geschlechts der Mottenköpfe, der dritte der des Geschlechts der Grillenfänger. Du aber wirst glücklich sein und der Urahn der Biedermänner. Ich werde über deine Wiese und dein Gehöft schirmen und walten. Gehab dich wohl!"

Da hob Wiesewittel sein rechtes Beinlein in die Höhe, und stampfte auf den Boden. Das hörte die Feldmaus, die heute die Wacht hatte in Herrn Wiesewittels Gebiet, und grub hastig ein Loch, und Wiesewittel glitt hinab mit seiner funkelnden Rüstung, seinem Helme mit dem wogenden Busch und seiner gewaltigen Lanze.

Der jüngste Bruder aber hat bis an sein Ende selig und fröhlich gelebt, und noch heute leben die Biedermänner, die Muckebolde, die Mottenköpfe, die Grillenfänger, aber alle durcheinander. Auch Wiesewittel und Blumholde leben noch im Schooß der Erde und sind ein gar mächtig Herrscherpaar.

Der Schmetterling und das todte Kind.

Von

Ferdinand Schmidt.*)

Ein schöner goldner Schmetterling schwebte zwischen Himmel und Erde dahin. Ueber sich sah er das himmlische Blau, unter sich das weite Blüthenland, von dem der Opferduft emporströmte. Es war ihm so wohl, so selig zu Muthe, er wollte nichts als fliegen und immer fliegen. Was er als Raupe nicht hatte glauben wollen, wovon er im kleinen Sarge geträumt hatte, — das Alles war jetzt Wahrheit geworden. Höher und höher flog er. Den Honig des Veilchens, der Lilie und der Rose hatte er getrunken, jetzt wollte er zur Sonne empor. „An dir, du goldne Himmelsblüthe, will ich hangen, deinen Duft will ich athmen, deinen Honig trinken!" — So jauchzte sein Herz. Aber je höher er kam, je leichter und dünner ward die Luft, je schwerer sein Flug. Wolken zogen sich allgemach zusammen, Winde begannen zu wehen.

Da erschrak er und ließ sich hinab. Aber noch lag die Erde tief, tief unter ihm, da ergriff ihn der Sturm und riß

---

*) Auf den Wunsch der Verlagshandlung hat der Herausgeber mit obenstehendem Märchen eine Probe aus seinen Jugendschriften gegeben, die unter dem Titel: „Jugendbibliothek von Ferdinand Schmidt" in 12 Bänden à 10 Sgr. erschienen sind.

ihn in eine Gewitterwolke hinein. Grauenhaft dunkel ward es um ihn her, mächtig ward er hinweggerissen, seine zarten Flügel kamen in Gefahr zu zerbrechen. Plötzlich befand er sich mitten in einem rothen Feuer, doch es versengte ihn nicht, es blendete ihn nur. Unmittelbar darauf erhob sich ein entsetzliches Getöse — es war, als ob der mächtige Himmel dröhnend zusammenbräche und die Erde im Sturz zertrümmert würde. Geblendet und betäubt, vermochte er seine Flügel nicht mehr zu bewegen; wie ein leichtes Blatt des Baumes ward er vom Sturm dahin geweht. Tief unter sich vernahm er ein dumpfes Brausen.

Eine Zeitlang tobte das Wetter, dann nahm seine Gewalt ab, seltner blitzte es, schwächer rollte der Donner. Der Schmetterling war auf den Flügeln des Sturmes dem Unwetter weit vorangeeilt. Endlich ließ auch der Sturm nach, der Schmetterling gewann wieder Besinnung und Kraft. Glühend tauchte die Sonne ins Meer, die farbigen Bänder ihres Lichtkleides flatterten noch einmal weit dahin über den Himmel — dann verschwand sie.

Dunkel ward es, und noch hatte der Schmetterling die Erde nicht erreicht. Da sah er unter sich Tausende von Lichtern glänzen und funkeln. Waren es Johanniswürmchen, die die tropfenden Büsche umhüpften? Röthlich und düster brannten die Feuer — Johanniswürmchen konnten es nicht sein. Endlich fühlte er etwas Festes unter seinen Füßen. Er schlug die Flügel zusammen und schlief vor Ermattung augenblicklich ein.

Als er am andern Morgen erwachte, fand er sich auf dem Dache eines Hauses. Verwundert blickte er umher und sann nach, wie er hieher gekommen sei. Bald fiel ihm Alles ein. Um sich, so weit sein Auge blickte, sah er nichts als eine endlose Häusermasse. Tausende von schwarzen Schornsteinen erhoben sich aller Orten, unreine Luft dampfte aus den Straßen empor, Säulen Rauches stiegen auf und breiteten sich zu einer grauen

Decke aus, die den Himmel verdüsterte. Er sah keinen Baum, keinen Strauch; er sah weder Wiese, noch Wald, noch Fluß. Weh und bang' ward ihm im Herzen. Er dachte an seinen Heimathswald und erhob sich, um zunächst wieder ins Freie zu kommen. Doch so viel Dächer er auch überflog — immer neue starrten ihm entgegen. Endlich sah er einen freien Platz, auf dem Blumen zum Verkauf standen. Da er fast verschmachtet war, flog er hinab, um sich an dem Honig einer Blüthe zu laben. Doch ein Knabe schlug mit einem Stecken nach ihm, und nur mit genauer Noth entging er dem Tode. Nun flog er eine lange Straße hinab. Da sah er einen großen Blumenstrauß vor dem Fenster eines Hauses. Er setzte sich auf eine Blüthe, aber ein widriger Firnißgeruch strömte ihm entgegen — er saß auf einem gemalten Schilde. An einem Hause stand ein Fenster offen; ein Blumentopf befand sich auf dem Fensterbrett. Schnell flog der Schmetterling dahin, doch er fand nur Blätter und keine einzige Blüthe, aus der er hätte ein Tröpflein Honig nippen können. Er sah sich in der Stube um. An einer Wand hing ein Glaskasten, worin sich Reihen von Schmetterlingen befanden. Hocherfreut setzte sich unser Schmetterling auf den Glaskasten, um mit seinen Brüdern zu sprechen und sie um Rath zu fragen. Aber wie erbebte er, als er sah, daß sie alle gespießt, daß sie todt und zusammengetrocknet waren!

Mit mattem Flügelschlage verließ er das Zimmer und flog die unabsehbare Straße weiter hinab. Da bemerkte er ein Schloß, auf dem vier große goldene Kugeln erglänzten. Er hielt sie für Blüthen und setzte sich auf eine derselben. Aber kalt war das glänzende Metall, und auch hier ward ihm keine Labung. In dem Schloßhofe fuhr eine Kutsche vor. Ein wunderschönes Fräulein kam aus einem Portal und stieg hinein. Sie trug ein feines Hütchen, das mit Blumen geschmückt war. Alles das sah der Schmetterling von seinem hohen Sitze.

Schnell ließ er sich hinab und setzte sich auf eine der Blumen, welche den Hut zierten. Wohlgeruch strömte ihm entgegen, und freudig neigte er sich hinab in den Kelch der Blume. Er fand indeß auch hier keinen Honig, denn die Blume war eine gemachte, in die das schöne Fräulein vor einigen Tagen einen Tropfen Rosenöl geträufelt hatte. Die Kutsche rollte dahin.

Trostlos erhob sich der Schmetterling und irrte weiter in der Stadt umher. Eine ziemliche Zeit war vergangen. Mehrmals war er in Gefahr gewesen, gefangen zu werden, wenn er sich auf einen Stein, ein Schild oder einen Kellerhals niedergelassen hatte, um ein wenig auszuruhen.

Endlich war der traurigste und elendeste Tag seines Lebens vergangen, und noch befand er sich in der Stadt. Er saß an der weißen Gardine einer Stube, deren Fenster aufstanden. Hierher hatte er sich vor einer großen Fledermaus geflüchtet, die schon sehr früh aus ihrem Versteck gekommen war. In der Stube stand ein Sarg, darin ein junges blasses Mägdlein lag. Es sah so schön aus, wie ein Marmorgebild, die Augen waren geschlossen, ein weißes Kleid umhüllte den zarten Körper. Auf dem Tische daneben brannte düster eine Lampe.

Alsbald schlief der Schmetterling vor Ermattung ein.

Menschenstimmen erweckten ihn am andern Morgen. Eine Frau in schwarzer Kleidung lehnte sich über das todte Kind. Sie rief es bei Namen, und ihre heißen Thränen fielen hinab auf das bleiche schöne Angesicht. Zwei Männer, deren Augen auch in Thränen schwammen, führten endlich mit sanfter Gewalt die trostlose Mutter hinweg. Da erblickte der Schmetterling einen Blumenstrauß, den die Mutter dem Kinde auf die Brust gelegt hatte.

Schnell flog er hin, ja — es waren wirkliche Blumen, Blumen voll Duft und Honig, die das Kindlein mit in die tiefe Gruft nehmen sollte. Trunken vor Wonne neigte sich der

Schmetterling in eine der Blüthen, labte sich am würzigen Honig und bemerkte nicht, daß die Männer zurückkamen und den Deckel auf den Sarg legten. Dumpfe Hammerschläge erdröhnten, der Schmetterling erhob sich — Alles war finster. Aus dem Wehklagen der Mutter hatte er entnommen, daß die Erde das Kind aufnehmen sollte, daß ein tiefes, tiefes Grab gegraben sei. Ein Schrecken kam über ihn. Er fühlte, wie der Sarg gehoben und hinweggetragen wurde. „Wehe mir," rief er, „ich soll also kläglich sterben in der finsteren Erde!" Doch bald fiel ihm ein, daß ja auch er in einem Sarge gelegen habe. „O," dachte er, „wird nicht der Schöpfer, der mich erweckt hat, auch das Kind aus seinem dunklen Hause wieder hervorrufen?" Trost und Hoffnung zogen wieder ein in sein Herz. „Ich will bei ihm bleiben," dachte er, „will mich an den Blumen, die auf seiner Brust ruhn, laben, und dann mit ihm auferstehen. Früher war ich häßlich an Gestalt, und als ich auferstand, hatte mich der Schöpfer mit Schönheit geschmückt und mit neuen wunderbaren Kräften begabt. Hoch empor konnte ich mich erheben, von Blume zu Blume fliegen, und Honig war fortan meine Speise. Das geschah mir, und das Mägdlein sollte im Sarge bleiben? — Sie, die hier schon so schön war, wird als eine Lichtgestalt emporschweben, und ich will dann, einer Blume gleich, ruhen an ihrer Brust und mich zur Sonne tragen lassen, zu der zu kommen ich vergebens gestrebt habe. So senkt uns nur immer hinein in das Grab, bald wird die kurze Nacht vergangen sein!"

So sprach der Schmetterling sich Trost ein. Er wußte nicht, daß er in seinem kleinen Sarge wochenlang geschlummert hatte, sondern er meinte, der süße, träumereiche Schlaf habe nur eine kurze Sommernacht gedauert. Eben so, hoffte er, würde es dem Mägdlein in ihrem Sarge ergehen.

Jetzt ertönte ein Grabgesang; die Träger hielten still, und

der Sarg ward zur Erde gesetzt. Darnach hörte der Schmetterling eine milde Stimme beten und der trauernden Mutter Trost zusprechen. Aber lautes Weinen, Ausrufe des tiefsten Schmerzes — das war die Antwort der Mutter. Sie hatte sich über den Sarg geworfen und wollte ihn nicht hinabsenken lassen. Mit weinenden Augen traten Freunde und Angehörige hinzu und suchten die unglückliche Mutter zu trösten, die ihr einziges, liebes Kind verloren hatte. Alle Trostesworte schienen Anfangs vergebens zu sein, doch endlich sagte die Weinende, sie wolle sich in dem Willen Gottes ergeben, wenn sie ihr Kind noch einmal gesehen, noch einmal seine Hände gedrückt, noch einmal seine bleiche Lippen geküßt habe.

Der Sarg ward geöffnet. Da, erschreckt durch den Anblick der Menschen, die so nahe am Sarge standen, erhob sich der goldene Schmetterling, flog schnell empor und verschwand hinter den nahen großen Bäumen. Auf einem breiten Blatte sitzend, vermochte er, ungesehen von den Menschen, die Stätte der Trauer zu überblicken. Alle Leidtragenden hatten ihn emporfliegen sehn. Die Mutter sank auf ihre Knie und schaute mit emporgehobenen Händen zum Himmel empor. Ein Strahl göttlichen Friedens schimmerte auf ihrem noch thränenvollen Angesichte. Ihr war, als habe ihr der Himmel in dem emporfliegenden Schmetterlinge ein sichtbarliches Zeichen gegeben, daß ihr Kind einem schöneren Leben entgegen gegangen sei. Darnach küßte sie noch einmal den Mund und die bleichen Wangen des todten Kindes, drückte noch einmal seine weißen schönen Hände, dann gab sie den Trägern ein Zeichen, und der Sarg ward unter lautloser Stille geschlossen und in die Gruft gesenkt. Mit gefalteten Händen stand die Mutter neben dem Grabe; ihr bleiches Angesicht schien von einer Verklärung übergossen zu sein.

Der kleine Grabhügel war aufgeworfen, und der Trauerzug

entfernte sich vom Grabe. Da erhob der Schmetterling die Schwingen, um seine Heimath zu suchen. Am vergangenen Tage war er der Morgensonne zugeflogen, heut nahm er die entgegengesetzte Richtung. Von Zeit zu Zeit ruhete er ein Wenig aus und erquickte sich an dem Honig einer Blüthe. Der Abend kam endlich heran, und noch war von seinem heimathlichen Walde nichts zu sehen. Früh am nächsten Morgen machte er sich wieder auf seinen luftigen Weg. Nach kurzer Zeit sah er ein Bächlein blinken in der Ferne. Frohen Herzens verfolgte er dessen Lauf. Durch seine waldige Heimath zog sich auch solch ein Bächlein hin, und er hoffte, dies werde es sein. Er täuschte sich auch wirklich nicht, denn nachdem kaum die Mitte des Tages vorüber war, hatte er seine Heimath erreicht.

Herzlich begrüßte er seine bunten Gespielen, und eben so herzlich begrüßten sie ihn, den sie schon für verloren gehalten hatten. Als er sich von seiner weiten Wanderung ausgeruht und am Blumennectar gelabt hatte, erzählte er den Gespielen, was ihm begegnet war, und er schloß mit den Worten:

Seht, grüßend winken Zweig und Blume
Im frischen, duft'gen Waldrevier,
Und in der Heimath Heiligthume
Will ich nun bleiben für und für.

Rübezahl, der Geist des Riesengebirges.

Volksmärchen

von

Musäus.

Eines Tages sonnte sich der Geist an der Hecke seines Gartens; da kam ein Weiblein ihres Weges daher in großer Unbefangenheit, die durch ihren sonderbaren Aufzug seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie hatte ein Kind an der Brust liegen, eines trug sie auf dem Rücken, eines leitete sie an der Hand, und ein etwas größerer Knabe trug einen ledigen Korb nebst einem Rechen; denn sie wollte eine Last Laub fürs Vieh laden. Eine Mutter, dachte Rübezahl, ist doch wahrlich ein gutes Geschöpf, schleppt sich mit vier Kindern, wartet dabei ihres Berufs ohne Murren und wird sich noch mit der Bürde des Korbes belasten müssen. Diese Betrachtung versetzte ihn in eine gutmüthige Stimmung, die ihn geneigt machte, sich mit der Frau in eine Unterredung einzulassen. Sie setzte ihre Kinder auf den Rasen und streifte Laub von den Büschen; indessen wurde den Kleinen die Zeit lang und sie fingen an heftig zu schreien. Alsbald verließ die Mutter ihr Geschäft, spielte und tändelte mit den Kindern, nahm sie auf, hüpfte mit ihnen singend und scherzend herum, wiegte sie in Schlaf, und ging wieder an ihre Arbeit.

Bald darauf stachen die Mücken die kleinen Schläfer, sie fingen ihren Gesang von neuem an; die Mutter wurde darüber nicht ungeduldig, sie lief ins Holz, pflückte Erdbeeren und Himbeeren, und legte das kleinste Kind an die Brust. Diese mütterliche Behandlung gefiel dem Geiste. Allein der Schreier, der vorher auf der Mutter Rücken ritt, wollte sich durchaus nicht befriedigen lassen, war ein eigensinniger, störriger Junge, der die Erdbeeren, die ihm die liebreiche Mutter darreichte, von sich warf und dazu schrie, als wenn er gespießt wäre. Darüber riß ihr doch endlich die Geduld aus: „Rübezahl," rief sie, „komm und friß mir den Schreier." Augenblicks versichtbarte sich der Geist in der Köhlergestalt, trat zum Weibe und sprach: „Hier bin ich, was ist dein Begehr?" Die Frau gerieth über die Erscheinung in großen Schrecken; wie sie aber ein frisches, herzhaftes Weib war, sammelte sie sich bald und faßte Muth. „Ich rief dich nur," sprach sie, „meine Kinder schweigen zu machen; nun sie ruhig sind, bedarf ich deiner nicht, sei bedankt für deinen guten Willen." „Weißt du auch," entgegnete der Geist, „daß man mich hier nicht ungestraft ruft? Ich halte dich beim Wort, gieb mir deinen Schreier, daß ich ihn fresse; so ein leckerer Bissen ist mir lange nicht vorgekommen." Darauf streckte er die russige Hand aus, den Knaben in Empfang zu nehmen.

Wie eine Gluckhenne, wenn der Weih hoch über dem Dache in den Lüften schwebt, oder der schäkerhafte Spitz auf dem Hofe hetzt, ihre Küchlein mit ängstlichem Glucksen vorerst in den sichern Hühnerkorb lockt, dann ihr Gefieder emporsträubt, die Flügel ausbreitet und mit dem stärkern Feinde einen ungleichen Kampf beginnt, so fiel das Weib dem schwarzen Köhler wüthig in in den Bart, ballte die kräftige Faust und rief: „Ungethüm, das Mutterherz mußt du mir erst aus dem Leibe reißen, eh du mir mein Kind raubest." Eines so muthvollen Angriffs hatte sich Rübezahl nicht versehen, er wich gleichsam schüchtern zurück:

dergleichen handfeste Erfahrung in der Menschenkunde war ihm noch nie vorgekommen. Er lächelte das Weib freundlich an: Entrüste dich nicht; ich bin kein Menschenfresser, wie du wähnest, will dir und deinen Kindern auch kein Leids thun; aber laß mir den Knaben, der Schreier gefällt mir, ich will ihn halten, wie einen Junker, will ihn in Sammet und Seide kleiden und einen wackern Kerl aus ihm ziehen, der Vater und Brüder einst nähren soll. Fordere hundert Schreckenberger, ich zahle sie dir.

Ha! lachte das rasche Weib, gefällt euch der Junge? Ja, das ist ein Junge, wie'n Daus, der wäre mir nicht um aller Welt Schätze feil.

Thörin! versetzte Rübezahl, hast du nicht noch drei Kinder, die dir Last und Ueberdruß machen? Mußt sie kümmerlich nähren und dich mit ihnen placken, Tag und Nacht.

Das Weib. Wohl wahr, aber dafür bin ich Mutter, muß thun, was meines Berufs ist. Kinder machen Ueberlast, aber auch manche Freude.

Der Geist. Schöne Freude, sich mit den Bälgen tagtäglich zu schleppen, sie zu gängeln, zu säubern, ihre Unart und Geschrei zu ertragen.

Sie. Wahrlich, Herr, ihr kennt die Mutterfreuden wenig. Alle Arbeit und Mühe versüßt ein einziger freundlicher Anblick, das holde Lächeln und Lallen der kleinen unschuldigen Würmer. Seht mir nur den Goldjungen da; wie er an mir hängt, der kleine Schmeichler! Nun ist ers nicht gewesen, der geschrien hat. Ach, hätte ich doch hundert Hände, die euch heben und tragen und für euch arbeiten könnten, ihr lieben Kleinen!

Der Geist. So! hat denn dein Mann keine Hände, die arbeiten können?

Sie. O ja, die hat er; er rührt sie auch, und ich fühl's zuweilen.

Der Geist, aufgebracht: Wie? dein Mann erkühnt sich, die Hand gegen dich aufzuheben? gegen solch ein Weib? Das Genick will ich ihm brechen, dem Mörder.

Sie, lachend: Da hättet ihr traun viel Hälse zu brechen, wenn alle Männer mit dem Halse büßen sollten, die sich an der Frau vergreifen.

Der Geist. Was treibt denn dein Mann für ein Gewerbe?

Sie. Er ist ein Glashändler, muß sich seinen Erwerb auch lassen sauer werden. Schleppt der arme Tropf die schwere Bürde aus Böhmen herüber, Jahr aus Jahr ein; wenn ihm nun unterwegs ein Glas zerbricht, muß ich's und die armen Kinder freilich entgelten; aber Liebesschläge thun nicht weh.

Der Geist. Du kannst den Mann noch lieben, der dir so übel mitspielt?

Sie. Warum nicht lieben? Ist er nicht der Vater meiner Kinder? Die werden alles gut machen und uns wohl lohnen, wenn sie groß sind.

Der Geist. Leidiger Trost! Die Kinder danken auch der Eltern Müh und Sorgen! Die Jungen werden dir den letzten Heller aus dem Schweißtuch pressen, wenn sie der Kaiser zum Heere schickt ins ferne Ungerland, daß die Türken sie erschlagen.

Das Weib. Ei nun, das kümmert mich auch nicht; werden sie erschlagen, so sterben sie für den Kaiser und für's Vaterland in ihrem Beruf, können aber auch Beute machen und der alten Eltern pflegen.

Hierauf erneuerte der Geist den Knabenhandel nochmals, doch das Weib würdigte ihn keiner Antwort, raffte das Laub in den Korb, band oben drauf den kleinen Schreier mit der Leibschnur fest, und Rübezahl wandte sich, als wollt' er fürder gehen. Weil aber die Bürde zu schwer war, daß das Weib nicht aufkommen konnte, rief sie ihn zurück: Ich hab euch einmal gerufen, sprach sie, helft mir nun auch auf, und wenn

ihr ein übriges thun wollt, so schenkt dem Knaben, der euch gefallen, ein Gröschel zu einem paar Semmeln; morgen kommt der Vater heim, der wird uns Weißbrot aus Böhmen mitbringen. Der Geist antwortete: Aufhelfen will ich dir wohl, aber giebst du mir den Knaben nicht, so soll er auch keine Spende haben. Auch gut, versetzte das Weib, und ging ihres Weges.

Je weiter sie ging, je schwerer wurde der Korb, daß sie unter der Last schier erlag und alle zehn Schritte verschnauben mußte. Das schien ihr nicht mit rechten Dingen zuzugehen; sie wähnte, Rübezahl hab ihr einen Possen gespielt, und eine Last Steine unter das Laub practicirt; darum setzte sie den Korb auf dem nächsten Rande ab und stürzte ihn um. Doch es fielen eitel Laubblätter heraus und keine Steine. Also füllte sie ihn wieder zur Hälfte und raffte noch so viel Laub ins Vortuch, als sie darein fassen konnte; aber bald wurde ihr die Last von neuem zu schwer, und sie mußte nochmals ausleeren, was die rüstige Frau groß Wunder nahm; denn sie hatte gar oft hochbepanste Graslasten heimgetragen und solche Mattigkeit noch nie gefühlt. Desungeachtet beschickte sie bei ihrer Heimkunst den Haushalt, warf den Ziegen und den jungen Hipplein das Laub vor, gab den Kindern das Abendbrot, brachte sie in Schlaf, betete ihren Abendsegen und schlief flugs und fröhlich ein.

Die frühe Morgenröthe und der wache Säugling, der mit lauter Stimme sein Frühstück heischte, weckten das geschäftige Weib zu ihrem Tagewerk aus dem gesunden Schlaf. Sie ging zuerst mit dem Melkfasse ihrer Gewohnheit nach zum Ziegenstalle. Welch schreckenvoller Anblick! das gute nahrhafte Hausthier, die alte Ziege, lag da, rohhart und steif, hatte alle Viere von sich gestreckt und war verschieden; die Hipplein aber verdrehten die Augen gräßlich im Kopfe, streckten die Zunge

weit von sich, und gewaltsame Zuckungen verriethen, daß sie der Tod ebenfalls schüttele. So ein Unglücksfall war der guten Frau noch nicht begegnet, seitdem sie wirthschaftete; ganz betäubt von Schrecken sank sie auf ein Bündlein Stroh hin, hielt die Schürze vor die Augen, denn sie konnte den Jammer der Sterblinge nicht ansehen, und erseufzete tief: Ich unglückliches Weib, was fang' ich an! und was wird mein harter Mann beginnen, wenn er nach Hause kommt? Ach, hin ist mein ganzer Gottessegen auf dieser Welt! — Augenblicklich strafte sie das Herz dieses Gedankens wegen: Wenn das liebe Vieh dein ganzer Gottessegen ist auf dieser Welt, was ist denn Steffen und was sind deine Kinder? Sie schämte sich ihrer Uebereilung. Laß fahren dahin aller Welt Reichthum, dachte sie, hast du doch noch deinen Mann und deine vier Kinder. Ist doch die Milchquelle für den lieben Säugling noch nicht versiegt, und für die übrigen Kinder ist Wasser im Brunnen. Wenn's auch einen Strauß mit Steffen absetzt und er mich übel schlägt, was ist's mehr, als ein böses Ehestündlein? hab ich doch nichts verwahrlost. Die Ernte stehet bevor, da kann ich schneiden gehn, und auf den Winter will ich spinnen bis in die tiefe Mitternacht; eine Ziege wird ja wohl wieder zu erwerben sein, und hab' ich die, so wird's auch nicht an Hipplein fehlen.

Indem sie das bei sich gedachte, ward sie wieder frohen Muthes, trocknete ab ihre Thränen, und wie sie die Augen aufhob, lag da vor ihren Füßen ein Blättlein, das flitterte und blinkte so hell und hochgelb, wie gediegen Gold; sie hob es auf, besah's, und es war schwer wie Gold. Rasch sprang sie auf, lief damit zu ihrer Nachbarin, der Judenfrau, zeigt' ihr den Fund mit großer Freude, und die Jüdin erkannt's für reines Gold, schacherts ihr ab, und zählt ihr dafür zween Dickthaler baar auf den Tisch. Vergessen war nun all ihr Herzeleid. Solchen Schatz an Baarschaft hatte das arme Weib noch nicht

im Besitz gehabt. Sie lief zum Bäcker, kaufte Strözel und Butterkringel und eine Hammelkeule für Steffen, die sie zurichten wollte, wenn er müde und hungrig auf den Abend von der Reise käm. Wie zappelten die Kleinen der fröhlichen Mutter entgegen, da sie hereintrat und ihnen ein so ungewohntes Frühstück austheilte. Sie überließ sich ganz der mütterlichen Freude, die hungrige Kinderschaar abzufüttern; und nun war ihre erste Sorge, das ihrer Meinung nach von einer Unholdin gesterbte Vieh bei Seite zu schaffen, und dieses häusliche Unglück vor dem Manne so lange als möglich zu verheimlichen. Aber ihr Erstaunen ging über alles, als sie von ungefähr in den Futtertrog sah, und einen ganzen Haufen goldner Blätter darin erblickte. Da schärfte sie geschwind das Küchenmesser, brach den Ziegenleichnam auf, und fand im Magenschlunde einen Klumpen Gold, so groß, als einen Paulinerapfel, und so auch nach Verhältniß in den Mägen der Zicklein.

Jetzt wußte sie ihres Reichthums kein Ende; doch mit der Besitznehmung empfand sie auch die drückenden Sorgen desselben: sie ward unruhig, scheu, fühlte Herzklopfen, wußte nicht, ob sie den Schatz in die Lade verschließen oder in den Keller vergraben sollte, fürchtete Diebe und Schatzgräber, wollte auch den Knauser Steffen nicht gleich alles wissen lassen, aus gerechter Besorgniß, daß er, vom Wuchergeist angetrieben, den Mammon an sich nehmen und sie dennoch nebst den Kindern darben lassen möchte. Sie sann lange, wie sie's klug genug damit anstellen möchte, und fand keinen Rath. Endlich nahm sie ihre Zuflucht zu dem trostreichen Seelenpfleger des Dorfes, berichtete ihm unverholen das Abenteuer mit Rübezahl, wie er ihr zu großem Reichthum verholfen und was sie dabei für Anliegen habe. Nachdem er lange nachgesonnen hatte, sagte er: Hör an, meine Tochter, ich weiß guten Rath für alles. Wäge mir das Gold zu, daß ich dir's getreulich aufbewahre; dann will ich einen

Brief schreiben in welscher Sprache, der soll dahin lauten: dein Bruder, der vor Jahren in die Fremde ging, sei in der Venediger Dienst nach Indien geschifft und daselbst gestorben, und hab all sein Gut dir im Testament vermacht, mit dem Beding, daß der Pfarrer des Kirchspiels dich bevormunde, damit es dir allein und keinem andern zu Nutz komme. Ich begehre weder Lohn noch Dank von dir; nur gedenke, daß du der heiligen Kirche einen Dank schuldig bist für den Segen, den dir der Himmel bescheert hat, und gelob ein reiches Meßgewand in die Sacristei. Dieser Rath behagte dem Weibe herrlich: sie gelobte dem Pfarrer das Meßgewand; er wog in ihrem Beisein das Gold gewissenhaft bis auf ein Quentlein aus, legt' es in den Kirchenschatz, und das Weib schied mit frohem und leichtem Herzen von ihm.

Rübezahl war nicht minder ein Weiberpatron. So sehr die wackere Dörferin mit ihren Gesinnungen und ihrem Benehmen seine Gewogenheit erworben hatte, so ungehalten war er auf den barschen Steffen, trug groß Verlangen, das biedere Weib an ihm zu rächen, ihm einen Possen zu spielen, daß ihm Angst und Weh dabei würde, und ihn dadurch so kirre zu machen, daß er der Frau unterthan würde und sie ihm nach Wunsche den Daumen aufs Auge halten könne. Zu diesem Behuf sattelte er den raschen Morgenwind, saß auf und galoppirte über Berg und Thal, spionirte wie ein Ausreiter auf allen Landstraßen und Kreuzwegen von Böhmen her, und wo er einen Wanderer erblickte, der eine Bürde trug, war er hinter ihm her, und forschte mit dem Scharfblick eines Korbbeschauers nach seiner Ladung. Zum Glück führte kein Wanderer, der diese Straße zog, Glaswaare, sonst hätte er für Schaden und Spott nicht sorgen dürfen, ohne Ersatz zu hoffen, wenn er auch gleich der Mann nicht gewesen wäre, den Rübezahl suchte.

Bei diesen Anstalten konnte ihm der schwerbeladene Steffen allerdings nicht entgehen. Um Vesperzeit kam ein rüstiger frischer Mann angeschritten mit einer großen Bürde auf dem Rücken. Unter seinem festen, sichern Tritt ertönte jedesmal die Last, die er trug. Der Lauerer freuete sich, sobald er ihn in der Ferne witterte, daß ihm nun seine Beute gewiß war, und rüstete sich, seinen Meisterstreich auszuführen. Der keuchende Steffen hatte beinahe das Gebirge erstiegen; nur die letzte Anhöhe war noch zu gewinnen, so ging's bergab nach der Heimath zu, darum sputete er sich, den Gipfel zu erklimmen; aber der Berg war steil und die Last schwer. Er mußte mehr als einmal ruhen, stützte den knotigen Stab unter den Korb, um das drückende Gewicht desselben zu mindern, und trocknete den Schweiß, der ihm in großen Tropfen vor der Stirne stand. Mit Anstrengung der letzten Kräfte erreicht er endlich die Zinne des Berges, und ein schöner gerader Pfad führte zu dessen Abhang. Mitten am Wege lag ein abgesägter Fichtenbaum und der Ueberrest des Stammes stand daneben, kerzengrade und aufrecht, oben geebnet wie ein Tischblatt. Rings umher grünte Tunkagras, Schwallenzagel und Marienflachs. Dieser Anblick war dem ermüdeten Lastträger so anlockend und zu einem Ruheplatz so bequem, daß er alsbald den schweren Korb auf den Klotz absetzte, und sich gegenüber im Schatten auf das weiche Gras streckte. Hier übersann er, wie viel reinen Gewinn ihm seine Waare dießmal einbringen würde, und fand nach genauem Ueberschlage, daß, wenn er keinen Groschen in's Haus verwendete und die fleißige Hand seines Weibes für Nahrung und Kleider sorgen ließe, er gerade so viel lösen würde, um auf dem Markte zu Schmiedeberg sich einen Esel kaufen und befrachten zu können. Der Gedanke, wie er in Zukunft dem Grauschimmel die Last aufbürden und gemächlich nebenher gehen würde, war ihm zu der Zeit, wo seine Schultern eben wund gedrückt waren, so

herzerquickend, daß er ihm, wie natürlich, weiter nachhing. Ist einmal der Esel da, dacht' er, so soll mir bald ein Pferd draus werden, und hab ich nun den Rappen im Stalle, so wird sich auch ein Acker dazu finden, darauf sein Hafer wächst. Aus einem Acker werden dann leicht zwei, aus zweien vier, mit der Zeit eine Hufe, und endlich ein Bauerngut, und dann soll Ilse auch einen neuen Rock haben.

Er war mit seinen Entwürfen beinahe so weit wie jenes Milchmädchen, da tummelte Rübezahl seinen Wirbelwind um den Holzstock herum, und stürzte mit einemmal den Glaskorb herunter, daß der zerbrechliche Kram in tausend Stücken zerfiel. Das war ein Donnerschlag in Steffens Herz; zugleich vernahm er in der Ferne ein lautes Gelächter, wenn's anders nicht Täuschung war, und das Echo den Laut der zerschollenen Gläser nur wieder zurückgab. Er nahm's für Schadenfreude, und weil ihm der unmäßige Windstoß unnatürlich schien, auch, da er recht zusah, Klotz und Baum verschwunden waren, so rieth er leicht auf den Unglücksstifter. O! wehklagt er, Rübezahl, du Schadenfroh, was hab ich dir gethan, daß du mein Stückchen Brot mir nimmst, meinen sauern Schweiß und Blut! Ach, ich geschlagener Mann auf Lebenszeit! Hierauf gerieth er in eine Art von Wuth, und stieß alle erdenklichen Schmähreden gegen den Berggeist aus, um ihn zum Zorn zu reizen. Hallunke, rief er, komm und erwürge mich, nachdem du mir mein Alles auf der Welt genommen hast! In der That war ihm auch das Leben in dem Augenblick nicht mehr werth als ein zerbrochnes Glas; Rübezahl ließ indessen weiter nichts von sich sehen noch hören. — Der verarmte Steffen mußte sich entschließen, wenn er nicht den ledigen Korb nach Hause tragen wollte, die Bruchstücke zusammen zu lesen, um auf der Glashütte wenigstens ein Paar Spitzgläser zu Anfang eines neuen Gewerbes dafür einzutauschen. Tiefsinnig wie ein Kaufmann, dessen Schiff der

gefräßige Ocean mit Mann und Maus verschlungen hat, ging er das Gebirg hinab, schlug sich mit tausend schwermüthigen Gedanken, machte zwischenein dennoch auch allerlei Speculationen, wie er den Schaden ersetzen und seinem Handel wieder aufhelfen könne. Da fielen ihm die Ziegen ein, die seine Frau im Stalle hatte; doch sie liebte sie schier wie ihre Kinder, und im Guten, wußt' er, waren sie ihr nicht abzugewinnen. Darum erdacht' er diesen Kniff: sich seinen Verlust gar nicht daheim merken zu lassen, auch nicht bei Tage in seine Wohnung zurückzukehren, sondern um Mitternacht sich in's Haus zu stehlen, die Ziegen nach Schmiedeberg auf den Markt zu treiben, und das daraus gelöste Geld zum Ankauf neuer Waare zu verwenden, bei seiner Zurückkunft aber mit seinem Weibe zu hadern und sich bärbeißig zu stellen, als habe sie durch Unachtsamkeit das Vieh in seiner Abwesenheit stehlen lassen.

Mit diesem wohlersonnenen Vorhaben schlich der unglückliche Mann nahe beim Dorfe in einen Busch, und erwartete mit sehnlichem Verlangen die Mitternachtsstunde, um sich selbst zu bestehlen. Mit dem Schlag zwölfe macht' er sich auf den Diebsweg, kletterte über die niedrige Hofthür, öffnete sie von innen, und schlich mit Herzklopfen zum Ziegenstalle; er hatte doch Scheu und Furcht vor seinem Weibe, auf einer ungerechten That sich erfinden zu lassen. Wider Gewohnheit war der Stall unverschlossen, was ihn Wunder nahm, ob's ihn gleich freute; denn er fand in dieser Fahrlässigkeit einen Schein Rechtens, sein Vornehmen damit zu beschönigen. Aber im Stalle fand er alles öd' und wüste, da war nichts, was Leben und Odem hatte, weder Ziege noch Böcklein. Im ersten Schrecken vermeint' er, es hab ihm bereits ein Diebsgenosse vorgegriffen, dem das Stehlen geläufiger sei als ihm: denn Unglück kommt selten allein. Bestürzt sank er auf die Streu und überließ sich, da

ihm auch der letzte Versuch, seinen Handel wieder in Gang zu bringen, mißlungen war, einer dumpfen Traurigkeit.

Seitdem die geschäftige Ilse vom Pfarrer wieder zurück war, hatte sie mit frohem Muthe alles fleißig zugeschickt, ihren Mann mit einer guten Mahlzeit zu empfangen, wozu sie den Geistlichen auch eingeladen hatte, welcher verhieß, ein Kännlein Speisewein mitzubringen, um beim fröhlichen Gelag dem aufgemunterten Steffen von der Erbschaft des Weibes Bericht zu geben, und unter welcherlei Bedingungen er daran Genuß und Antheil haben solle. Sie sah gegen Abendzeit fleißig zum Fenster aus, ob Steffen käme, lief aus Ungeduld hinaus vor's Dorf, blickte mit ihren schwarzen Augen gegen die Landstraße hin, war bekümmert, warum er so lange weile, und da die Nacht hereinbrach, folgten ihr bange Sorgen und Ahnungen in die Bettkammer, ohne das sie an's Abendessen gedachte. Lange kam ihr kein Schlaf in die ausgeweinten Augen, bis sie gegen Morgen in einen unruhigen matten Schlummer fiel. Den armen Steffen quälten Verdruß und Langeweile im Ziegenstalle nicht minder; er war so niedergedrückt und kleinlaut, daß er sich nicht traute an die Thür zu klopfen. Endlich kam er doch hervor, pochte ganz verzagt an, und rief mit wehmüthiger Stimme: Liebes Weib, erwache und thue auf deinem Manne! Sobald Ilse seine Stimme vernahm, sprang sie flink vom Lager wie ein munteres Reh, lief an die Thür und umhalsete ihren Mann mit Freuden; er aber erwiederte diese herzlichen Liebkosungen gar kalt und frostig, setzte seinen Korb ab, und warf sich mißmuthig auf die Ofenbank. Wie das fröhliche Weib das Jammerbild sah, ging's ihr an's Herz. Was plagt dich, lieber Mann? sprach sie bestürzt, was hast du? Er antwortete nur durch Stöhnen und Seufzen; dennoch fragte sie ihm bald die Ursach seines Kummers ab, und weil ihm das Herz zu voll war, konnt er sein erlittenes Unglück dem trauten Weibe nicht länger

verhehlen. Da sie vernahm, daß Rübezahl den Schabernack verübt hatte, errieth sie leicht die wohlthätige Absicht des Geistes, und konnte sich des Lachens nicht erwehren, welches Steffen ihr bei muthigerer Gemüthsverfassung übel würde gelohnet haben. Jetzt ahndete er den scheinbaren Leichtsinn nicht weiter, und fragte nur ängstlich nach dem Ziegenvieh. Das reizte noch mehr des Weibes Zwerchfell, da sie merkte, daß der Hausvogt schon allenthalben umher spionirt hatte. Was kümmert dich mein Vieh? sprach sie, hast du doch noch nicht nach den Kindern gefragt; das Vieh ist wohl aufgehoben draußen auf der Weide. Laß dich auch den Tück von Rübezahl nicht anfechten und gräme dich nicht: wer weiß, wo er oder ein anderer uns reichen Ersatz dafür giebt. Da kannst du lange warten, sprach der Hoffnungslose. Ei nun, versetzte das Weib, unverhofft kommt oft. Sei unverzagt, Steffen! hast du gleich keine Gläser und ich keine Ziegen mehr, so haben wir doch vier gesunde Kinder und vier gesunde Arme, sie und uns zu nähren, das ist unser ganzer Reichthum. Ach, daß es Gott erbarme! rief der bedrängte Mann, sind die Ziegen fort, so trag die vier Bälge nur gleich ins Wasser, nähren kann ich sie nicht. Nun so kann ich's, sprach Ilse.

Bei diesen Worten trat der freundliche Pfarrer herein, hatte vor der Thür schon die ganze Unterredung abgelauscht, nahm das Wort, und hielt Steffen eine lange Predigt über den Text, daß der Geiz eine Wurzel alles Uebels sei; und nachdem er ihm das Gewissen genugsam geschärft hatte, verkündigt er ihm nun auch die Nachricht von der reichen Erbschaft des Weibes, zog den welschen Brief heraus, und verdollmetscht' ihm daraus, daß der zeitige Parochus in Kirsdorf zum Vollstrecker des Testaments bestellt sei, und die Verlassenschaft des abgeschiedenen Schwagers zu sicherer Hand bereits empfangen habe.

Steffen stund da wie ein stummer Oelgötz, konnte nichts,

als sich dann und wann verneigen, wenn bei Erwähnung der durchlauchten Republik Venedig der Pfarrer ehrerbietig ans Käpplein griff. Nachdem er wieder zu mehrerer Besonnenheit gelangt war, fiel er dem trauten Weibe in die Arme; er wurde von nun an der freundlichste, gefälligste Ehemann, ein liebevoller Vater seiner Kinder und dabei ein fleißiger und ordentlicher Wirth, denn Müßiggang war nicht seine Sache.

Der redliche Pfarrer verwandelte nach und nach das Gold in klingende Münze, und kaufte davon ein großes Bauerngut, worauf Steffen und Ilse wirthschafteten ihr Lebenlang. Den Ueberschuß lieh er auf Zins aus und verwaltete das Capital so gewissenhaft als den Kirchenschatz, nahm keinen andern Lohn dafür als ein Meßgewand, das Ilse so prächtig machen ließ, daß kein Erzbischof sich desselben hätte schämen dürfen.

Die zärtliche treue Mutter erlebte noch im Alter große Freude an ihren Kindern; und Rübezahls Günstling wurde gar ein wackerer Mann, und diente im Heer des Kaisers lange Zeit unter Wallenstein im dreißigjährigen Kriege.

Volksmärchen

von den

Brüdern Grimm.

1.

Die drei Männlein im Walde.

Es war ein Mann, dem starb seine Frau, und eine Frau, der starb ihr Mann: und der Mann hatte eine Tochter, und die Frau hatte auch eine Tochter. Die Mädchen waren mit einander bekannt und gingen zusammen spazieren und kamen hernach zu der Frau in's Haus. Da sprach sie zu des Mannes Tochter: „Hör', sag deinem Vater, ich wollt ihn heirathen, dann sollst du jeden Morgen dich in Milch waschen und Wein trinken, meine Tochter aber soll sich in Wasser waschen und Wasser trinken.“ Das Mädchen ging nach Haus und erzählte seinem Vater, was die Frau gesagt hatte. Der Mann sprach: „Was soll ich thun? das Heirathen ist eine Freude, und ist auch eine Qual.“ Endlich weil er keinen Entschluß fassen konnte, zog er seinen Stiefel aus und sagte: „Nimm diesen Stiefel, der hat in der Sohle ein Loch, geh damit auf den Boden, häng ihn an den großen Nagel und gieß dann Wasser hinein. Hält er das Wasser, so will ich wieder eine Frau nehmen, läufts aber durch, so will ich nicht.“ Das Mädchen that, wie ihm geheißen war:

aber das Wasser zog das Loch zusammen, und der Stiefel ward voll bis obenhin. Es verkündigte seinem Vater, wie es ausgefallen war. Da stieg er selbst hinauf, und als er sah, daß es seine Richtigkeit hatte, ging er zu der Wittwe und freite sie, und die Hochzeit ward gehalten.

Am andern Morgen, als die beiden Mädchen sich aufmachten, da stand vor des Mannes Tochter Milch zum Waschen und Wein zum Trinken, vor der Frau Tochter aber stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken. Am zweiten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken so gut vor des Mannes Tochter als vor der Frau Tochter. Und am dritten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken vor des Mannes Tochter, und Milch zum Waschen und Wein zum Trinken vor der Frau Tochter, und dabei blieb's. Die Frau ward ihrer Stieftochter spinnefeind und wußte nicht, wie sie es ihr von einem Tag zum andern schlimmer machen sollte. Auch war sie neidisch, weil ihre Stieftochter schön und lieblich war, ihre rechte Tochter aber häßlich und widerlich.

Einmal im Winter, als es steinhart gefroren hatte und Berg und Thal vollgeschneit lag, machte die Frau ein Kleid von Papier, rief dann das Mädchen und sprach: „Da zieh das Kleid an, und geh' in den Wald und hol' mir ein Körbchen voll Erdbeeren: ich habe Lust darnach." „Du lieber Gott," sagte das Mädchen, „im Winter wachsen ja keine Erdbeeren, die Erde ist gefroren, und der Schnee hat auch alles zugedeckt. Und warum soll ich in dem Papierkleide gehen? es ist draußen so kalt, daß einem der Athem friert, da weht ja der Wind hindurch und die Dornen reißen mir's vom Leib'." „Willst du mir noch widersprechen?" sagte die Stiefmutter, „mach daß du fortkommst, und laß dich nicht eher wieder sehen, als bis du das Körbchen voll Erdbeeren hast." Dann gab sie ihm noch ein Stückchen hartes Brot und sprach: „Davon kannst du den

Tag über essen," und dachte „draußen wird's erfrieren und verhungern und mir nimmermehr wieder vor die Augen kommen."

Nun war das Mädchen gehorsam, that das Papierkleid an und ging mit dem Körbchen hinaus. Da war nichts als Schnee die Weite und Breite, und war kein grünes Hälmchen zu merken. Als es in den Wald kam, sah es ein kleines Häuschen, daraus guckten drei kleine Haulemännerchen. Es trat heran, wünschte ihnen die Tageszeit und klopfte an die Thür. Sie riefen herein, und es ging in die Stube und setzte sich auf die Bank am Ofen: da wollte es sich wärmen und sein Frühstück essen. Die Haulemännerchen sprachen: „Gieb uns auch etwas davon." „Gerne" sprach es, theilte sein Stücken Brot entzwei und gab ihnen die Hälfte. Sie fragten: „Was willst du zur Winterzeit in deinem dünnen Kleidchen hier im Wald?" „Ach," antwortete es, „ich soll ein Körbchen voll Erdbeeren suchen und darf nicht eher nach Hause kommen, als bis ich es mitbringe." Als es nun sein Brot gegessen hatte, gaben sie ihm einen Besen und sprachen: „Kehre damit an der Hinterthüre den Schnee weg." Wie es aber draußen war, sprachen die drei Männerchen untereinander: „Was sollen wir ihm schenken, weil es so artig und gut ist und sein Brot mit uns getheilt hat?" Da sagte der erste: „Ich schenk ihm, daß es jeden Tag schöner wird." Der zweite sprach: „Ich schenk ihm, daß Goldstücke ihm aus dem Mund fallen, so oft es ein Wort spricht." Der dritte sprach: „Ich schenk ihm, daß ein König kommt und es zu seiner Gemahlin nimmt."

Das Mädchen aber that, wie die Haulemännerchen gesagt hatten, kehrte mit dem Besen den Schnee hinter dem kleinen Hause weg, und was glaubt ihr wohl, das es gefunden hat? lauter reife Erdbeeren, die ganz dunkelroth aus dem Schnee hervor kamen. Da raffte es in großer Freude sein Körbchen voll, dankte den kleinen Männern, lief nach Haus und wollte es der

Stiefmutter bringen. Als es eintrat und „guten Abend" sagte, fiel ihm gleich ein Goldstück aus dem Mund. Darauf erzählte es, was ihm im Walde begegnet war, aber bei jedem Worte, das es sprach, fielen ihm Goldstücke aus dem Mund, so daß bald die ganze Stube damit bedeckt ward. „Nun sehe einer den Uebermuth," rief die Stiefschwester, „das Geld so hinzuwerfen," aber heimlich war sie neidisch darüber, und wollte auch hinaus in den Wald und Erdbeeren holen. Die Mutter sprach: „nein, mein liebes Töchterlein, es ist zu kalt, du könntest mir erfrieren." Weil sie ihr aber keine Ruhe ließ, so gab die Mutter endlich nach, nähte einen prächtigen Pelzrock, den es anziehen mußte, und gab ihr Butterbrot und Kuchen mit auf den Weg.

Das Mädchen ging in den Wald und gerade auf das kleine Häuschen zu. Die drei kleinen Haulemänner guckten wieder, aber es grüßte sie nicht, und ohne sich nach ihnen umzusehen stolperte es in die Stube hinein, setzte sich an den Ofen und fing an sein Butterbrot und seinen Kuchen zu essen. „Gieb uns etwas davon," riefen die Kleinen, aber es antwortete: „Es schickt mir selber nicht, wie kann ich andern noch davon abgeben?" Als es fertig war mit dem Essen, sprachen sie: „Da hast du einen Besen, kehr' uns draußen vor der Hinterthür rein." „Ei, kehrt euch selber," antwortete es, „ich bin eure Magd nicht." Wie es sah, daß sie ihm nichts schenken wollten, ging es zur Thür hinaus. Da sprachen die kleinen Männer untereinander: „Was sollen wir ihm schenken, weil es so unartig ist und ein böses neidisches Herz hat, das niemand etwas gönnt?" Der erste sprach: „Ich schenk ihm, daß es jeden Tag häßlicher wird." Der zweite sprach: „Ich schenk ihm, daß ihm bei jedem Wort, das es spricht, eine Kröte aus dem Munde springt." Der dritte sprach: „Ich schenk ihm, daß es eines unglücklichen Todes stirbt." Das Mädchen suchte draußen nach Erdbeeren, als es aber keine fand, ging es verdrießlich nach Haus. Und wie es den Mund

aufthat und seiner Mutter erzählen wollte, was ihm im Walde begegnet war, da sprang ihm bei jedem Wort eine Kröte aus dem Mund, so daß alle einen Abscheu vor ihm bekamen.

Nun ärgerte sich die Stiefmutter noch viel mehr und dachte nur darauf, wie sie der Tochter des Mannes alles Herzeleid anthun wollte, deren Schönheit doch alle Tage größer ward. Endlich nahm sie einen Kessel, setzte ihn zum Feuer und sott Garn darin. Als es gesotten war, hing sie es dem armen Mädchen auf die Schulter und gab ihm eine Axt dazu, damit sollte es auf den gefrornen Fluß gehen, ein Eisloch hauen und das Garn schlittern. Es war gehorsam, ging hin und hackte ein Loch in das Eis, und als es mitten im Hacken war, kam ein prächtiger Wagen hergefahren, worin der König saß. Der Wagen hielt still und der König fragte: „Mein Kind, wer bist du? und was machst du da?“ „Ich bin ein armes verlassenes Mädchen und schlittere Garn.“ Da fühlte der König Mitleiden, und als er sah, wie es so gar schön war, sprach er: „Willst du mit mir fahren?“ „Ach ja, von Herzen gern,“ antwortete es, denn es war froh, daß es der Mutter und Schwester aus den Augen kommen sollte.

Also stieg es in den Wagen und fuhr mit dem König fort, und als sie auf sein Schloß gekommen waren, ward die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, wie es die kleinen Männlein dem Mädchen geschenkt hatten. Ueber ein Jahr gebar die junge Königin einen Sohn, und als die Stiefmutter von dem großen Glücke gehört hatte, so kam sie mit ihrer Tochter in das Schloß und that, als wollte sie einen Besuch machen. Als aber der König einmal hinausgegangen und sonst niemand zugegen war, packte das böse Weib die Königin am Kopf, und ihre Tochter packte sie an den Füßen, hoben sie aus dem Bett und warfen sie zum Fenster hinaus in den vorbeifließenden Strom. Darauf legte sich ihre häßliche Tochter in's Bett und die Alte deckte

sie zu bis über den Kopf. Als der König wieder zurück kam und mit seiner Frau sprechen wollte, rief die Alte: „Still, still, jetzt geht das nicht, sie liegt in starkem Schweiß, ihr müßt sie heute ruhen lassen.“ Der König dachte nichts Böses dabei und kam erst den andern Morgen wieder, und wie er mit seiner Frau sprach und sie ihm Antwort gab, sprang bei jedem Wort eine Kröte hervor, während sonst ein Goldstück herausgefallen war. Da fragte er, was das wäre, aber die Alte sprach, das hätte sie von dem starken Schweiß gekriegt, und würde sich schon wieder verlieren.

In der Nacht aber sah der Küchenjunge, wie eine Ente durch die Gosse geschwommen kam, die sprach:

„König, was machst du?
schläfst du, oder wachst du?“

und als sie keine Antwort erhielt, sprach sie:

„Was machen meine Gäste?“

Da antwortete der Küchenjunge:

„Sie schlafen feste.“

Fragte sie weiter:

„Was macht mein Kindelein?“

Antwortete er:

„Es schläft in der Wiege fein.“

Da ging sie in der Königin Gestalt hinauf, gab ihm zu trinken, schüttelte ihm sein Bettchen, deckte es zu und schwamm als Ente wieder durch die Gosse fort. So kam sie zwei Nächte, in der dritten sprach sie zu dem Küchenjungen: „Geh und sage dem König, daß er sein Schwert nimmt und auf der Schwelle dreimal über mir schwingt.“ Da lief der Küchenjunge und sagte es dem König, der kam mit seinem Schwert und schwang es dreimal über dem Geist, und beim drittenmal stand seine Gemahlin vor ihm, frisch, lebendig und gesund, wie sie vorher gewesen war.

Nun war der König in großer Freude, er hielt aber die Königin in einer Kammer verborgen bis auf den Sonntag, wo das Kind getauft werden sollte. Und als es getauft war, sprach er: „Was gehört einem Menschen, der den andern aus dem Bett trägt und in's Wasser wirft?“ „Nichts Besseres,“ antwortete die Alte, „als daß man den Bösewicht in ein Faß steckt, das mit Nägeln ausgeschlagen, und den Berg hinab in's Wasser rollt“ Da sagte der König: „Du hast dein Urtheil gesprochen,“ ließ ein solches Faß holen und die Alte mit ihrer Tochter hineinstecken, dann ward der Boden zugehämmert und das Faß bergab gekullert, bis es in den Fluß rollte.

2.

Die sieben Raben.

Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, so sehr er sich auch eins wünschte; endlich gab ihm seine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde, und wie's zur Welt kam, war's ein Mädchen. Ob es gleich schön war, so war's doch auch schmächtig und klein, und sollte wegen seiner Schwachheit die Nothtaufe haben. Da schickte der Vater einen der Knaben eilends zur Quelle, Taufwasser zu holen, und die andern sechs liefen mit. Jeder wollte aber der erste beim Schöpfen sein, und darüber fiel ihnen der Krug in den Brunnen Da standen sie und wußten nicht, was sie thun sollten, und keiner getraute sich heim. Dem Vater ward unter der Weile angst, das Mädchen müßte ungetauft verscheiden, und wußte gar nicht, warum die Jungen so lange ausblieben. „Gewiß,“ sprach er,

„haben sie's wieder über ein Spiel vergessen;" und als sie immer nicht kamen, fluchte er im Aerger: „Ich wollte, daß die Jungen alle zu Raben würden." Kaum war das Wort ausgeredet, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupt in der Luft, blickte auf und sah sieben kohlschwarze Raben auf und davon fliegen.

Die Eltern konnten die Verwünschung nicht mehr zurücknehmen, und so traurig sie über den Verlust ihrer sieben Söhne waren, trösteten sie sich doch einigermaßen durch ihr liebes Töchterchen, das bald zu Kräften kam und mit jedem Tage schöner ward. Es wußte lange Zeit nicht einmal, daß es Geschwister gehabt hatte, denn die Eltern hüteten sich ihrer zu erwähnen, bis es eines Tag's von ungefähr die Leute von sich sprechen hörte, das Mädchen wäre wohl schön, aber doch eigentlich Schuld an dem Unglück seiner sieben Brüder. Da ward es ganz betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob es denn Brüder gehabt hätte, und wo sie hingerathen wären? Nun durften die Eltern das Geheimniß nicht länger verschweigen, sagten jedoch es sei so des Himmels Verhängniß gewesen, und seine Geburt nur der unschuldige Anlaß. Allein das Mädchen machte sich täglich ein Gewissen daraus und glaubte, es müßte seine Geschwister wieder erlösen. Es hatte nicht Ruhe und Rast, bis es sich heimlich aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, es möchte kosten, was es wollte. Es nahm nichts mit sich als ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immer zu, weit weit bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war zu heiß und fürchterlich und fraß die kleinen Kinder. Eilig lief es weg und hin zu dem Mond, aber der war gar zu kalt und auch grausig und bös, und als er das Kind merkte, sprach er: „Ich rieche rieche Menschen-

fleisch.“ Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut, und jeder saß auf seinem besondern Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: „Wenn du das Beinchen nicht hast, kannst du den Glasberg nicht aufschließen, und in dem Glasberg sind deine Brüder.“

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein und ging wieder fort, so lange, bis es an den Glasberg kam, dessen Thor verschlossen war. Nun wollte es das Beinchen hervor holen, aber wie es das Tüchlein aufmachte, so war es leer, und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Was sollte es nun anfangen? seine Brüder wollte es erretten und hatte keinen Schlüssel zum Glasberg. Das gute Schwesterchen nahm ein Messer, schnitt sich sein kleines Fingerchen ab, steckte es in das Thor und schloß glücklich auf. Als es hineingetreten war, kam ihm ein Zwerglein entgegen, das sprach: „Mein Kind, was suchst du?“ „Ich suche meine Brüder, die sieben Raben,“ antwortete es. Der Zwerg sprach: „Die Herren Raben sind nicht zu Haus, aber willst du hier so lang warten, bis sie kommen, so tritt ein.“ Darauf brachte das Zwerglein die Speise der Raben getragen auf sieben Tellerchen und in sieben Becherchen, und von jedem Tellerchen aß daß Schwesterchen ein Bröckchen, und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen, in das letzte Becherchen aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen hatte.

Auf einmal hörte es in der Luft ein Geschwirr und ein Geweh, da sprach das Zwerglein: „Jetzt kommen die Herren Raben heim geflogen.“ Da kamen sie, wollten essen und trinken, und suchten ihre Tellerchen und Becherchen. Da sprach einer nach dem andern: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen? wer hat aus meinem Becherchen getrunken? das ist eines Menschen Mund gewesen.“ Und wie der siebente auf den Grund des Bechers

kam, rollte ihm das Ringlein entgegen. Da sah er es an und erkannte, daß es ein Ring von Vater und Mutter war, und sprach: „Gott gebe, unser Schwesterlein wäre da, so wären wir erlöst.“ Wie das Mädchen, das hinter der Thür stand und lauschte, den Wunsch hörte, so trat es hervor, und da bekamen alle die Raben ihre menschliche Gestalt wieder. Und sie herzten und küßten einander und zogen fröhlich heim.

3.

Dornröschen.

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser an's Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch soll erfüllt werden, ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er ladete nicht blos seine Verwandte, Freunde und Bekannte, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchem sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit

Reichthum, und so mit allem, was auf der Welt nur zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben gethan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem funfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und todt hinfallen." Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn mildern konnte, so sagte sie. „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt."

Der König, der sein liebes Kind vor so großem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß die Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämmtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade funfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren, und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Thür auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen," sprach die Königstochter, „was machst du da?" „Ich spinne," sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?" sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte

auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger.

In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das da stand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heim gekommen und in den Saal getreten waren, sanken nieder und schliefen ein und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde auf dem Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Heerde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

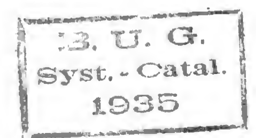
Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß bringen wollten. Es war aber alle Mühe vergeblich, denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornenhecke erzählte, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schliefe, und mit ihr schliefe der König und

die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen.“ Der gute Alte rieth ihm ab, aber er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren gerade die hundert Jahr verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Hecke näherte, waren es lauter große schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch: und hinter ihm thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten die Köpfchen unter die Flügel gesteckt. Und als er in's Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Thurm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er konnte es auch nicht lassen, bückte sich und gab ihm einen Kuß. Kaum hatte er es mit dem Kuß berührt, so schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich, die

Jagdhunde sprangen und wedelten, die Tauben auf dem Dach zogen die Köpflein unter den Flügeln hervor, sahen umher und flogen in's Feld, die Fliegen an den Wänden krochen weiter, das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen, der Braten fing wieder an zu brutzeln, der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da ward die Hochzeit des Königssohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.





Druck von J. Draeger in Berlin, Adlerstr. 9.

Inhalt.

Seite

